



Württembergisch

Franken

Jahrbuch 2004

2004

88 - 8107 Z

Württembergisch Franken

Herausgegeben vom
Historischen Verein für Württembergisch Franken

Band 88

Schwäbisch Hall

2004

Schriftleitung

Gerhard Fritz, Gerhard Taddey
unter Mitarbeit von
Herta Beutter, Herbert Kohl und Armin Panter



P1

ISSN 0084-3067

© Historischer Verein für Württembergisch Franken
Kontaktadresse: Herta Beutter, Keckenhof (Hällisch-Fränkisches Museum),
74523 Schwäbisch Hall,
e-mail: Herta.Beutter@schwaebischhall.de
Für den Inhalt einschließlich der Abbildungen zeichnen die Verfasser verantwortlich.
Gesamtherstellung: Gulde Druck, Tübingen

Inhalt

	Seite
130 Jahre Museum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall und 15 Jahre Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall	9
Bernd Stadel: „Schwäbisch Hall – der Zukunftshafen“	11
Christoph Philippi: Der Werdegang des Vereinsmuseums in Schwäbisch Hall	15
Karolin Wegner: 130 Jahre Museum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und 15 Jahre Hällisch-Fränkisches Museum	18
Werner Schuch: 25 Jahre Arbeit am und mit dem Museum	23
Armin Panter: Vom Keckenburgmuseum zum Hällisch-Fränkischen Museum	24
Kurt Andermann: Von Mecklenburg nach Württemberg. Zweihundert Jahre Reichsgrafen von Zeppelin in Aschhausen	27
Herta Beutter: Bäder und Bader in Hall	41
Irmgard Brose: „Die Schule war mein Lebenswerk und meine Freude.“ Frieda Berger, Lehrerin und Schulleiterin an der Haushaltungs- und Frauenarbeitschule Schwäbisch Hall	71
Elke Däuber, Doris Müller: Eine Frau, die sich was traute. Das aktive und außergewöhnliche Leben der Margarete Gutöhrlein	87
Walter Dürr: Gottlob Ernst Friedrich (von) Dürr (1792–1861), Königlich Württembergischer Oberamtsarzt, Bürger in Hall	103
Herbert Ebert, Theo Simon: Landschaftsgeschichtliches Zeugnis oder Talisman?	141
Steffen Hinderer: „Zu Limpurg auf der Veste, da wohnt ein edler Graf ...“. Über den Antrag zur Erhebung der Schenken von Limpurg in den Grafenstand	151
Andreas Kozlik: Über die Sterblichkeit in Württemberg während des 18. Jahrhunderts. Gesamtüberblick und neue Beispiele aus den Pfarreien Backnang und Murrhardt	159
Peter Schiffer: Die Hohenlohe und Röttingen	193
Jürgen Walter: Max Karl Prinz zu Hohenlohe-Langenburg, die deutsch-jüdische Emigration in Paris und das Dritte Reich	207
Christoph Weismann: In memoriam Paula Wunder (1911–2003)	231

Neue Bücher

1. Allgemeine Geschichte

1.1 Mittelalter und Frühe Neuzeit

- Alexander Brunotte und Raimund J. Weber (Bearb.): Akten des Reichskammergerichts im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, H, Inventar des Bestandes C 3 (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bd. 46/3), 1999 (*Sven-Uwe Bürger*) 235
- Sönke Lorenz / Dieter R. Bauer: Hexenverfolgung. Beiträge zur Forschung unter besonderer Berücksichtigung des südwestdeutschen Raumes, 1995 (*Herbert Kohl*) 236
- Thomas Hölz: Krummstab und Schwert. Die Liga und die geistlichen Reichsstände Schwabens 1609–1635. Zugleich ein Beitrag zur strukturgeschichtlichen Erforschung des deutschen Südwestens in der frühen Neuzeit (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde Bd. 31), 2001 (*Sven-Uwe Bürger*) 237

1.2 Neuzeit ab 1802

- Krankenmord im Nationalsozialismus. Grafeneck und die „Euthanasie“ in Südwestdeutschland. Hrsg. v. Roland Müller (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart 87), 2001 (*Rolf Königstein*) 240
- Renate Finckh: Sie versprachen uns die Zukunft. Eine Jugend im Nationalsozialismus, 2002 (*Dagmar Geiß*) 241
- Leonardo Calossi: Anmerkungen zu einer Internierung in Deutschland – Zwangsarbeit am Beispiel eines italienischen Militärinternierten bei Kugelfischer. Hrsg.: DGB – Region Main-Rhön, Schweinfurt, Verein zur Förderung von Bildung und Kultur e.V., Schweinfurt, sowie Gesellschaft für Politische Bildung e.V., Frankenwarte, 2003 (*Thomas Voit*) 241

2. Sozial-, Gesellschafts- und Ständegeschichte

- Volker Press: Adel im Alten Reich. Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Hrsg. von Franz Brendle und Anton Schindling in Verbindung mit Manfred Rudersdorf und Georg Schmidt (Frühneuzeit-Forschungen 4), 1998 (*Harald Stockert*) 242
- Christoph Bittel: Arbeitsverhältnisse und Sozialpolitik im Oberamtsbezirk Heidenheim im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte einer württembergischen Industrieregion, 1999 (*Gerhard Fritz*) 245

3. Wirtschafts- und Technikgeschichte

- Le Monde du Sel. Mélanges offerts à Jean-Claude Hocquet. Hrsg. von Carol D. Litchfield, Rudolf Palme und Peter Piasecki (Jahrbuch für Salzgeschichte, Bd. 8/9 (2000/2001)), 2001 (*Raimund J. Weber*) 246

4. Kunst-, Bau- und Kulturgeschichte

- Peter Schiffer (Hrsg.): Zum ewigen Gedächtnis. Beiträge einer Arbeitstagung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart, des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, des Bildungshauses des Klosters Schöntal und des Vereins Künstlerfamilie Sommer (Forschungen aus Württembergisch Franken 50), 2003 (*Andreas Zieger*) ... 248
- Vera Schneider: Michael Kern (1580–1649). Leben und Werk eines deutschen Bildhauers zwischen Renaissance und Barock (Forschungen aus Württembergisch Franken 49), 2003 (*Eberhard Göpfert*) 248
- Uwe Müller (Hrsg.): Matthäus Merian d.Ä. – Ätzkünstler und Verleger (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt 17), 2003 (*Thomas Voit*) 249

Ulrich Graf, Jochen Ansel, Hans Werner Hönes: Die Restaurierungsarbeiten in der Michaelskirche Schwäbisch Hall. Dokumentation zum Abschluss der Restaurierungsarbeiten an den Kunstwerken in der Michaelskirche Schwäbisch Hall zur Wiedereinweihung am Sonntag, dem 10. September 2000. Hrsg.: Evangelische Gesamtkirchengemeinde Schwäbisch Hall, 2000 (<i>Eberhard Göpfert</i>)	250
Evangelischer Gesamtkirchengemeinderat Schwäbisch Hall (Hrsg.): Die Michaelskirche in Schwäbisch Hall. Ein Begleiter durch die mittelalterlichen Kirchen St Michael, Urbanskirche und St. Katharina, 2002 (<i>Eberhard Göpfert</i>)	250
Ingeborg Wesser: Musikgeschichte der Hohenlohischen Residenzstadt Kirchberg. Von der Mitte des 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts (Quellen und Studien zur Musik in Baden-Württemberg 5), 2001 (<i>Eberhard Göpfert</i>)	251
Marie Sieger 1886–1970 – Beruf: Malerin. Hrsg. im Auftrag des Förderkreises Hällisch-Fränkisches Museum e.V.: Herta Beutter, Ariane Haack-Kurz, Armin Panter, 2003 (<i>Eberhard Göpfert</i>)	252
Soldatenehr' als Möbelzier. Uniformierte auf Möbeln und anderen Objekten der Volkskunst. Begleitbuch und Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung im Rößler-Museum Untermünkheim vom 18. Mai bis 20. Juli 2003. Hrsg.: Kultur- und Förderverein Rößler-Museum Untermünkheim e.V., 2003 (<i>Eberhard Göpfert</i>)	252
Ulmer Museum (Hrsg.): Michel Erhart & Jörg Syrlin. Spätgotik in Ulm, 2002 (<i>Herbert Kohl</i>)	253
Gudrun Mangold: Hunger ist der beste Koch. Karge Zeiten auf der rauen Alb – Rezepte und Geschichten, 2002 (<i>Jasmin Wiedemann</i>)	253

5. Archäologie

Unter Putz und Pflasterstein. Bauforschung und Mittelalterarchäologie in Reutlingen. Zum Beispiel Pfäfflinshofstraße 4. Hrsg.: Heimatmuseum Reutlingen, 1999 (<i>Andreas Kozlik</i>)	254
--	-----

6. Kirchen- und Religionsgeschichte

Lutz E. v. Padberg: Mission und Christianisierung. Formen und Folgen bei Angelsachsen und Franken im 7. und 8. Jahrhundert, 1995 (<i>Peter Schiffer</i>)	254
Dieter R. Bauer (Hrsg.): Unter Beobachtung der heiligen Regel. Zisterziensische Spiritualität und Kultur im baden-württembergischen Franken (Forschungen aus Württembergisch Franken 48), 2002 (<i>Andreas Zieger</i>)	256
Hermann Ehmer, Heinrich Frommer, Jörg Thierfelder, Rainer Joß: Gott und Welt in Württemberg, 2000 (<i>Astrid Breyer</i>)	257

7. Herrschafts-, Regional- und Landschaftsgeschichte, Landeskunde

7.1 Allgemeine Geschichte

Stefan Brakensiek, Axel Flügel (Hrsg.): Regionalgeschichte in Europa. Methoden und Erträge der Forschung zum 16. bis 19. Jahrhundert (Forschungen zur Regionalgeschichte Bd. 34), 2000 (<i>Andreas Kozlik</i>)	257
--	-----

7.2 Baden-Württemberg

Harald Stockert: Adel im Übergang. Die Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim zwischen Landesherrschaft und Standesherrschaft 1780 – 1850 (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe B 144. Bd.), 2000 (<i>Peter Schiffer</i>)	258
--	-----

7.3 Andere Regionen

- Peter Kolb, Ernst-Günter Krenig (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte, Bd. 4/2: Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Eingliederung in das Königreich Bayern, 1999 (Harald Stockert) 260

8. Stadt- und Ortsgeschichte

8.1 Region Württembergisch Franken

- Martin Baier: Gesichter einer Stadt. Crailsheim vor und nach 1945, 1999 (Andreas Kozlik) 262
- Sigurd Käser: Stadtwald Niedernhall. Hrsg.: Stadt Niedernhall, 2000 (Fritz Schall) 263
- Beate Iländer: Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Schwäbisch Hall vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Ende der Reichsstadtzeit (1648–1806) (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall 15), 2001 (Peter Schiffer) 263
- Andreas Maisch: Zeitsprünge: Schwäbisch Hall, 2003 (Ulrike Marski) 265

8.2 Andere Regionen

- Blätter zur Stadtgeschichte, Heft 14, hrsg. vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen, 1999 (Andreas Kozlik) 265
- Uwe Schmidt: Geschichte der Stadt Schorndorf. Mit Beiträgen von Rainer Lächele, Beate Sauerbrey und Thomas Vogel, 2002 (Gerhard Fritz) 266
- Welzheim – vom Römerlager zur modernen Stadt. Im Auftrag der Stadt Welzheim hrsg. von Sönke Lorenz und Andreas Schmauder (Gemeinde im Wandel 11), 2002 (Gerhard Fritz) 267
- Renate Ludwig, Peter Marzolf: Der Heiligenberg bei Heidelberg (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg Bd. 20). Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, 1999 (Andreas Kozlik) 268

9. Biografien

- Hans König: Graf Gottfried von Pückler-Limpurg. 1871–1957. Ein Leben aus dem Glauben, Wohltäter für Stadt und Kirche. Hrsg. von der Graf von Pückler und Limpurg'schen Wohltätigkeitsstiftung, 1996 (Andreas Kozlik) 269
- Uwe Müller (Hrsg.): Benno Merkle – Oberbürgermeister von Schweinfurt 1920–1933. Bearbeitet von Kathi Petersen (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt 18), 2003 (Thomas Voit) 269

10. Literatur und Dichtung

- Carlheinz Gräter (Hrsg.): Carl Julius Weber – Die Komödie des Menschen. Eine Auswahl aus „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“, 2002/03 (Dieter Wieland) 270
- Dieter Wieland: Gassenlicht. Eine Kindheit in Schwäbisch Hall (1938–1952), 2003 (Ulrike Marski) 271

11. Quellenwerke und Bibliografien, Geschichtswissenschaft, Archiv- und Museumswesen

- Albrecht Liess, Hermann Rumschöttel, Bodo Uhl (Hrsg.): Festschrift für Walter Jaroschka zum 65. Geburtstag (Archivalische Zeitschrift Bd. 80), 1997 (Sven-Uwe Bürger) 271
- Maria Würfel: Erlebniswelt Archiv. Eine archivpädagogische Handreichung, 2000 (Andreas Kozlik) 272

- Erhard Fischer: Bibliographie der Schorndorfer Geschichte. Das Schrifttum zur Orts-, Personen- und Familiengeschichte der Stadt und ihrer Teilorte von den Anfängen im sechzehnten Jahrhundert bis zum Jahre 2002, 2003 (*Andreas Kozlik*) 273
12. Weitere eingegangene Titel 273
- Die Bestände des Staatsarchivs Sigmaringen. Bd. 2: Südwürttemberg. Wü- und R-Bestände 1806–1996 (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bd. 53/2), 2000
- Martin Burkhardt, Maria Magdalena Rückert, Birgit Schäfer (Bearb.): Archiv der Freiherren von Liebenstein-Jebenhausen (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg Bd. 28), 2001
- Entdecken, Erforschen, Erhalten. Museumserweiterung und Sonderausstellung 1996. Hrsg.: Kultur- und Förderverein Rößler-Museum Untermünkheim, [1996]
- Hans-Dieter Fischer, Josef Heim, Ralph Walter: Bautzen-Schloss Oedheim. Geschichte und Geschichten. Hrsg. von der Gemeinde Oedheim, [1997]
- Jahrbuch für fränkische Landesforschung. Hrsg. vom Zentralinstitut für Regionalforschung an der Universität Erlangen-Nürnberg – Sektion Franken – 61, 2002
- Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte, hrsg. von Heinz-Günter Borck und Wolfgang Laufer unter Mitarbeit von Jost Hausmann, 27 (2001)
- Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg. Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg:
- Heft 44: Renate Wörner: Das alamannische Ortsgräberfeld von Oberndorf-Beffendorf, Kreis Rottweil, 1999. – Heft 45: Andrea Hagedorn: Die Villa rustica von Großsachsen, Gem. Hirschberg, Rhein-Neckar-Kreis, 1999. – Heft 48: Stefan Franz Pfahl: Die römische und frühalamannische Besiedlung zwischen Donau, Brenz und Nau, 1999. – Heft 49: Hans W. Smettan: Vegetationsgeschichtliche Untersuchungen am oberen Neckar im Zusammenhang mit der vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung, 2000. – Heft 50: Ralf-Jürgen Priloff: Tierknochen aus dem mittelalterlichen Konstanz. Eine archäozoologische Studie zur Ernährungswirtschaft und zum Handwerk im Hoch- und Spätmittelalter, 2000. – Heft 51: Petra Kieselbach, Claus-Joachim Kind, Ann M. Miller, Daniel Richter: Siebenlinden 2. Ein mesolithischer Lagerplatz bei Rottenburg am Neckar, Kreis Tübingen, mit einem Beitrag von Manfred Rösch und Arnd Gopelsröder. Zusammengestellt von Claus-Joachim Kind, 2000. – Heft 52: Joachim Köninger, Helga Liese-Kleiber, Karoline Müller, Helmut Schlichtherle, Michael Strobel, Wolfgang Torke: Berichte zu Ufer- und Moorsiedlungen Südwestdeutschlands III, 2000. – Heft 54: Annette Maria Groove: Das alamannische Gräberfeld von Munzingen/Stadt Freiburg. Mit einem Beitrag von Eva Burger-Heinrich, 2001. – Heft 55: Thomas Knopf: Das römische Sindelfingen. Mitarbeit und Beiträge im Katalog von Th. Hoppe, P. Menzel und R. Rademacher, 2000. – Heft 57: Werner Scharff, Christian Arnold, Werner Gerwin, Ingrid Huesmann, Klaus Menzel, Anke Pötzsch, Eva Tolksdorf-Lienemann, Andrea Trölller-Reimer: Schutz archäologischer Funde aus Metall vor immissionsbedingter Schädigung. Unter Mitarbeit von Hartmut Baum, Roland Baumhauer, Federico Galliano und Katrin Keiter mit Beiträgen von Bernd Engelhardt, Joachim Harnecker, Johann-Sebastian Kühlborn, Jakob Müller, Julia Opladen-Kauder, C. Sebastian Sommer, Martin Thoma, Diethard Walter, Susanne Wilbers-Rost und Werner Zanier, 2000. – Heft 58: Wolfgang Kimmig: Die „Wasserburg Buchau“. Keramikfunde, 2000. – Heft 59: Walter Lang: Spätmittelalterliche Glasproduktion im Nassachtal, Uhingen, Kreis Göppingen. Mit Beiträgen von U. Gross und A. Hegele, 2001. – Heft 60: Franz Josef Gietz: Spätes Jungpaläolithikum und Mesolithikum in der Burghöhle Dietfurt an der oberen Donau, 2001.
- Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde Bd. 71. Hrsg. im Auftrage des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e.V. von Hermann Niebuhr und Rainer Springhorn, 2002.

- Karl-Heinz Rueß: Rabbiner Dr. Aron Tänzer. Stationen seines Lebens, 2002.
Peter Rückert, Hansmartin Schwarzmaier (Hrsg.): 850 Jahre Kloster Herrenalb.
Auf Spurensuche nach den Zisterziensern (Oberrheinische Studien 19), 2001.
Wertheimer Jahrbuch 2002. Hrsg. vom Historischen Verein in Verbindung mit dem Staats-
archiv Wertheim, 2002.

Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 2003	277
Abkürzungen	286
Autoren und Mitarbeiter dieses Bandes	287

130 Jahre Museum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall und 15 Jahre Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall

1856 richtete der Historische Verein für Württembergisch Franken im Schloss von Künzelsau ein Museum ein. Nach dem Verkauf des Gebäudes fanden die Sammlungen in Schwäbisch Hall ein neues Domizil, wo sie 1873 im Pulverturm ausgestellt wurden. Ab 1908 waren die Bestände im sogenannten Gräterhaus zu sehen. In den 1920er Jahren überführte sie der Verein allmählich in die stauferzeitliche Keckenburg, die bis heute das Zentrum des Museumskomplexes bildet. Vor 15 Jahren wurde der erste Bauabschnitt des Hällisch-Fränkischen Museums eröffnet, das nun gemeinsam von Stadt und Verein getragen wird. Nach dem großzügigen Umbau und der schrittweisen Erweiterung der Räumlichkeiten werden, über sechs Gebäude verteilt, die reichen Sammlungsbestände zu Kunst und Geschichte Halls und Hohenlohes gezeigt.

Der Historische Verein für Württembergisch Franken und die Stadt Schwäbisch Hall begingen die beiden Jubiläen am 31. Oktober 2003 mit einem gemeinsamen Festakt im Hällisch-Fränkischen Museum. Die dabei gehaltenen Reden werden – soweit der Schriftleitung die Manuskripte überlassen worden sind – im Folgenden wiedergegeben.



Der Gebäudekomplex des Hällisch-Fränkischen Museums vom Großen Unterwöhrd aus gesehen (im Vordergrund die 2001 eröffnete ehemalige Stadtühle, im Hintergrund links der staufische Keckenturm)

Foto: Kern Atelier, Schwäbisch Hall

„Schwäbisch Hall – der Zukunftshafen“

VON BERND STADEL*

Ich freue mich, dass heute – zum 130-jährigen Jubiläum des Museums des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall – so viele Gäste aus Nah und Fern gekommen sind.

Viele Vereinsmitglieder sind gekommen, die Vertreterin des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst ist ebenso anwesend wie der Direktor des Württembergischen Landesmuseums; im Namen der Stadt heiße ich Sie herzlich willkommen.

Und auch zahlreiche Gemeinderäte sind erschienen – auch *Sie* möchte ich herzlich begrüßen.

Dieses „*Aufgebot*“ an Gästen bringt, so finde ich, Wertschätzung zum Ausdruck!

Wertschätzung für den Verein, –

Wertschätzung für dessen Sammlung, –

Wertschätzung für dieses Museum, –

Wertschätzung aber auch und vor allem, dieses Lob sei mir heute erlaubt, für die *Arbeit* der Beschäftigten in dieser Einrichtung!

Das Museum hier an dieser Stelle hat noch keine so lange Geschichte. Denn erst vor 15 Jahren eröffneten Stadt und Verein – *gemeinsam* – den ersten Bauabschnitt des Museums.

Ich selbst durfte dann im Juli 2001 die Einweihung des dritten und letzten Bauabschnitts des Hällisch-Fränkischen Museums mit etwa 1.300 Quadratmetern Fläche miterleben.

Seitdem haben wir nun rund 3.000 Quadratmeter Ausstellungsfläche.

Die Stadt hat sich dieses einiges kosten lassen: in den vergangenen 15 Jahren hat man rund 25 Mio. DM (!) investiert, um die Geschichte von Stadt und Region einem breiten Publikum vermitteln zu können. Auch das Land hat sich beteiligt: Wir erhielten einen Gesamtzuschuss von mehr als 1,2 Mio. DM für die diversen Baumaßnahmen.

Der Träger des Hällisch-Fränkischen Museums, Sie alle wissen dies, sind seither die Stadt Schwäbisch Hall und der Historische Verein für Württembergisch Franken.

Die Stadt Schwäbisch Hall ist seit dem Jahr 1873 der „*Zukunftshafen*“ für die Ausstellung der Sammlungen des Historischen Vereins – so schön steht es, fast schon poetisch, in der Einladung geschrieben.

* Bürgermeister der Stadt Schwäbisch Hall

Es sollte jedoch mehr als hundert Jahre dauern, bis der Verein und die Stadt sich durch einen Vertrag aneinander banden: der Verein stellt seitdem seine Sammlungen zur Verfügung, – und die Stadt sorgt im Gegenzug für deren Unterbringung, das heißt: die Stadt stellt die Gebäude und bezahlt das Personal und die laufenden Betriebsausgaben.

Im Bereich der altherwürdigen Keckenburg fand man die *idealen* Ausstellungsräume für die umfangreichen und qualitätvollen Sammlungen. Denkmalschutz und museale Bedürfnisse wurden für die bisherige Museumskonzeption in hervorragender Weise in Einklang gebracht. Ich danke in diesem Zusammenhang Herrn Werner Schuch und auch meiner Hochbauabteilung für die langjährige Arbeit.

Ich habe es gerade eben schon angesprochen: Der laufende Betrieb kostet – und zwar nicht zu knapp. Und jetzt – bin ich beim Hauptthema angelangt, welches die Verwaltung und den Gemeinderat seit längerem nicht mehr los lässt: es geht ums liebe Geld!

Über die Finanznot der Kommunen brauche ich heute im Detail wohl nichts auszuführen. Und die besondere, einmalige Situation der Stadt Schwäbisch Hall, der mehr als 50% der Gesamteinnahmen weggebrochen sind, ist allen Anwesenden sicherlich nur zu gut bekannt.

Worüber wird global diskutiert? – Dass sich die Kommunen immer mehr auf die hoheitlichen Kernaufgaben zurückziehen werden, – zurückziehen müssen! An Einsparungen geht kein Weg vorbei; und gespart werden kann am ehesten bei den sogenannten „*Freiwilligkeitsleistungen*“. – Wie dieses „schöne“ Wort schon aussagt, umfasst dieser Themenkomplex alle Aufgaben, zu deren Wahrnehmung eine Stadt nicht durch gesetzliche Regelungen verpflichtet ist. Es tut weh – auch ein Museum gehört zu diesem Diskussionsvolumen. Aber nicht alle freiwilligen Aufgaben einer Stadt können so einfach auf Null gesetzt werden. Dieses wäre, so finde ich, das Ende einer lebendigen Stadt!!!

Klar ist aber: nicht alles, auch das was uns lieb und teuer ist, wird so weiter geführt werden können, wie das in der Vergangenheit der Fall gewesen war. Die Stadt hat den langen Weg der finanziellen Konsolidierung, der noch vor ihr liegt, doch gerade erst begonnen. Und noch ist keine Entwarnung angesagt, wir sehen noch kein Licht am Ende des Tunnels! Insofern können wir nicht weitermachen, wie bisher! Aber ich bin zuversichtlich, dass wir die Krise ohne Kahlschlag auf allen Feldern bewältigen werden. Denn vieles kann auch anders als bisher organisiert werden. Vieles könnte auch ebenso gut von Dritten erbracht werden. Ehrenamtliches Engagement als Substitution findet heute schon in vielen Bereichen statt. Ich denke die Gesellschaft muss in dieser Hinsicht noch steigerungsfähig sein!

Für die Umsetzung und Entwicklung solcher Konzepte braucht es *Kreativität*. Dafür braucht es *Mut*, dafür braucht es *Durchhaltevermögen* – und *Visionen*. In diesem Zusammenhang möchte ich nochmals auf die Einladungskarte zurück-

kommen: „Schwäbisch Hall – der Zukunftshafen“. Wie der Grafik entnommen werden kann, gab und gibt es immer Menschen, die Visionen haben.

Ich habe heute, gemessen an der Einladungskarte, eine vergleichsweise bescheidene Vision: Nämlich dass es uns gelingen wird, die kulturelle Vielfalt unserer Stadt, das Vermögen an Geschichte und auch unser bauliches Kapital

über die momentane Krise hinwegzuretten – wengleich vielleicht in anderer Form, anders organisiert und angepasst an unsere finanzielle Leistungsfähigkeit. Dafür müssen wir gemeinsam arbeiten, dafür, für dieses Oberziel, müssen wir Kompromisse schließen, müssen wir *Visionen* entwickeln!

Vieles wird derzeit diskutiert, und auch für unser Museum scheint mir dieser Prozess noch nicht abgeschlossen zu sein. Aber meine eigene persönliche Vision sieht ganz sicher nicht so aus, wie die der Stadtväter von Weimar, wo das Stadtmuseum im Jahr des 100. Jubiläums aus Kostengründen komplett geschlossen wurde.

Das Jubiläum des Historischen Vereins möchte ich auch nutzen, um allen *Dank* zu sagen, die zum Aufbau des Museums beigetragen haben. Namentlich nennen möchte ich hierbei zunächst Herrn Dr. Ernst Breit, den „Nestor“ des Historischen Vereins, dem vor etwa 20 Jahren der Entschluss zur „Ehe mit der Stadt“ sicherlich nicht leicht gefallen ist.

Unser Dank gilt selbstverständlich auch Herrn Albert Rothmund, der anschließend den Verein leitete, und unter dessen Führung u. a. die wertvolle Synagogenvertäfelung restauriert und so manche Publikation über unseren Raum herausgegeben wurde. Er hat den Ausbau des Museums mit allem Nachdruck ständig eingefordert.

In der Amtszeit von Oberbürgermeister Karl Friedrich Binder wurden zwei Bauabschnitte vollendet und der dritte in die Wege geleitet. Auch ihm sei für seinen Einsatz für das Museum gedankt.

Letztendlich jedoch war es der Gemeinderat, der den Ausbau bewilligte, – übrigens einstimmig.

Danken möchte ich auch den Leitern des Museums. Als erster ist Herr Dr. Helmut Herbst zu nennen, heute Museumsleiter in Waiblingen. Vieles in der Konzeption des Museums geht noch auf ihn zurück. Nach zwei Jahren wurde er von Herrn Dr. Harald Siebenmorgen abgelöst, der heute das Badische Landesmuseum in Karlsruhe leitet. Ihm folgte Frau Dr. Isabella Fehle, die kurz vor der Einweihung des letzten Bauabschnitts die Leitung des Landesmuseums in Mainz übernahm.

Fachlich leitet das Museum heute Herr Dr. Armin Panter: er führt es seit der Umstrukturierung der Verwaltung als Abteilung im neu geschaffenen Fachbereich „*Kultureinrichtungen*“, dem Herr Albrecht Bedal vorsteht. Auch Ihnen für Ihren unermüdlichen Einsatz für diese Einrichtung meinen herzlichen Dank.

Danken möchte ich aber auch *allen* weiteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, ohne deren Engagement ein Museum weder aufgebaut noch dauerhaft betrieben werden könnte: Ich kann sie nicht alle namentlich nennen, . . .

es sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
im technischen Bereich,
im Sekretariat,
am Museumsempfang,
die Aufsichten und die Reinigerinnen.

Sie alle hielten den Betrieb hier bislang zuverlässig am Leben – dafür danke ich – auch im Namen von Herrn Oberbürgermeister Hermann-Josef Pelgrim, der heute leider verhindert ist, sehr herzlich.

Das Wort darf ich nun an Herrn Dr. Christoph Philippi, den derzeitigen Vorsitzenden des Historischen Vereins weitergeben. Doch zuvor möchte ich auch *ihm* für die stets gute Zusammenarbeit danken.

Der Werdegang des Vereinsmuseums in Schwäbisch Hall

VON CHRISTOPH PHILIPPI*

Das 150jährige Gründungsjubiläum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Sommer 1997 in Künzelsau war ein großer Markstein in unserer Vereinsgeschichte. Es wäre wenig sinnvoll gewesen, ein Jahr später das 125ste Jubiläum der Etablierung des Vereinsmuseums im Jahre 1873 im Haller Pulverturm zu begehen. Also feiern wir nun heute die Museumsgründung unserer Vorväter in dieser schönen Stadt. Seit 13 Jahrzehnten hat dieses Museum das kulturelle Selbstbewusstsein in der alten Freien Reichsstadt Schwäbisch Hall selbst und in der Region des Württembergischen Franken entscheidend mitgeprägt. Und 15 Jahre sind es her, dass der großzügige Erweiterungsbau des Museums begann.

Dabei muss ich ganz offen sagen, dass wir eigentlich nur durch einen Besuch von Herrn Prof. Himmelein vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart auf diese anstehende Gelegenheit zum Feiern aufmerksam geworden sind. Mit ihm zusammen haben wir nämlich Anfang August eine Standortbestimmung unseres Hällisch-Fränkischen Museums unternommen. Wir sind Ihnen, Herr Prof. Himmelein, sehr dankbar, dass Sie uns Ihre Zeit für diese Bestandsaufnahme gewidmet haben und auch heute zu uns sprechen werden.

Ich möchte mich aber auch bei Frau Wegner vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg für die Teilnahme an dieser Feierstunde bedanken.

Das besondere Interesse an musealem Gut hat im Historischen Verein für Württembergisch Franken von Beginn an bestanden. Es wurden sogenannte Altertümer gesammelt, und bereits neun Jahre nach der Vereinsgründung, also im Jahre 1856, konnte ein erstes kleines Museum im Schloss in Künzelsau eröffnet werden. Nach der Verlegung des Vereinssitzes im Jahre 1872 nach Schwäbisch Hall und wohl auch weil das Künzelsauer Schloss schulischen Zwecken zugeführt werden sollte, erfolgte 1873 der Umzug in den Pulverturm in Schwäbisch Hall. Das 1490 errichtete massive Befestigungsbauwerk muss wohl ein trockenes Innenleben gehabt haben, denn es hatte zuvor der Haller Kaufmannschaft als Aufbewahrungsort von Schwarzpulver gedient. Die am Ende des 19. Jahrhunderts lebhaft anwachsende Sammlung wurde 1907 erneut verlegt, diesmal in das Gräterhaus in

* Vorsitzender des Historischen Vereins für Württembergisch Franken e.V.

der Gelbinger Gasse. Von dort wanderte die Sammlung einschließlich der mittlerweile entstandenen Vereinsbibliothek in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts in die Keckenburg, eine der ältesten Adelsburgen aus staufischer Zeit. *Sie ragt von unten auf, wie in die Wolken* schrieb der damalige Stadtarchivar begeistert. Das Gebäude wurde bereits damals aus Mitteln der Stadt innen und außen instand gesetzt. Die Vereinsbibliothek nahm ein ganzes Stockwerk für sich in Anspruch, so dass der Raum für die ständige Ausstellung relativ knapp war, zumal der prächtige Barocksaal der ehemaligen Stättmeisterfamilie Sanwald für Vorträge und musikalische Veranstaltungen freibleiben sollte. Jedenfalls hatte das Museum hier seinen angemessenen Rahmen gefunden.

Die politischen Wirren des Nationalsozialismus einschließlich des Zweiten Weltkrieges gingen am Museum folgenlos vorüber. Der damalige Vereinsvorsitzende Dr. Emil Kost rettete die außerordentlich wertvolle Synagogenvertäfelung aus Unterlimpurg vor der Zerstörung durch die Nazis, indem er die Wandpaneele nach dem Auszug aus dem Gräterhaus nicht wieder aufstellen und verdeckt deponieren liess.

Mit dem wirtschaftlichen Aufstieg der Bundesrepublik in der Nachkriegszeit kam auch das alte Vereinsmuseum mehr und mehr zur Geltung. Unter den Vereinsvorsitzenden Dr. Ernst Breit und Albert Rothmund wurde eine Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung unter der Leitung von Herrn Oberbürgermeister Dr. h.c. Karl Friedrich Binder begründet, der sich große Verdienste um die kulturelle Förderung der Stadt erworben hat. Es kam zum Abschluss eines Kooperationsvertrages, nach dem der Verein seine Sammlungen in das Hällisch-Fränkische Museum als städtische Einrichtung einbringt. Ein paritätisch besetztes Gremium unter der Leitung des Oberbürgermeisters, der „Gemeinsame Ausschuss“, entscheidet in anstehenden wichtigen Fragen der Einrichtung und Führung des Museums.

Auf dieser sorgfältig ausgehandelten rechtlichen Grundlage begann 1988, vor 15 Jahren, die Erweiterung und der Ausbau des Hällisch-Fränkischen Museums. Neben der Keckenburg wurden weitere vier denkmalgeschützte Gebäude einbezogen. Herr Oberbürgermeister Pelgrim, in dessen Amtszeit der dritte Bauabschnitt der „Stadtmühle“ vollendet wurde, konnte das Hällisch-Fränkische Museum am 20. Juli 2001 in seiner endgültigen Gestalt eröffnen. Die Museumsleiter Dr. Harald Siebenmorgen, Dr. Isabella Fehle und Dr. Armin Panter haben in den jeweiligen Bauphasen ihrerseits wichtige Beiträge zur baulichen und musealen Gestaltung geleistet.

Das Hällisch-Fränkische Museum mit seinen Sammlungen unserer „Altertümer“ ist der Ort, an dem man die Geschichte unserer Stadt gegenständlich sichtbar machen und erleben kann. Dort schlägt das Herz von Schwäbisch Hall. Die Zusammenarbeit zwischen dem Museum und dem Historischen Verein ist ein belebendes Element, das beiden Institutionen dient und für die Stadt und ihre Bürgerinnen und Bürger segensreich wirkt: Eine typisch hällische Art gemeinsamen Schaffens.

Meine Damen und Herren, ich beschränke mich heute zwar auf den Werdegang des Museums. Das heißt aber nicht, dass uns die Gegenwart unberührt lässt. Die Gegenwart heißt: Finanzkrise der Stadt Hall. Wir haben die sehr bedrohliche Entwicklung von Anfang an aufmerksam beobachtet und, ich darf sagen: verständnisvoll begleitet. Im Gemeinsamen Ausschuss haben wir der Stadt Hilfsangebote unterbreitet. Es ist ganz klar: Unsere Position ist an der Seite des Hällisch-Fränkischen Museums. Wir setzen uns mit aller Kraft dafür ein, dass das Hällisch-Fränkische Museum die Krise übersteht.

130 Jahre Museum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und 15 Jahre Hällisch-Fränkisches Museum

VON KAROLIN WEGNER*

Wir feiern heute zwei Jubiläen, die untrennbar miteinander verbunden sind. Ich gratuliere dem „Historischen Verein für Württembergisch Franken“ zum insgesamt 130-jährigen Bestehen seines Museums. Dieses Museum hat seit den 1980er Jahren gravierende Veränderungen erfahren. Es hat einen neuen Namen bekommen, die Trägerschaft wurde auf die Stadt Schwäbisch Hall erweitert, die Konzeption und Präsentation wurden grundlegend überarbeitet. Ich gratuliere daher auch dem Hällisch-Fränkischen Museum zu seinem 15-jährigen Bestehen. Die Neugestaltung des Museums ist übrigens für die 1980er Jahre typisch. In dieser Zeit lässt sich deutschlandweit – auch systemübergreifend – eine stärkere Bedeutung der Stadtgeschichte feststellen, z. B. durch das Feiern von Stadtjubiläen und die Eröffnung von Städteausstellungen und Stadtmuseen. Hinzu kommt, dass den Kommunen und Ländern mehr finanzielle Mittel zur Verfügung standen. So konnte auch das Hällisch-Fränkische Museum neben kommunalen Mitteln in zweistelliger Millionenhöhe mit über 600 000 Euro vom Land bezuschusst werden.

Im Folgenden werde ich auf zwei Aspekte eingehen, zum einen auf die Wirkung und Bedeutung des Hällisch-Fränkischen Museums und zum anderen auf die Wichtigkeit des bürgerschaftlichen Engagements für Kulturinstitutionen. Lassen Sie mich mit einer kurzen Geschichte, die fast für sich selber spricht, beginnen:

Vor ein paar Wochen habe ich zusammen mit vier Freunden das Hällisch-Fränkische Museum besucht. Wir haben uns, ohne es vorher bewusst geplant zu haben, rund anderthalb Stunden im Museum aufgehalten. Das entspricht der durchschnittlichen Verweildauer, die Besucher in einem Museum verbringen, inklusive Besuch im Museumsshop und – wenn vorhanden – in der Cafeteria.

Natürlich konnte keiner von uns in dieser Zeit alles aufnehmen, aber trotzdem verließen wir begeistert das Museum, auch der alterstypisch nur wenig an kultur- und regionalgeschichtlichen Themen interessierte 13-jährige Sohn der Freunde und sein Vater, der sonst nur Museen oder Galerien mit zeitgenössischer Kunst besucht und somit eher jenseits des Kochers in der Kunsthalle Würth anzutref-

* Museumsreferentin im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg

fen ist. Es stellt sich natürlich die Frage: Wie konnte bei uns Museumsbesuchern in relativ kurzer Zeit dieser positive Eindruck entstehen?

Eine Antwort auf diese Frage ist komplexer als man glaubt, denn in einem Museumsbetrieb wie dem Hällisch-Fränkischen Museum spielen viele Faktoren für den Erfolg eine Rolle. Dem Stadtmuseum hier in Schwäbisch Hall kommen dabei zwei Voraussetzungen zugute: zum einen seine exzellente, über sehr viele Jahre hinweg aufgebaute Sammlung und zum anderen die Gebäude, in denen es untergebracht ist.

Das Hällisch-Fränkische Museum zählt zu der großen Gruppe der regionalgeschichtlichen Museen, zu denen allein in Baden-Württemberg 557 Museen gehören. Das ist fast die Hälfte aller registrierten Museen unseres Bundeslandes. Das Hällisch-Fränkische Museum geht allerdings nicht in dieser Vielzahl unter, sondern ist dank seiner breiten und qualitätvollen Bestände ein Paradebeispiel unter den regionalhistorischen Museen und nur mit wenigen anderen kommunalen Museen vergleichbar. In Baden-Württemberg fallen mir in ähnlicher Größe und in der Vielzahl bedeutender Exponate nur wenige Museen ein, ich denke beispielsweise an das Augustinermuseum in Freiburg und das Ulmer Museum, beide befinden sich allerdings in Städten, die um ein Vielfaches größer sind als Schwäbisch Hall.

Heutzutage könnte die Sammlung des Hällisch-Fränkischen Museums in ihrer Breite nicht mehr aufgebaut werden. Einerseits würde es an finanziellen Mitteln fehlen, und andererseits böte der Kunst- und Antiquitätenmarkt nur noch sehr wenige bedeutende und passende Stücke.

Zu verdanken sind die meisten Bestände dem „Historischen Verein für Württembergisch Franken“, der bereits seit 1847 wertvolle Kulturgüter zusammengetragen und damit vor ihrer Zerstörung bewahrt hat.

Die zweite Voraussetzung, die sich positiv auf den Erfolg des Museums auswirkt, sind sicherlich die Gebäude, in denen es untergebracht ist. Wie das ganze Erscheinungsbild des Zentrums von Schwäbisch Hall haben auch die Häuser des Museums eine große historische Tiefe. In ihnen sind seit dem Hochmittelalter Teile der Stadtgeschichte baulich konserviert worden. Diese authentische Aura kommt auch nach ihrer Restaurierung und Ergänzung durch bewusst moderne, architektonische Neuerungen zur Geltung.

Die beiden genannten Voraussetzungen – eine gute Sammlung und ihre passende Unterbringung – machen allerdings noch nicht zwangsläufig den Erfolg eines Museums aus. Der Erfolg hängt letztendlich davon ab, wie gut ein Museum seine Besucher kennt und wie es mit Hilfe dieses Wissens auf seine Besucher eingeht. Beim Hällisch-Fränkischen Museum habe ich den Eindruck, dass die Balance stimmt zwischen dem Anspruch der Wissensvermittlung und gleichzeitig interessanter Unterhaltung. Es wird ein Ort geschaffen, der die Identifikation mit der Vergangenheit ermöglicht.

Das Museum ist keine elitäre Bildungsstätte, aber trotzdem gibt es viel zu entdecken und zu lernen, und zwar für alle Alters- und Wissensstufen. Chronologisch

angeordnete Themenschwerpunkte werden abwechslungsreich vermittelt mit Hilfe von teilweise raumgreifenden Inszenierungen, klassischen Vitrinenpräsentationen und in Wort und Länge ausgewogenen Begleittexten sowie im jüngsten Ausstellungsbereich, der Stadtmühle, auch multimedial.

Die Kombination mit moderner Kunst, die auf den ersten Blick widersprüchlich wirkt, erzeugt zusätzliche Spannungsmomente, und darüber hinaus sorgen Sonderausstellungen für die notwendige Vertiefung spezieller Themen und für Abwechslung. Alle diese Komponenten machen für mich den Erfolg des Museums aus. Er spiegelt sich auch in den Besucherzahlen wider: In den letzten Jahren konnte das Museum jeweils über 45 000 Besucher zählen. Damit gehört es zusammen mit dem Hohenloher Freilandmuseum in Wackershofen und der Kunsthalle Würth zu den wichtigsten Museen in Schwäbisch Hall und der Region.

Die Besucherzahl ist erst dann richtig einzuordnen, wenn sie in Relation zu den Besucherzahlen anderer Museen gesetzt wird. Die Umfrage des Instituts für Museumskunde in Berlin im Jahr 2002 hat ergeben, dass nur knapp über 14 Prozent aller erfassten Museen in Deutschland von 25 000 oder mehr Menschen aufgesucht wurden. Übrigens hatte mehr als die Hälfte aller befragten Museen nur bis zu 5000 Besucher im Jahr 2002. Nur ein kleiner Teil der deutschen Museen kann also hohe Besucherzahlen verzeichnen.

Erlauben Sie mir an dieser Stelle einen kleinen Exkurs: Besucherzahlen sind heute nicht der einzige, aber ein wichtiger Indikator für den Erfolg eines Museums. Besucher kommen aber nur dann in unsere Museen, wenn ihnen etwas ganz Besonderes, nicht Alltägliches geboten wird. Die Menschen wollen sich wohlfühlen, angeregt werden, etwas lernen, und sie wollen eine nachhaltige Erfahrung mitnehmen. Museen wissen mittlerweile, dass ihr Erfolg und letztendlich ihre künftige Legitimation entscheidend von besucherorientierten Angeboten und der eigenen Kreativität abhängt, und die meisten engagieren sich in dieser Hinsicht bereits verstärkt.

Dabei nimmt der Erfolgsdruck von außen aufgrund der immer knapper werdenden öffentlichen Mittel zu. In Baden-Württemberg bekommen dies besonders die rund 300 Museen zu spüren, die sich in öffentlicher Trägerschaft befinden und über einen fest angestellten Mitarbeiterstamm verfügen. Daher wird es in Zukunft für die Museen immer wichtiger werden, andere finanzielle Quellen zu erschließen. Natürlich wird aus einem traditionellen Non-profit-Unternehmen – wie es Museen im Allgemeinen sind – kein reines auf Profit ausgerichtetes Unternehmen entstehen können. Eigene Einnahme von Geldern über Museumshop, Cafeteria, Eintritte, Raumvermietungen und das Sammeln von Sponsorengeldern werden jedoch von großer Bedeutung für die künftige Aufrechterhaltung der erfolgreichen Arbeit unserer Museen sein. Da die meisten Museen diese Anforderungen nicht allein erfüllen können, wird die Mitwirkung ehrenamtlicher Mitarbeiter unverzichtbar.

Damit komme ich zur Bedeutung des ehrenamtlichen Engagements für die Bereicherung und den Erhalt der vielfältigen Kulturlandschaft in Baden-Württemberg.

Die Situation der öffentlichen Haushalte ist, wie gesagt, außerordentlich angespannt. Gleichzeitig boomt besonders die Kulturbranche. Das belegen beispielsweise jährlich über 100 Millionen Besuche in deutschen Museen. Diese Situation – großes Bedürfnis nach kulturellem Angebot auf der einen Seite und fehlende Mittel auf der anderen – erfordert ein Umdenken, und zwar nicht nur von den Museen, sondern auch von den Besuchern. Es muss erkannt werden, dass für die Erforschung und den Erhalt unserer kulturellen Wurzeln sowie für die Schaffung von Neuem der eigene Einsatz elementar wichtig ist. Nur durch das Zusammenwirken der öffentlichen Hände mit den privaten Seiten lässt sich das breit gefächerte Kulturangebot auch langfristig erhalten.

Dazu müssen die Bürger, die das Kulturangebot nutzen, realisieren, dass sie auch Verantwortung für den Fortbestand dessen, was sie schätzen, übernehmen sollten. Es muss sich neben der Bereitschaft, einen Teil der Freizeit zu opfern, auch eine Kultur des Sammelns von Finanzmitteln entwickeln, wie es in den USA schon seit vielen Jahren zum bürgerschaftlichen Engagement gehört. Dort sind weit über die Hälfte aller freiwillig an Museen tätigen Personen, meist innerhalb eines Fördervereins, im Bereich der Sponsorengewinnung tätig, und zwar außerordentlich erfolgreich, denn oftmals können diese Kräfte Quellen erschließen, die dem Museum so nicht zugänglich sind.

Meines Erachtens kann sich im ehrenamtlichen Kunst- und Kulturengagement auch in Baden-Württemberg noch viel entwickeln.

Dabei ist das Land bereits auf einem guten Weg, denn rund 40 Prozent der Bevölkerung sind auf die eine oder andere Weise ehrenamtlich tätig. Baden-Württemberg nimmt damit die Spitzenposition unter allen deutschen Bundesländern ein, in denen durchschnittlich 34 Prozent der Bevölkerung eine freiwillige Arbeit ausüben.

Trotzdem ist es gerade für den kulturellen Bereich wichtig, dass ehrenamtliche Mitarbeit noch gesteigert wird. Ich denke da zum Beispiel an Jugendliche, die sowohl Projekte mit junger, anderer Denkweise und Enthusiasmus bereichern, als auch selbst Gewinn aus ihrem Engagement ziehen können. Denn Betriebe und Hochschulen wählen vielfach ihre Auszubildenden und Studenten nicht nur nach dem Notendurchschnitt aus, sondern es sind auch immer mehr sogenannte soft-skills gefragt, die über Reife und soziale Kompetenzen Aufschluss geben. Die Ausübung einer ehrenamtlichen Tätigkeit steht dabei besonders hoch im Kurs.

Die beiden Vereine, die das Hällisch-Fränkische Museum unterstützen, der „Historische Verein für Württembergisch Franken“ und der „Förderkreis Hällisch-Fränkisches Museum“, sind hervorragende Beispiele für aktives bürgerschaftliches Engagement. Der seit über 150 Jahren bestehende Historische Verein fördert als Teil seiner Tätigkeit das Museum nicht nur durch die Bereitstellung eines Großteils der Museumsbestände, sondern auch durch Ankäufe, die Veranstaltung von Vortragsreihen im Museum und die Herausgabe von Publikationen über den Bereich von Württembergisch Franken. Der Förderkreis kon-

zentriert sein Engagement rein auf das Museum und ermöglicht Publikationen, Führungen und setzt sich für die Beschaffung von Sponsorengeldern ein. Beide Vereine sind somit wichtige Stützen für das Museum, und jedes einzelne Mitglied hilft als „Werbeträger“ mit, das Museum im örtlichen Kultursystem zu positionieren.

Das Hällisch-Fränkische Museum liegt wie jede kulturelle Einrichtung im bipolaren Spannungsfeld von „Identität stiften“ und „Horizonte öffnen“, darüber hinaus aber auch in einem multipolaren Spannungsfeld der kulturellen Einrichtungen und Angebote im Landkreis Schwäbisch Hall und in der Region Hohenlohe-Franken. Ich denke, sowohl im inneren als auch im äußeren Gefüge konnte sich das Hällisch-Fränkische-Museum in den vergangenen 15 Jahren gut etablieren und ist zu einer nicht mehr wegzudenkenden Kulturinstitution für Schwäbisch Hall und die Umgebung geworden.

25 Jahre Arbeit am und mit dem Museum

VON WERNER SCHUCH*

Freude hat eine eigenartige Mathematik. Wird sie geteilt, ist sie doppelt so gross. Als Vorsitzender des Förderkreises Hällisch-Fränkisches Museum gratuliere ich herzlich dem Historischen Verein nicht nur zum Geburtstag bzw. zum Jubiläum, sondern zolle meinen Respekt für den Einsatz und die Ausdauer, Kulturgüter für die nachfolgenden Generationen zu bewahren und zu pflegen.

Der Förderkreis Hällisch-Fränkisches Museum besteht seit knapp zwei Jahren und unterstützt mit seinen 105 Mitgliedern die Arbeit des Museums und zieht mit dem Historischen Verein für Württembergisch Franken an einem Strang: wir möchten das Bewusstsein in der Bevölkerung für die Sammlungen und das Museum stärken. Wir arbeiten daran, wir helfen mit, dass die Keckenburg, die Stadtmühle und die angrenzenden Gebäude ein selbstverständlicher und wesentlicher Teil der Kultureinrichtungen in Hall bleiben. Von Anfang an haben wir, meine Mitstreiter Frau Ariane Haak-Kurz und Herr Friedrich Waller, in Herrn Dr. Christoph Philippi und seinem Vorgänger Herrn Albert Rothmund verlässliche Partner und Freunde gefunden – dafür meinen bzw. unseren herzlichen Dank.

In meiner zweiten Funktion als Architekt des Museums darf ich daran erinnern, dass bereits im Juli 1978 die ersten Zeichnungen für die Renovation und Veränderung des damaligen „Museumsecks“ gefertigt wurden. Es begann mit baugeschichtlichen Untersuchungen meines Bruders, anschliessend folgten verschiedene Bauaufnahmen, reizvolle, auch umstrittene Entwürfe, in die Tat umgesetzte Pläne bis zur Fertigstellung des Komplexes im Juli 2001. Dieses jahrelange Engagement fand seine Fortsetzung in der Gründung des Förderkreises: Insgesamt sind es also 25 Jahre, die ich mit und für dieses Haus gearbeitet habe. Das Vierteljahrhundert ist schnell vergangen, man erinnert sich nur noch an das Positive. Dazu gehört für mich, in dieser Schaffensperiode sehr viel gelernt, viele Freunde gewonnen zu haben, und ich bin sicher, heute Abend noch mehr Freunde für diese Kultureinrichtung der Stadt Schwäbisch Hall und des Historischen Vereins zu gewinnen.

Nochmals herzliche Gratulation und das obligatorische Geschenk an den Historischen Verein, vertreten durch Herrn Dr. Christoph Philippi: Führer durch Württembergisch Franken mit Federzeichnungen von Gustav Schlipf, eine Publikation aus den 1920er Jahren. Möge die Broschüre in der Vereinsbibliothek viele interessierte Leser finden.

* Architekt Schuch leitete von 1978–2001 den Umbau des Museumskomplexes.

Vom Keckenburgmuseum zum Hällisch-Fränkischen Museum

VON ARMIN PANTER*

1983, vor genau 20 Jahren, kreiste in der Stadtverwaltung eine vertrauliche Mitteilung, besser Beurteilung, deren Inhalt die Mitglieder des Historischen Vereins heute wohl zum ersten Mal hören. Ich darf Ihnen Auszüge daraus vorlesen:

Mit Blick auf vergleichbare Städte muß das Keckenburg-Museum Schwäbisch Hall als ein unattraktives und erfolgloses Museum bezeichnet werden. Bekanntheitsgrad, Ansehen und Besucherzahlen sind gering ... Die Meinung des Mannes auf der Straße ist negativ: das Museum ist altmodisch, verstaubt, erstarrt. Die Schwellenangst scheint besonders groß, in den Musentempel, in diese Kulturgruft geht man nicht. ... Das Museum ist kein offenes, gastfreundliches Museum; es bietet sich verschlossen, abweisend dar. Der Mutige klingelt und wird von einem bärbeißigen Führehepaar empfangen. ... alle Fenster und Zimmernischen sind vollgestellt mit Kakteen und Topfpflanzen, an jedem dieser Pflanzenbeete stehen Wasserflaschen zum Gießen, Reinigungsgerät und Verpackungsmaterial stehen überall frei im Museum ...

Die großen Namen der Vergangenheit des Vereins und des Museums lasten wie Blei auf den heutigen Sammlungen, so daß niemand wagt, die weihevollen Ordnung zu stören. Der Führungsstil des heutigen Vereins ist so autoritär, daß das Fußvolk passiv bleibt.

In dem Gutachten werden Maßnahmen zur Verbesserung der Situation vorgeschlagen, etwa die Herausnahme sämtlicher Topfpflanzenkulturen und die Auflösung des *hässlichsten Museumsteils, bäuerliche Kultur*. Das spätere Freilandmuseum Wackershofen hat davon profitiert. Ins Depot mit *unseriösen Exponaten* wie etwa der Tafel aus den 1930er Jahren *Kampf um eine vorgeschichtliche Burg!* Unter den konstruktiven Vorschlägen wird die Integration eines „Baden-Württembergischen Zinnsoldatenmuseums“ aufgeführt. Abschließend meint der Verfasser: *... auf Dauer kommt das Museum nicht ohne jüngere, museologisch geschulte, leistungsorientierte Betreuer aus.*

Die Topfpflanzenkulturen wurden – wie vorgeschlagen – entfernt und Herr Dr. Helmut Herbst für zwei Jahre eingestellt. Im folgte Herr Dr. Harald Siebenmorgen. Letztgenannter durfte fünf Jahre nach dem Gutachten den ersten Bauabschnitt des Museums eröffnen. Der zweite Streich – in Form des nächsten Bauab-

* Leiter des Hällisch-Fränkischen Museums seit 2001

schnitts – folgte sogleich. Als Herr Dr. Siebenmorgen nach Karlsruhe ans Badische Landesmuseum wechselte, wurde Frau Dr. Isabella Fehle mit der Leitung des Museums betraut.

Herr Altoberbürgermeister Dr. h.c. Karl Friedrich Binder hat die Fertigstellung des Museums auf den Weg gebracht. Wie er es geschafft hat, dass der Gemeinderat einmütig den Ausbau der Stadtmühle beschloss, war eine beachtliche Leistung. Es gab keine einzige Gegenstimme! Feierlich wurde 2001 der dritte und letzte Bauabschnitt, die Stadtmühle, von Herrn Oberbürgermeister Hermann-Josef Pelgrim eröffnet. Die Anstrengungen von über 130 Jahren Historischem Verein und 20 Jahren Stadt Schwäbisch Hall fanden ihren Höhepunkt. Fast möchte man von Fügung sprechen, denn wenige Monate später brach die Finanzmisere über Hall herein, – im Vergleich zu dem, was unser ehrwürdiger Keckenurm erlebt hat, eine vergleichsweise kleine Krise, die er ohne weiteres überstehen wird, hoffentlich auch ohne Umnutzung. Denn was der Gemeinderat in den letzten 20 Jahren verfügt hat, war weise. Man hat „Bettelmanns Umkehr“, wie der Bereich um den Keckenhof im Volksmund hieß, zur Schokoladenseite Halls herausgeputzt. Welch bessere Nutzung als die museale hätte man für einen mittelalterlichen Wohnturm finden können? Dass dies die einzig sinnvolle Verwendung des Gebäudekomplexes ist, zeigt die Tatsache, dass im Zuge der Diskussion um mögliche Einsparungen, bei der systematisch alle Einrichtungen bezüglich ihres räumlichen Konzeptes auf den Prüfstand kamen, keine effektive Umnutzung der Gebäude vorgeschlagen wurde.

Was Sie, sehr geehrte Gäste, beim Gang durch unser Museum sehen, ist dem Geist und den Anstrengungen mehrerer Generationen zu verdanken. Und auch heute engagieren sich viele Bürger für ihr Museum, organisiert im längst nicht mehr autoritär geführten Historischen Verein für Württembergisch Franken oder dem neu gegründeten Förderkreis Hällisch-Fränkisches Museum. Allen Mitgliedern sei herzlich gedankt. Mein besonderer Dank gilt den Mitarbeitern des Hauses, die mit großem Einsatz den Betrieb am Laufen halten. Allen voran danke ich Frau Herta Beutter, der stellvertretenden Museumsleiterin, für ihr unermüdliches Engagement. Dem restlichen Museumsteam, das ich aus Zeitgründen nicht einzeln namentlich nennen kann, danke ich von ganzem Herzen für die geleistete Arbeit. Einige von ihnen sind nun schon 15 Jahre dabei, alle haben ihren Anteil beim Aufbau erbracht und zum guten Renommee des Museums beigetragen. Trotzdem bangen sie nun um ihre Arbeitsplätze.

Wir alle hoffen, dass jetzt, nachdem wir mühsam den Gipfel erklommen haben, nicht der freie Fall nach unten beginnt, wieder zurück zum Heimatmuseum wie eingangs beschrieben. Dies zu verhindern, liegt weitgehend bei den von uns gewählten Politikern.

Wer mag, kann sich im Anschluss an den Festakt zu unserer Synagoge begeben. Dort steht an zentraler Stelle das Gebet für – wie es heißt – den *Stättmeister und den hoch edli Maschistrat*. Man spricht es, damit beide Institutionen auch weiterhin die richtigen Entscheidungen treffen.

Von Mecklenburg nach Württemberg

Zweihundert Jahre Reichsgrafen von Zeppelin in Aschhausen

VON KURT ANDERMANN

Mit dem Namen Zeppelin verbindet sich gewöhnlich der Gedanke an das gewaltige Luftschiff, das im Juli 1900 in Friedrichshafen am Bodensee erstmals in die Lüfte stieg und dessen vielfach zu Werbezwecken verwendete Nachfolger noch heute Aufsehen erregen, wenn sie über Stadt und Land am Himmel auftauchen¹. Daß ungeachtet solcher spektakulärer Inszenierungen die gräfliche Familie von Zeppelin seit inzwischen sieben Generationen in Südwestdeutschland lebt, seit zweihundert Jahren in Aschhausen ansässig ist und längst zum alteingessenen Adel des Württembergischen Franken gehört, ist gemeinhin weniger bekannt. Um es aber gleich vorwegzunehmen: Mit dem Luftschiff, das dem Namen Zeppelin zu weltweitem Ruhm verhalf, haben die Grafen von Zeppelin-Aschhausen gar nichts zu tun, sieht man einmal davon ab, daß dessen Konstrukteur² einer jüngeren Linie derselben Familie entstammte.

Die Anfänge der Zeppelin liegen nicht nur viele Jahrhunderte zurück, sondern auch viele hundert Kilometer von Aschhausen entfernt, nämlich in Mecklenburg³. Ihren Namen trägt die Familie von dem kleinen, westlich von Güstrow gelegenen, heute etwa 550 Einwohner zählenden Dorf Zepelin. Mithin stammt sie aus der Region zwischen Schwerin und Rostock, aus dem Gebiet der Mecklenburgischen Seenplatte. Der erste Namensträger, *Heynricus de Cepelin*, erscheint im September 1286 als Zeuge eines von dem mecklenburgischen Fürsten Hein-

1 Überarbeiteter und mit Anmerkungen versehener Text des am 26. Juli 2003 auf Schloß Aschhausen gehaltenen Festvortrags anlässlich der 200-Jahrfeier der Inbesitznahme durch die Grafen von Zeppelin.

2 *W.A. Boelcke: Zeppelin, Ferdinand Adolf August Heinrich Graf von, Luftschiffbauer*, in: *Badische Biographien NF Bd. 4*, hrsg. von *B. Ottnad*, Stuttgart 1996, S. 334–337.

3 Die im folgenden referierten Daten der älteren Familiengeschichte beruhen auf *L. Fromm: Geschichte der Familie von Zepelin, Schwerin 1876*; darüber hinaus vgl. *F. Cast: Historisches und genealogisches Adelsbuch des Königreichs Württemberg*, Stuttgart 1844, S. 396–399; *E. Wasmannsdorff: Geschichte des Geschlechts von Zepelin (Zeppelin)*, Görlitz 1938; *Genealogisches Handbuch der gräflichen Häuser A VII (Genealogisches Handbuch des Adels 56)*, hrsg. vom Deutschen Adelsarchiv e.V., Limburg a.d.L. 1973, S. 470–474; *Genealogisches Handbuch der adeligen Häuser A XXII (Genealogisches Handbuch des Adels 103)*, hrsg. vom Deutschen Adelsarchiv e.V., Limburg a.d.L. 1992, S. 412–429; *O. von Alberti u.a.: Württembergisches Adels- und Wappenbuch*, 2 Bde., Stuttgart 1889–1916, hier Bd. 2, S. 1100f. – Für freundliche Hinweise danke ich Dr. Hermann Ehmer, Stuttgart, Dr. Norbert Hofmann, Ludwigsburg, Dr. Maria Magdalena Rückert, Ludwigsburg, Professor Dr. Paul Sauer, Tamm, und Helga Gräfin von Zeppelin-Aschhausen, Schöntal.

rich von Werle für das Zisterzienserkloster Neuenkamp bei Stralsund ausgestellten Zollprivilegs. Aus einer Reihe weiterer Urkunden, vor allem aber aus ihrem Wappen – einem silbernen Eselskopf in blauem Schild – ist zu schließen, daß die Zeppelins gleichen Stammes sind wie die Familien von Bützow und von Hoge, und das wiederum bedeutet, daß ihre agnatischen Vorfahren sich sogar noch einige Jahrzehnte weiter zurückverfolgen lassen, nämlich bis ins erste Viertel des 13. Jahrhunderts. Neben dem allenthalben weit verbreiteten Namen Heinrich begegnen unter den ältesten Zeppelin wiederholt die ansonsten eher seltenen und daher besonders markanten Taufnamen Bolte und Ludolf, darüber hinaus Kurt und Hermann. Dieses Repertoire ausschließlich deutscher Traditionsnamen gibt zu der Vermutung Anlaß, die Familie sei in Mecklenburg gar nicht bodenständig gewesen, vielmehr erst im Zuge der hochmittelalterlichen Ostkolonisation dort zugewandert. Ob ihr Ursprung, wie ein älterer Chronist glauben wollte, im Gebiet der Grafschaft Hoya an der mittleren Weser zu suchen ist⁴, muß freilich dahingestellt bleiben. Für eine definitive Klärung dieser Frage fehlen die Quellen, und die Indizien sind eher dürftig.

Wie dem auch sei: Die Familie der Zeppelin ist so alt und vornehm wie die namhaftesten Geschlechter der Ritterschaft im Odenwald, im Kraichgau und am Kocher. Gleichwohl führten ihre Angehörigen im Unterschied zu den in diesen Landschaften beheimateten Familien nie den Freiherren-Titel. Das liegt daran, daß die Verfassungsentwicklung im Norden und Osten Deutschlands einen ganz anderen Verlauf genommen hat als im Süden und Westen⁵. Der im Norden und Osten ansässige Ritteradel verfügte zwar allzeit über einen vergleichsweise großen Grundbesitz, nicht selten sogar über einen größeren als entsprechende süddeutsche Familien, konnte sich aber von der landesfürstlichen Gewalt nie so recht emanzipieren und mithin anders als in Franken, Schwaben und am Rhein keine auf ein besonderes Verhältnis zum Kaiser in Wien gegründete reichsritterschaftliche Organisation herausbilden⁶.

Bereits im späteren Mittelalter blühte die Familie Zeppelin in mehreren Stämmen und Zweigen, mit deren Zubenennungen nach Appelhagen, Gnewitz, Gutthendorf, Thürkow, Wulffshagen und Zarneckow auch schon ihre wichtigsten Güter aufgezählt sind; im ganzen verteilte sich ihr Besitz über Mecklenburg und Pommern. Verschwägert waren die alten Zeppelin mit den Bernstorff, Blücher, Brockdorff, Bülow, Flotow, Levetzow, Lützwow, Moltke, Plessen und Winterfeldt sowie mit vielen anderen Familien im näheren und weiteren Umkreis Mecklenburgs. Mögen diese Namen in Süddeutschland auch weniger geläufig sein, so zählen sie doch durchweg zur Creme des norddeutschen Adels und sind mitunter im Rahmen der preußischen Geschichte auch hierzuland bekannt geworden.

4 *Fromm* (wie Anm. 3), S. 37ff.

5 *Th. Klein: Mecklenburg*, in: *K. G. A. Jeserich, H. Pohl, G.-Chr. von Unruh* (Hrsgg.): *Deutsche Verwaltungsgeschichte*, Bd. 1: *Vom Spätmittelalter bis zum Ende des Reiches*, Stuttgart 1983, S. 782–803.

6 *V. Press: Reichsritterschaften*, in: *Jeserich, Pohl, von Unruh* (wie Anm. 5), S. 679–689.

Die Zeppelin'schen Söhne dienten als Soldaten und Hofkavaliere von alters her den Herzögen von Mecklenburg, daneben vor allem und jahrhundertlang den Königen von Dänemark; hinzu traten verschiedentlich Engagements in schwedischen, preußischen, russischen, holländischen und britischen Diensten. Unverheiratete Töchter brachte man in den mecklenburgischen und pommerschen Klöstern und Damenstiften standesgemäß unter, etwa in Dobbertin, Malchow oder Ribnitz.

Die heute florierenden Zeppelin gehören allesamt zu der bereits im frühen 16. Jahrhundert begründeten Linie Thürkow-Appelhagen. Ihre gemeinsamen Stammeltern sind der 1731 geborene, später in britischen Diensten stehende Melchior Johann Christoph von Zeppelin und seine Gemahlin Friederike Charlotte von Walsleben aus dem Hause Lüsewitz. Von den wenigstens dreizehn Kindern dieses Elternpaares haben nicht weniger als sechs neue Linien ihren Ausgang genommen, und von diesen blühen heute noch immer vier; ihre Abkömmlinge sind über die ganze Welt verbreitet. Allein drei der von den Söhnen Melchior Johann Christoph Zeppelins († 1782) begründeten Linien machten sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in Südwestdeutschland, des näheren in Württemberg, ansässig: zum einen die von Volrath Gustav († 1824) abstammende Linie, die sich hernach nochmals in vier Zweige auffächerte, zum anderen die von Ferdinand Ludwig († 1829) ausgegangene württembergisch-gräflische Linie, aus der der Konstrukteur des Luftschiffs hervorging, und schließlich die reichsgräflische Linie, die von Johann Karl († 1801) abstammt und seit 1803 in Aschhausen ansässig ist. Und der zuletzt genannte Johann Karl⁷ war es, der mit seinem Engagement in württembergischen Diensten hierzuland den Anfang machte, seinen Brüdern den Weg wies und damit seiner Familie fern der alten Heimat einen ganz neuen Wirkungskreis erschloß.

Angefangen hat alles eher beiläufig: Zum Zweck seiner standesgemäßen Erziehung und Ausbildung diente Johann Karl im Pagencorps am Hof des Herzogs von Mecklenburg in Schwerin, als sein Schwager, der herzogliche Oberhofmeister von Lützow, ihn 1782, etwa fünfzehnjährig, dem seinerzeit auf der Durchreise nach St. Petersburg in Schwerin weilenden Prinzen Friedrich von Württemberg⁸, dem nachmaligen ersten württembergischen König, vorstellte und zur

7 Zu seiner Biographie und Grundlage der folgenden Ausführungen vgl. *Fromm* (wie Anm.3), S.373–387; *A. Pfister*: König Friedrich von Württemberg und seine Zeit, Stuttgart 1888, S.59f.; *E. Graf von Zeppelin*: Zeppelin, Johann Karl Reichsgraf von, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd.25, Leipzig 1900, S.75–79; *C. Belschner*: Reichsgraf Johann Carl von Zeppelin und sein Grabmal auf dem alten Friedhof in Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 1 (1900), S.68–87; *Ders.*: Das Scheffauer'sche Marmorbild des Reichsgrafen Johann Carl von Zeppelin, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 2 (1901), S.12f.; *Ders.*: Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, Ludwigsburg 1936, S.296f.; *W. Hudelmaier*: Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, Ludwigsburg 1969, S.306f.; *P. Sauer*: Der schwäbische Zar. Friedrich, Württembergs erster König, Stuttgart 1984, passim.

8 *Sauer* (wie Anm.7); *V. Press*: König Friedrich I., der Begründer des modernen Württemberg, in: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons (Ausstellungskatalog des Württembergischen Landesmuseums), 2 Bde. in 3, Stuttgart 1987, hier Bd.2. S.25–40; *W. Siemann*: Friedrich II./I., in: *S. Lo-*



*Abb. 1 Johann Karl Reichsgraf von Zeppelin (1767–1801)
(Vorlage: Graf von Zeppelin-Aschhausen)*

Aufnahme in dessen Hofstaat empfahl. An dem allseits als besonders aufge- weckt und intelligent geschilderten jungen Mann fand der Prinz auf Anhieb Ge- fallen, engagierte ihn und nahm ihn mit nach Rußland, wo seine Schwester So- phie Dorothee unter dem Namen Maria Feodorowna als Gemahlin des Thron- folgers lebte.

Binnen kurzem erlangte der junge Zeppelin das Vertrauen und die freundschaft- liche Zuneigung des gut ein Dutzend Jahre älteren Prinzen, eines Mannes, der in- folge seines selbstgerechten, schroffen und bisweilen gewalttätigen Wesens all- gemein gefürchtet war. Zwischen beiden entwickelte sich ein lebenslanges, be- sonders enges Vertrauensverhältnis, eine unzertrennliche Freundschaft: Kein anderer Mensch sollte Friedrich Zeit seines Lebens so nahestehen wie Zeppe- lin⁹. Gleich von Anfang an bewirkte Friedrich, selbst General der Zarin Kathari- na, ein rasches Avancement des Freundes in russischen Militärdiensten: 1783 wurde Zeppelin Leutnant und Flügeladjutant des Prinzen, 1784 Hauptmann und bereits im Jahr darauf Major. Unter dem Oberkommando des Fürsten Potemkin unternahmen beide einen Feldzug ins Schwarzmeergebiet, wo Johann Karl schwer erkrankte und von Friedrich aufopfernd gepflegt wurde. Mit seiner Ge- mahlin Auguste Karoline aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg sprang der Prinz freilich sehr viel weniger liebevoll um. Die Ehe war ausgesprochen un- glücklich. Und weil Friedrich seine Frau oft wüst beschimpfte, ja nicht einmal da- vor zurückschreckte sie zu schlagen, fiel er bei der Zarin bald in Ungnade, mußte den russischen Dienst quittieren und wurde zum Jahresende 1786 in aller Form des Landes verwiesen.

Zeppelin blieb keine Wahl. Obgleich selbst erst ganz jung vermählt, mußte er im Januar 1787 seinem Herrn und Freund folgen. Seine junge Frau, Ulrike Freiin von Delwig, die Tochter eines schleswig-holsteinischen Kammerherrn und russi- schen Generals, dem das Oberkommando über alle finnländischen Festungen der Zarin anvertraut war, blieb fürs erste bei ihren Eltern zurück. Monatelang bereisten Friedrich und Zeppelin gemeinsam Deutschland, außerdem Holland und Frankreich, und nachdem im September 1788 die wenig geliebte Gemahlin des Prinzen erst vierundzwanzigjährig verstorben war, erhielt Johann Karl, mitt- lerweile zum wirklichen Kammerherrn des Herzogs von Württemberg avan- ciert, den Auftrag, am Hof des Landgrafen von Hessen-Kassel für eine zweite Heirat Friedrichs zu werben. Daß dieses Heiratsprojekt an Friedrichs schlech- tem Ruf scheiterte, tat der Freundschaft keinen Abbruch: Als im Spätsommer 1789 Johann Karls erstes Kind, der Sohn Johann Friedrich Karl, geboren wurde, stand Prinz Friedrich höchstselbst Pate. Die junge Familie Zeppelin hatte sich in- zwischen nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Bodenheim bei Mainz in

renz, D. Mertens, V. Press (Hrsgg.): Das Haus Württemberg. Ein biographisches Lexikon, Stuttgart 1997, S. 289–292 (295).

⁹ Press: König Friedrich I. (wie Anm. 8), S. 34.

Ludwigsburg niedergelassen und bewohnte dort den später so genannten großen Mathildenhof an der hinteren Schloßstraße (heute Mömpelgardstraße).

Als sich nach dem Tod Herzog Karl Eugens 1793 abzeichnete, daß Friedrich bald selbst zur Regierung gelangen würde, brachte dieses Aufrücken des Prinzen in der Thronfolge auch seinem Freund neue Ehren und Ämter: 1794 avancierte Zeppelin zum ersten Hofkavalier des nunmehrigen Erbprinzen, 1795 zu dessen Oberhofmeister und 1796 zum wirklichen Geheimen Rat und Ritter des Großen Herzoglichen Ordens. Dabei hat sicher auch eine Rolle gespielt, daß Zeppelin 1795/96 mit einer neuerlichen, sehr ehrgeizigen Brautwerbung, diesmal am britischen Hof in London, erfolgreich war und die von Friedrich schon seit Jahren angestrebte zweite Heirat endlich zustandebrachte. Darüber hinaus hatte er gelegentlich mehrerer Gesandtschaften an den Kaiserhof in Wien sein großes diplomatisches Geschick eindrucksvoll unter Beweis gestellt.

Eine besondere Genugtuung dürfte es dem aus einem traditionell königsfernen Land stammenden Edelmann gewesen sein, daß der Kaiser ihm – einmal mehr auf Betreiben des Prinzen von Württemberg – im August 1793 Stand und Rang eines Reichsgrafen verlieh¹⁰. Und wie sehr man dabei bis ins Detail das Interesse Zeppelins bedachte, kommt darin zum Ausdruck, daß diese Standeserhöhung um fast ein ganzes Jahr, nämlich auf den 18. September 1792, zurückdatiert¹¹ und damit die Präzedenz des neu kreierten Grafen vor anderen neuen Grafen sichergestellt wurde. Es wäre möglicherweise aufschlußreich, einmal der Frage nachzugehen, welchen anderen Familien die Zeppelin mit diesem keinesfalls zufälligen Manöver vorgezogen werden sollten. Aufgrund dieser Privilegierung von 1793 respektive 1792 führen die Nachkommen Johann Karls noch heute den Titel Reichsgrafen. Diese nähere Qualifizierung ihres Grafenranges hat mit der Rückdatierung der entsprechenden Urkunde nichts zu tun, ist aber deshalb besonders wichtig, weil die erst vom 1. Januar 1806 datierende Standeserhöhung der anderen Grafen Zeppelin, der Nachkommen von Johann Karls jüngerem Bruder Ferdinand Ludwig, der „Luftschiff-Zeppeline“, nicht mehr vom Kaiser des bereits in Auflösung begriffenen Alten Reiches gewährt wurde, sondern bereits von dem durch den Preßburger Frieden frisch kreierten König von Württemberg. Infolgedessen sind die Zeppeline aus der Linie des Luftschiffers keine Reichsgrafen, sondern „nur“ württembergische Grafen.

Johann Karl, der erste Reichsgraf von Zeppelin, erklomm die letzten und höchsten Stufen seiner Karriere, nachdem wenige Tage vor Weihnachten 1797 sein Freund Friedrich den Thron des Herzogs von Württemberg bestiegen hatte. Nun wurde Johann Karl zum ersten Staats- und Konferenzminister befördert und erhielt die Oberaufsicht über alle Hofdepartements sowie über sämtliche herzoglichen Schlösser; zugleich überließ der Herzog ihm das davor selbst genutzte Lustschlößchen in Schwieberdingen. Der Kaiser beförderte Zeppelin zum wirkli-

10 *Fromm* (wie Anm. 3), S. 375.

11 *Sauer* (wie Anm. 7), S. 122.

chen Geheimen Rat, und der russische Zar verlieh ihm das Großkreuz des Malteser-Ordens. In seiner Eigenschaft als Präsident des württembergischen Geheimen Rats wurde dem nur wenig mehr als dreißig Jahre alten Premierminister ein lebenslanges Jahresgehalt in Höhe von 2000 Gulden zugesichert.

Allerdings sollte dieses Leben nicht mehr lange währen. Im Frühjahr 1801 mußten der Herzog und sein Freund vor den Heeren des revolutionären Frankreich die Flucht ergreifen. In Erlangen erkrankte Johann Karl von Zepelin an einem typhösen Fieber, und weil er entgegen besserem Rat glaubte, vor der Zeit nach Stuttgart und Ludwigsburg zurückkehren zu müssen, statt die Krankheit gehörig auszukurieren, starb er bereits am 14. Juni 1801 im Alter von noch nicht einmal 35 Jahren. Sein herzoglicher Freund und Gönner war untröstlich. Er bereitete ihm ein fürstliches Begängnis und ließ ihm unweit des Schlosses in Ludwigsburg ein Mausoleum errichten, in dem dereinst auch er selbst an Zepelins Seite beigesetzt werden wollte. Im Giebelfeld des als klassizistischer Tempel gestalteten Bauwerks steht die Inschrift *Dem vorangegangenen Freunde*, und im Inneren stützt sich, von dem Bildhauer Dannecker geschaffen, in Gestalt einer weiblichen Figur die trauernde Freundschaft auf den Kenotaph aus schwarzem Marmor¹². *Einen Freund wie Zepelin hat Friedrich nicht mehr gefunden*¹³.

Innerhalb von nicht einmal zwanzig Jahren hatte Johann Karl von Zepelin im Dienst des Prinzen, dann Herzogs von Württemberg für sich selbst und für seine Familie ungeheuer viel erreicht, sehr viel mehr als mancher andere in einem langen Leben. Maßgeblich für diesen spektakulären Erfolg war neben seiner hohen Intelligenz, seiner zweifellos überdurchschnittlichen persönlichen Tüchtigkeit und seinem ausgeprägten diplomatischen Talent vor allem die besonders enge Freundschaft, die ihn mit dem Prinzen beziehungsweise Herzog von Württemberg verband. Friedrichs homophile Neigungen sind kein Geheimnis, und es besteht kein Zweifel, daß sein rund zwei Jahrzehnte dauerndes Freundschaftsverhältnis mit Zepelin von entsprechenden Vorlieben geprägt war. Der Stil seiner Briefe an den Jüngeren, die bei Friedrich ansonsten nicht beobachtete Vertraulichkeit und nicht zuletzt der durch entsprechende Vorkehrungen in der Gruft konkretisierte herzogliche Wunsch, mit dem Freund über den Tod hinaus vereint zu sein, sprechen hinsichtlich der homoerotischen Dimension des Verhältnisses eine ganz und gar unmißverständliche Sprache.

Indes griffe es zu kurz, den Erfolg des Mecklenburgers allein aus den zärtlichen Gefühlen erklären zu wollen, die sein Fürst für ihn hegte. Zum einen ist zu berücksichtigen, daß das spätere 18. Jahrhundert generell ein Zeitalter der Empfindsamkeit, des Gefühlsüberschwangs und des Freundschaftskults war und insofern die gefühlvoll-schwärmerische Mode den Neigungen Friedrichs weit entgegenkam. Zum anderen war Friedrich ein viel zu aufgeklärter, machtbewußter, willensstarker und zielstrebigere Fürst, als daß er Schlüsselpositionen in der Re-

12 Belschner: Reichsgraf (wie Anm. 7), S. 75–87.

13 Press: König Friedrich I. (wie Anm. 8), S. 27.

gierung seines Landes nur aufgrund von Gefühlsanwandlungen besetzt hätte. Wer sich sein Vertrauen und seine Gunst erwerben und erhalten wollte, mußte Leistung erbringen, mußte dem Thron und dem Land von Nutzen sein. Und weil Johann Karl von Zepelin gerade die diesbezüglichen Erwartungen in vollem Umfang erfüllte, galt die Zuneigung Friedrichs nicht allein dem Freund, sondern schloß auch dessen Familie mit ein: Nach der überstürzten Flucht aus Rußland setzte der Prinz sich höchstpersönlich dafür ein, daß das jungvermählte, unmittelbar nach der Hochzeit getrennte Paar so rasch als möglich wieder zusammengeführt wurde, daß es Gelegenheit fand, eine Familie zu gründen. Und nach Zepelins frühem Tod – seine Frau Ulrike starb bereits im Jahr danach – nahmen sich sowohl der Herzog als auch die Herzogin der Hinterbliebenen in vorbildlicher Weise an. Friedrich und seine Gemahlin wußten sehr genau, was sie persönlich und was ihr Land dem verstorbenen Freund zu verdanken hatten. Der Sohn Johann Friedrich wurde großzügig mit Gütern bedacht, die Tochter Wilhelmine vom Herzogspaar an Kindesstatt angenommen und später mit dem württembergischen Außenminister Graf Taube verheiratet. Aber auch Johann Karls jüngerer Bruder Ferdinand Ludwig Zepelin, der Großvater des Luftschiff-Konstruktors, profitierte vom hohen Ansehen und Vertrauen, das der Name Zepelin am Stuttgarter und Ludwigsburger Hof genoß. Wie bereits erwähnt, wurde er 1806 in den Grafenstand erhoben und brachte es schließlich bis zum Staats- und Kabinettsminister und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Königreichs Württemberg¹⁴.

Ein unverdächtiger Zeitgenosse, der liberal gesonnene und deshalb von Friedrich nur wenig geschätzte Pfarrer, Schriftsteller und spätere Landtagsabgeordnete Johann Gottfried Pahl (1768–1839) rechnete den Reichsgrafen Johann Karl von Zepelin unter die *edelsten und besten Menschen*, rühmte ihn als den guten Geist Herzog Friedrichs. *Edel, uneigennützig und seinen Einfluß nie mißbrauchend war er immer der Vollendete, der, wenn Friedrichs Laune durch äußere oder innere Bewegungen verstimmt und getrübt wurde, Ruhe und Heiterkeit in das Gemüt des Fürsten zurückführte und es den Gefühlen der Schonung und des Wohlwollens aufschloß. Sein Tod war deshalb im Lande allgemein betrauert*¹⁵. Und Paul Sauer, der jüngste Biograph Friedrichs, charakterisiert den Frühverstorbenen wie folgt: *Zepelin war nicht nur der wichtigste Berater des Herzogs in allen außenpolitischen Fragen, sondern auch sein uneigennütziger Sachwalter vor allem gegenüber Österreich. Er unterstützte Friedrich im Kampf gegen die Landstände und deren außenpolitische Aktivitäten. [...] Kaiser Franz und Zar Paul schätzten seine Bemühungen um ein festes Einbinden Württembergs in die Allianzen gegen die französische Republik*¹⁶.

14 E. Graf von Zepelin: Zepelin (wie Anm. 7), S. 79–83.

15 Zitiert nach Belschner: Reichsgraf (wie Anm. 7), S. 69.

16 Sauer (wie Anm. 7), S. 188.

Es erscheint müßig, darüber zu spekulieren, welche Rolle Zeppelin, wäre er nicht vor der Zeit gestorben, bei der Konstituierung und dem Aufbau des neuen Königreichs Württemberg hätte spielen können. Wie die großen Staatsreformer Stein und Hardenberg in Preußen, Montgelas in Bayern oder Reitzenstein in Baden war auch er landfremd und erfüllte insofern zumindest eine wesentliche Voraussetzung für die beherzte Überwindung alter Strukturen, und seine kompromißlose Haltung im Umgang mit den württembergischen Landständen ist geeignet, seine reformerischen Qualitäten und sein Durchsetzungsvermögen glaubhaft zu machen. Und da er obendrein wie kein zweiter nach ihm einen ganz überragenden Einfluß auf seinen eigenwilligen Fürsten hatte, ist der Gedanke sicher nicht abwegig, er hätte als führender Kopf beim Aufbau des neuen Staates in den Jahren nach 1802/06 vielleicht ein schärferes Profil gewinnen können als der dann maßgebliche, übrigens ebenfalls landfremde, nämlich aus Pommern stammende Staatsminister Graf Normann-Ehrenfels.

Wie dem auch sei: Der Mecklenburger Johann Karl von Zeppelin war in Württemberg angekommen und hatte großen Einfluß gewonnen. Er hatte die ersten von der Französischen Revolution ausgelösten Erschütterungen der alten Ordnung noch selbst miterlebt und maßgeblich dazu beigetragen, ihre Auswirkungen auf das Land und seinen fürstlichen Freund so glimpflich als möglich zu gestalten. Eine standesgemäße Ausstattung seiner Familie mit Grundbesitz in der neuen Heimat erlebte er jedoch nicht mehr, denn diese wurde – insbesondere mit Schloß und Dorf Aschhausen – erst seinem Sohn Johann Friedrich zuteil, und die Voraussetzungen dafür schuf die von Napoleon angestoßene Säkularisation der geistlichen Staaten und Herrschaften in den Jahren 1802 und 1803.

Aschhausen, am Rand des fränkischen Baulands gelegen, war im hohen Mittelalter Sitz eines altedelfreien Dynastengeschlechts, später einer Ministerialenbeziehungsweise Ritteradelsfamilie, die, wie aus dem gemeinsamen Rad-Wappen zu schließen ist, zum Stamm der von Klepsau und der von Berlichingen gehörte¹⁷. Aus der Frühzeit dieser alten Aschhauser Ritter, das heißt aus dem 13. Jahrhundert, datiert der stattliche, hinter dem Schloß aufragende Bergfried. 1657 erlosch die Familie von Aschhausen¹⁸; im Mannesstamm, Burg und Dorf fielen dem Erzbischof von Mainz als Lehnsherrn heim. Bereits 1671 verkaufte Mainz diesen Besitz weiter an das Zisterzienserkloster Schöntal, dessen Äbte sich hier in den Jahren 1713 bis 1740 als Sommersitz das stattliche Prälatenschloß schufen, das mit seinen markant hervortretenden Rundtürmen noch heute das Ortsbild von Aschhausen beherrscht. Im Zuge der Säkularisation, deren man

17 Beschreibung des Oberamts Künzelsau, hrsg. von dem Königlichen statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1883, S. 355–369; *G. Himmelheber*: Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Künzelsau (Die Kunstdenkmäler in Württemberg 5), Stuttgart 1962, S. 81–87; Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, 8 Bde., Stuttgart 1974–1983, hier Bd. 4, S. 245.

18 *J.G. Biedermann*: Geschlechts-Register der reichsfrey unmittelbaren Ritterschaft Landes zu Francken löblichen Orts Ottenwald, Kulmbach 1751, Tfl. 369f.

2003 landauf, landab mit zahllosen Ausstellungen und Vortragsveranstaltungen gedachte¹⁹, gelangte das Kloster Schöntal samt allen seinen Gütern, darunter Dorf und Schloß Aschhausen, im Herbst 1802 an das Haus Württemberg²⁰. Württemberg erhielt damals neben Schöntal noch eine ganze Reihe weiterer geistlicher Herrschaften, so etwa die Stifte Ellwangen und Korb und die Klöster Zwiefalten, Rottenmünster und Heiligkreuztal. Natürlich ging es dem Herzog, dem bei gleicher Gelegenheit der Titel Kurfürst zuerkannt wurde, nicht darum seinen Besitz an Kirchen und Schlössern zu vermehren, vielmehr kam es ihm darauf an, sein Herrschaftsgebiet zu vergrößern und zu arrondieren. Die mit dem Territorialerwerb angefallenen, in der Regel sehr ausgedehnten, nun aber funktionslos gewordenen Klosteranlagen waren für das Land eher eine Last. Für diese Bauten, die in Bayern und Baden nicht selten abgebrochen wurden, galt es, eine neue Verwendung zu finden; häufig nutzte man die einstigen Konventsgebäude zur Ansiedlung von Gewerbebetrieben, bisweilen auch als Bewahranstalten oder für sonstige soziale Zwecke²¹.

Im Hinblick auf das davor schöntalische Schloß Aschhausen hat sich ein derartiges Nutzungsproblem vermutlich überhaupt nie gestellt, war es doch wie geschaffen für eine längst fällige standesgemäße Ausstattung der in Württemberg damals noch gänzlich unbegüterten Reichsgrafen von Zeppelin. Jedenfalls zögerte Kurfürst Friedrich nicht lang und belehnte mit dem Schloß am 23. Juli 1803 den Sohn seines frühverstorbenen Freundes. Zugleich verlieh er ihm bei dieser Gelegenheit den Namen „von Zeppelin-Aschhausen“, den seine Nachkommen noch heute führen. Zusammen mit ausgedehnten Nebengebäuden, rund 560 Morgen landwirtschaftlicher Fläche und knapp 500 Morgen Wald, dazu dem früher ebenfalls schöntalischen Buchhof bei Öhringen mit weiteren 200 Morgen Äckern, Wiesen und Weinbergen sowie 120 Morgen Wald war dieses Besitztum von eher bescheidenem Zuschnitt, stellte aber doch eine einigermaßen solide Grundlage dar, zumal das ganze Gut Steuerfreiheit genoß und die niedere Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt im Dorf Aschhausen einschloß, außerdem die Jagd- und Forsthoheit sowie eine Vielzahl von Befugnissen und Einkünften aus örtlichen Gewerbebetrieben²².

19 Zum Beispiel: Kirchengut in Fürstenhand. 1803: Säkularisation in Baden und Württemberg. Revolution von oben (Ausstellungskatalog), hrsg. von der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg und der Stadt Bruchsal, Ubstadt-Weiher 2003; Alte Klöster, neue Herren. Die Säkularisation im deutschen Südwesten 1803 (Ausstellungskatalog), hrsg. von H. U. Rudolf und M. Blatt, 2 Bde. in 3, Ostfildern 2003.

20 M. Erzberger: Die Säkularisation in Württemberg von 1802 bis 1810. Ihr Verlauf und ihre Nachwirkungen, Stuttgart 1902, S.225–238.

21 K. Stober: Denkmalpflege zwischen künstlerischem Anspruch und Baupraxis. Über den Umgang mit Klosteranlagen nach der Säkularisation in Baden und Württemberg (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 152), Stuttgart 2003.

22 Fromm (wie Anm.3), S.382f.; Beschreibung des Oberamts Künzelsau (wie Anm.17), S.358f.; Der Landkreis Öhringen. Amtliche Kreisbeschreibung (Die Stadt- und Landkreise in Baden-Würt-



Abb. 2 Exlibris mit dem Wappen des Grafen Rudolf von Zeppelin-Archhausen (1826–1893); im gespaltenen Schild erkennt man vorn die Sturmfahne als Zeichen des württembergischen Erbbanneramts, hinten einen Eselskopf, das Stammwappen der Familie von Zeppelin.

(Vorlage: Graf von Zeppelin-Archhausen)

Obendrein war mit dem Lehen Aschhausen eine besonders hohe Würde im Gefüge der Verfassung des damals noch existierenden Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation verbunden. Zusammen mit der Kurwürde hatte Friedrich von Württemberg unter Berufung auf die seinem Haus von altersher gebührende Reichssturmfahne²³ im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 das Erzbanneramt des Reiches erlangt, und das von diesem Erzamt abhängige Erbamt, das Reichserbbanneramt, übertrug er sogleich dem jungen Reichsgrafen von Zeppelin-Aschhausen für diesen selbst und nach dem Recht der Erstgeburt für dessen männliche Nachkommen²⁴. Damit stellte er zweifellos mit viel Bedacht die Grafen von Zeppelin-Aschhausen in die für sie höchst schmeichelhafte Gesellschaft der Fürsten von Waldburg in Oberschwaben als Reichserbtruchsessern, der Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen als Reichserbkämmerer, der Grafen von Pappenheim als Reichserbmarschällen und der Grafen von Althann beziehungsweise der Schenken von Limpurg als Reichserbschenken.

Allerdings war diese Herrlichkeit nicht mehr von langer Dauer, denn schon drei Jahre später ging das Alte Reich mitsamt seiner Verfassung und ihren altehrwürdigen Institutionen unter, und mit dem Ende des römischen Kaisertums erübrigten sich auch die Reichserzämter und die Reichserbämter. Aber einmal mehr erinnerte sich Friedrich, seit Weihnachten 1805 König von Württemberg, seines besten Freundes und dessen Nachkommenschaft und erwies dem Sohn Johann Friedrich erneut große Ehre. Als er 1809 die vier Kronerbämter seines Königreichs schuf, stellte er die Reichsgrafen von Zeppelin, denen er in seinem Reich wiederum die Würde von Erbbannerherren zudachte, erneut in eine Reihe mit hochadligen respektive standesherrlichen Häusern, diesmal mit den Fürsten zu Hohenlohe als Reichserbmarschällen, den Fürsten zu Waldburg als Reichsoberhofmeistern und den Fürsten zu Löwenstein als Reichsoberkammerherren²⁵. Zwar stand es nicht in Friedrichs Macht, den Zeppelin standesherrlichen Rang zu verleihen, schließlich verfügten sie zu Zeiten des Alten Reiches über keine Reichsstandschaft, ein Mangel der sich post festum nicht mehr beheben ließ. Aber an seinem entschiedenen Willen, sie der exklusiven Gesellschaft der Standesherrn, des Hochadels, zuzugesellen, ließ der König keinen Zweifel. Die Reichsgrafen von Zeppelin-Aschhausen sollten unter die allerersten Familien des Königreichs Württemberg gehören. Übrigens erinnert daran noch heute die

temberg). hrsg. von der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Öhringen, 2 Bde., [Stuttgart] 1961–1968, hier Bd. 2, S. 444 und 446f.

23 E. Schneider: Die württembergische Reichssturmfahne, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte 30 (1921), S. 30–35; M. Ernst: Kriegsfahnen im Mittelalter und die Reichssturmfahne von Markgröningen, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte 36 (1930), S. 102–132; W. Burr: Die Reichssturmfahne und der Streit um die hannoversche Kurwürde, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 27 (1968), S. 245–316.

24 Fromm (wie Anm. 3), S. 382.

25 F. Frhr. von Gaisberg-Schöckingen u. a. (Hrsgg.): Das Königshaus und der Adel von Württemberg, Pforzheim 1909, S. 23f.; Th. Knapp: Die württembergischen Erbämter, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte 42 (1936), S. 301–322.

vordere Hälfte des reichsgräflich von Zeppelin'schen Wappens, indem sie wie das alte württembergische Herzogswappen die Sturmflagge zeigt²⁶.

Die Könige kamen und gingen. Die Bedeutung der württembergischen Kronerbmänner verblaßte aus vielerlei Gründen schon zu Zeiten der Monarchie, und nach Friedrichs Tod normalisierte sich auch die Nähe der Zeppelin zum Thron. Angehörige der Familie dienten der Krone Württemberg weiterhin als Ministerialbeamte, Diplomaten und Soldaten; daneben standen sie in Diensten des deutschen Kaiserreichs. Gut hundert Jahre nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches vergingen auch das Königreich Württemberg und das Kaiserreich der Hohenzollern. Die Weimarer Verfassung überwand die Vorrechte des Adels. Durch ihren Namen, durch ihre Geschichte und nicht zuletzt durch ihr weithin sichtbares Haus sind die Reichsgrafen von Zeppelin aber noch heute eine „öffentliche Familie“, wiewohl die Verfassung unseres Staates ihnen eine öffentliche Rolle gar nicht mehr zugesteht.

Ihr weithin sichtbares Haus, 1803 aus Gönnerhand empfangen, erscheint in unseren Tagen etwas überdimensioniert. Es eignet sich vorzüglich zum Feiern von Festen, zum Repräsentieren, und eben dafür wurde es in einer anderen, längst vergangenen Zeit geschaffen. Für den Alltag in unserer so ganz anders gearteten Zeit ist es hingegen weniger tauglich. Mit seinen langen Fluren und seinen großen und hohen Räumen läßt es sich allenfalls im Sommer bequem bewohnen; im Winter ist es kalt und nur mit großem Aufwand zu heizen. Der Anblick seiner großflächigen Dächer und der Gedanke an die Kosten ihrer Instandhaltung erregen Schwindelgefühle, selbst wenn der Betrachter im Hof steht und festen Boden unter den Füßen hat. Es ist ein unzeitgemäßes Haus. Aber mit seinem ortsbildprägenden Charakter möchte man es aus Aschhausen nicht wegdenken, und trotz mancher Unbequemlichkeiten wird die Familie Zeppelin es ganz gewiß nicht missen wollen, auch wenn sie heutigentags keine Steuerfreiheit mehr genießt und darüber hinaus noch viele andere Einkünfte und Gerechtsame entfallen sind, die früher dazu beitrugen, ein derart herrschaftliches Haus zu erhalten.

Von Mecklenburg nach Württemberg! Es ist besonders aufschlußreich, am Ende dieser „Zeitreise“ den Blick noch einmal zurückzuwerfen ins Ursprungsland der Zeppelin, nach Appelhagen, woher sie vor mehr als zweihundert Jahren gekommen sind. Das dortige Schloß wurde seinen Eigentümern, der seinerzeit in Mecklenburg verbliebenen Linie von Zep(p)elin, 1945 von der Roten Armee genommen und 1991 faktisch noch einmal enteignet. Nach mehr als einem halben Jahrhundert Sozialismus ist es heute in einem höchst beklagenswerten Zustand, dem Verfall preisgegeben und wahrlich keine Zierde für die mecklenburgische Kulturlandschaft²⁷. Auch unzeitgemäße Häuser wollen bewohnt sein, und nur in-

26 *Fromm* (wie Anm. 3), S. 19ff.; *Cast* (wie Anm. 3), S. 399; *von Alberti* (wie Anm. 3), S. 1100f.

27 Zum Problem im allgemeinen vgl. *Chr. Rechberg* (Hrsg.): Restitutionsverbot. Die „Bodenreform“ 1945 als Finanzierungsinstrument für die Wiedervereinigung Deutschlands 1990. Eine Dokumentation, München 1996; *D. Kerbs*: Der Sauberkeit entgegen. In Mecklenburg-Vorpommern werden historische Gutsanlagen abgerissen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) vom 29. Juli



*Abb. 3 Schloß Aschhausen von Norden
(Vorlage: Graf Zeppelin-Aschhausen)*

dem sie bewohnt, indem sie angemessen genutzt werden, lassen sie sich vor dem Verfall bewahren, nur wenn sie bewohnt sind, entfalten sie einen Charme, den ein museal, gastronomisch oder sonst irgendwie „modern“ genutztes Schloß nie erreicht! Seit nunmehr zweihundert Jahren bewohnen die Reichsgrafen von Zeppelin das Schloß Aschhausen und erhalten es mit Unterstützung der staatlichen Denkmalpflege. So ist dieses Schloß noch heute eine Zierde für das Dorf Aschhausen und für das an Denkmälern gewiß nicht arme Württembergische Franken. Es stellt eine Bereicherung der südwestdeutschen Kulturlandschaft dar. Nur gut, daß es die Zeppelin zur rechten Zeit von Mecklenburg nach Württemberg verschlagen hat. Mögen sie ihr unzeitgemäßes Haus in Aschhausen noch lange bewohnen und bewahren!

1995; *J. von Altenbockum*: Wer Adel sagt, meint Bösewichter. Die Legende um die Bodenreform lebt weiter, in: FAZ vom 30. September 1995; *J.H. Schoeps*: Bodenreform-Urteil als Investitions-Hemmnis. Leserbrief, in: FAZ vom 23. Mai 1996; *K.P. Krause*: Deutsche Unrechtswirklichkeit, in: FAZ vom 14. August 2000.

Bäder und Bader in Hall

VON HERTA BEUTTER

*Hört reich und arm,
Das bad ist warm,
Wer sich wöll waschen und salben
Am hobt und allenthalben,
Er sey herr, knecht, frow oder man,
Dem wirt gewartet schon.*

Dieser Baderuf aus dem 15. Jahrhundert könnte an der Wende zur Neuzeit auch in Schwäbisch Hall regelmäßig ertönt sein, wenn die örtlichen Bader zum Badtag gerüstet hatten und um Kundschaft warben¹. Damals gab es in der Reichsstadt vier öffentliche Badestuben. Zu diesen kam 1541 – nach dem Erwerb der Burg Limpurg und des zu deren Füßen liegenden Dorfes Unterlimpurg durch den reichsstädtischen Magistrat – noch das dort bestehende Bad.

Als einziges der einstmals in der Stadt betriebenen Badehäuser hat das heutige Gebäude Nummer 3 im Keckenhof die Zeiten überdauert. Hier befand sich das so genannte Vordere oder Sprügelbad. Vor allem anhand der Geschichte dieses Hauses, dessen älteste Bauteile aus dem 14./15. Jahrhundert stammen, sowie seiner Besitzerinnen und Besitzer sollen hier einige Einblicke in das Badewesen und die Praxis des Baderhandwerks der Reichsstadt Hall gegeben werden. Um das Bild abzurunden, wird auch kurz auf die anderen öffentlichen Badeanstalten eingegangen, unter denen das im 16. Jahrhundert erstmals urkundlich nachgewiesene Wildbad in der Weilervorstadt, das von einem Mineralbrunnen gespeist wurde, eine Sonderstellung einnahm.

Seit alters verehrten die Menschen aller Kulturkreise der Erde das Wasser als ein wunderbares Element. Es galt als reinigend, heilend und sühnend für alles, was Körper und Seele befleckte. Wasser bedeutete und bedeutet – ungeachtet der

1 Überarbeitetes Manuskript des am 6. Dezember 1995 im Rahmen der Offenen Abende des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Barocksaal des Hällisch-Fränkischen Museums gehaltenen Vortrags. Die Anmerkungen wurden auf das Nötigste beschränkt. Besonderen Dank schulde ich Herrn Ltd. Stadtarchivdirektor a.D. Dr. Kuno Ulshöfer, dem früheren Leiter des Haller Stadtarchivs. Er gewährte mir, als ich das Vortragsmanuskript ausgearbeitet habe, Einsicht in seine Materialsammlung zum Badewesen in der Reichsstadt Hall.



Abb. 1 *Der Frauenjungbrunnen. Gemälde von Lukas Cranach d. Ä., 1546. Karrenweise werden alte gebrechliche und kranke Frauen an das Wasserbasin gebracht, um den Jungbrunnen zu durchqueren. Am gegenüberliegenden Beckenrand entsteigen sie dann dem Bad als junge, hübsche Damen. Foto: Atelier Kern, Schwäbisch Hall*

ihm innewohnenden zerstörerischen Gewalt – Leben². Vor allem die regenerierenden und heilenden Kräfte des Wassers beflügelten zu allen Zeiten die Phantasie der Menschen, die, getrieben von der Sehnsucht nach Verjüngung und dem Traum von der Erhaltung der ewigen Jugend, auch kuriose Blüten zur Entfaltung brachte. Ein solches Beispiel ist der Jungbrunnen, der in der bildenden Kunst wie in der Dichtung ein beliebtes Motiv war.

Die Reinigung des Körpers zählt zu den menschlichen Grundbedürfnissen. Eine regelmäßige Körperpflege trägt entscheidend zum Wohlbefinden des Menschen bei und fördert die Gesundheit. Um solche Zusammenhänge wusste man schon in den ältesten Kulturen; archäologische Funde sowie die überlieferten religiösen Reinigungsrituale belegen dies. Die verbreitetsten Bräuche waren Waschungen des Körpers beziehungsweise einzelner Körperteile und Bäder. Das wohl älteste bekannte Bad stammt aus der Maya-Kultur; es wurde 1994 in San Pedro Sula in Honduras entdeckt³. Die Maya-Könige benutzten die Anlage vor mehr als

2 H. Bächtold-Stäubli, E. Hoffmann-Krayer (Hrsg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. 9 (Stichwort: Wasser), Berlin 1987, Sp. 107ff.

3 „Schon die Mayas badeten im Dampf“, Haller Tagblatt, 30. September 1994.

6000 Jahren für Dampfbäder zur rituellen Reinigung vor Geburts- und Hochzeitsfesten. Unter den abendländischen Völkern waren es vor allem die Römer, die eine sehr aufwändige Badekultur pflegten. Auf sie beziehungsweise die von ihnen im besetzten Germanien ausgebauten Thermen gehen viele unserer heute noch florierenden Kurbäder zurück (z.B. Baden-Baden oder Wiesbaden).

Die medizinische Wirkung des Badens beschreibt ein arabischer Arzt des 11. Jahrhunderts wie folgt: *Das Bad öffnet die Poren und leitet die überflüssigen Säfte ab. Es löst die Winde und lässt den Urin leichter fließen. Bei Verdauungsbeschwerden schnürt es den Bauch zusammen, und es schwemmt den schmutzigen Schweiß ab; es tilgt ferner das Jucken und die Krätze. Ein Bad hebt die Ermüdung auf und durchfeuchtet den Körper, es regt die Verdauung an und bereitet zur Nahrungsaufnahme vor. Weiter lindert es die Schmerzen in den von der Gicht ausgedörnten Gliedern, zersetzt den Katarrh und fördert beim Fieber die kritischen Tage.*

Nach islamischem Verständnis sollte der Besuch im Bad eine Therapie für den ganzen Körper sein, bei der nicht nur Schwitz- und Wasserbäder angewendet wurden, sondern auch Massagen, sonstige körperliche Manipulationen und vor allem die sinnliche Entspannung eine Rolle spielten. Diese ganzheitliche Methode der Körperpflege rezipierte die abendländische Heilkunst und machte sie zum Vorbild für die in den Badestuben unserer Breiten gepflogene Badekultur. Was besagt eigentlich das Wort „Bad“? „Bad“ kommt aus dem Althochdeutschen und bedeutet wärmen.

In den Städten Südwestdeutschlands entstanden die ersten öffentlichen Badestuben im Hochmittelalter. Ihre Blütezeit hatten sie im 14. und 15. Jahrhundert. Von unseren Vorfahren wurden die dort verabreichten Anwendungen als eine angenehme und dem Körper sehr nützliche Sache geschätzt. Der regelmäßige Badbesuch war deshalb für sie kein Luxus, sondern Teil ihrer Alltagskultur. Das belegt u.a. eine Reihe obrigkeitlicher Verordnungen, die für verschiedene Dienstleistungen die Bezahlung eines Badgeldes vorschrieb. So erhielten in Hall z.B. Ende des 15. Jahrhunderts die Sieder nach der Suhlenfege, der Reinigung des Solebrunnens, neben einem opulenten Mahl Geld für den Besuch des Bades, und die Hochzeitsordnungen bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert regelten die Abgabe des Badgeldes an die Musikanten⁴.

Ende des 16. Jahrhunderts zeichnete sich ein Niedergang des Badewesens ab. Schwitz- und Zuberbäder wurden von der Bevölkerung nicht mehr in dem Maß in Anspruch genommen wie im ausgehenden Mittelalter. Die bislang von der Forschung dafür angeführten Gründe – die Infektionskrankheiten (auch in Hall wurde z.B. 1572 den Badern die Behandlung *frantzhösischer Leut*, Syphiliskranker, untersagt⁵), die Verteuerung des Holzes und ein verändertes Körperverhal-

4 StadtA Schwäbisch Hall, Haalarchiv (Depositum) B 157 fol.92ff. (Bericht über die Suhlenfege 1479), ebd. 4/492 p.201, 213 (Hochzeitsordnungen von 1490 und 1553).

5 Ebd. 4/207 fol.548 v.

ten – können allein nicht die Ursachen für das Badestubensterben gewesen sein, denn zur gleichen Zeit blühten in Süddeutschland die in derselben Weise betriebenen Kurbäder auf. Das Bader- und Barbierhandwerk richtete sich nun zunehmend auf die chirurgische Tätigkeit sowie auf die Haar- und Bartpflege aus. Als Ende des 18. Jahrhunderts akademisch ausgebildete Ärzte den Badern die medizinische Kompetenz weitgehend entzogen, verschwanden auch die meisten Wundarztpraxen, und von den einst so breit gefächerten Handwerken des Körpers überlebten allein der Masseur und der Friseur.

In Hall verlief die Entwicklung adäquat.

Die öffentlichen Badeanstalten in der Stadt

Die Reichsstadt erhielt zu Beginn des 14. Jahrhunderts von Ludwig dem Bayern die *Freiheit von fremden Bäuen*, besonders von Badstuben⁶. Aufgrund dieses Privilegs konnte der Rat künftig Ausherrischen, Fremden, den Betrieb eines Bades auf Stadtgebiet verwehren.

Ein Bad in Hall wird 1349 erstmals urkundlich genannt; es ist dies die Badestube an der Brücke. Kurze Zeit später finden die Badestube in der Gelbinger Gasse und das Haus des Baders am Ufer (1351) sowie das *Sturnglog* genannte Vordere Bad (1363) Erwähnung⁷.

Im ausgehenden Mittelalter gab es vier öffentliche Badestuben:

1. das Vorderbad bei der Dorfmühle,

6 In verschiedenen Kopialbüchern wird eine Urkunde aus dem Jahr 1317 zitiert. Es handelt sich aber wohl um das Privileg Ludwigs des Bayern von 1339 (HStA Stuttgart H 51 U 406), in dem die Badstuben nicht eigens erwähnt werden. Die 1488 durch Kaiser Friedrich III. erneuerte Urkunde bietet, ... *daß niemand in der gemelten Stadt Hall Landwehr, noch auf unsern und des Reichs Grenzen und Gütern, darin gelegen, keine Badstuben, Tafern, Wirtschaft errichte* ...), StadtA Schwäbisch Hall 4/16 Bl. 192ff.

7 K. *Ulshöfer*: Regesten der Urkunden des Hospitals zum Heiligen Geist in der Reichsstadt Hall bis 1480 (Forschungen aus Württembergisch Franken Bd. 24), Sigmaringen 1998, U 78: 1349 Dezember 24 vermachte Hermann Snewazzler d. Ä., B. zu Hall, und seine Ehefrau Adelheid dem neuen Spital am Bach die Gefälle aus der halben Badstube an der Brücke [Henkersbrücke] außer einer Gült von 1 pfd und 4 ß h, die den Heiligen zu St. Michael zusteht. – F. *Pietsch* (Bearb.): Die Urkunden des Archivs der Reichsstadt Schwäbisch Hall. Bd. I (1156–1399, Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bd. 21), Stuttgart 1967, U 270: 1351 Januar 13 verkaufen Cunrat Hagedorn, B. zu Hall, und seine Hausfrau Gute an die Heiligenpfleger zu St. Katrin eine Gült aus dem Garten des Sitz Heittener in der Auwe bei der Badestube in der Gelbinger Gasse. U 279: 1351 Dezember 8 bekunden Abt Conrad und der Konvent des Klosters Kamberg und der Pleban Johannes zu Hall, dass mit ihrer Genehmigung + Guta Veldenerin, Wwe. des Conrad Veldener, eine Kapelle auf dem Friedhof der Pfarrkirche in Hall hat errichten und weihen lassen und zu ihrem Seelenheil und dem ihres Mannes und ihrer Vor- und Nachfahren mit Einkünften u. a. aus dem Haus des Baders am Ufer ausgestattet hat; U 417: 1363 September 1 verkaufen Gewin Wigmar, B. zu Heilprunn, und seine Hausfrau Elzbeth an des Reiches Straße zu Heilprunn an die ehrbaren Conrat Mutzmeister, Schultheiß zu Hall, und dessen Schwester Frau Guta mit Hand, Mund und Halm u. a. die vordere Badstube gen. die Sturnglog.

2. das Unterwöhrdbad auf dem Grasbödele,
3. das Brückenbad bei der Henkersbrücke,
4. das Erkenbad unterhalb des Badtörles.

Noch nicht zum Gebiet der Reichsstadt gehörte damals Unterlimpurg. In dem Dorf, das die Schenken von Limpurg 1541 an Hall verkauften, bestand ebenfalls eine öffentliche Badestube. Sie lag am Eingang zur Badersklinge.

Unklar ist, ob das Wildbad im Weiler – ein Heilbad, das sein Wasser aus einer Mineralquelle bezog, – an der Wende zur Neuzeit schon existierte.

Über die genannten Einrichtungen hinaus waren in der Stadt noch einige Spezialbäder vorhanden:

1. Das rituelle Bad der im 14. Jahrhundert ausgerotteten hiesigen jüdischen Gemeinde. Die Mikwe wird im Bereich des heutigen Alten Schlachthauses vermutet. Dort befand sich das mittelalterliche Judenghetto.
2. Die Badestube im Hospital am Bach, die den Hospitaliten vorbehalten war.
3. Die Badestube im Sondersiechenhaus vor dem Gelbinger Tor. Sie wurde von den dort lebenden armen Siechen und den in der Quarantänestation, dem so genannten Leprosen- oder Franzosenhaus, untergebrachten, mit ansteckenden Krankheiten behafteten Personen benutzt.

Die Standorte der Badebetriebe befanden sich alle in der Nähe eines Fluss- oder Bachlaufs. Selbst das Wildbad stieß rückwärtig an den Heimbach. Die Wasserläufe garantierten für den Fall, dass die Brunnen nicht genügend Wasser führten, eine ausreichende Versorgung der Badestuben, andererseits ermöglichten sie die unkomplizierte Entsorgung der Bäder. Auf die Reinhaltung der Gewässer, vor allem in den Abschnitten, wo sich die Badebetriebe befanden, achtete die Obrigkeit deshalb besonders. Um der Seuchengefahr durch verunreinigtes Wasser vorzubeugen, aber auch um den Badern eine ordentliche Wasserqualität zu sichern, untersagte der reichsstädtische Magistrat z.B. 1488 den um das Vordere Bad ansässigen Metzgern, ihren *wust*, ihre Schlachtabfälle, am Sulfertor beziehungsweise oberhalb desselben in den Kocher zu schütten⁸.

Die Verteilung der Badestuben über das Stadtgebiet lässt in etwa auf ihren Einzugsbereich schließen. Die Badbesucher gingen aus Angst, bestohlen zu werden, nur leicht bekleidet ins Bad, manche sogar nackt, wie in einigen Quellen aus dem Mittelalter überliefert ist; lange Wege haben sie deshalb wahrscheinlich gemieden. Den potentiellen Besucherkreis bildete die Stadtbevölkerung, also die ständig hier lebenden wie auch die sich vorübergehend hier aufhaltenden Menschen. Um 1500 war es den Hallern nämlich untersagt, die innerhalb einer halben Meile um die Reichsstadt liegenden Bäder aufzusuchen. So dürfte das Vordere Bad mehrheitlich von den Bewohnern der südlichen Kernstadt benutzt worden sein, das Brückenbad von denjenigen des nördlichen Kernstadtbereiches, und vermutlich kam die überwiegende Zahl der Gäste des Erkenbades aus der Gelbinger Vorstadt und die des Unterwöhrdbades aus der Kern- wie auch der Kathari-

⁸ StadtA Schwäbisch Hall 4/490 fol.2 b.

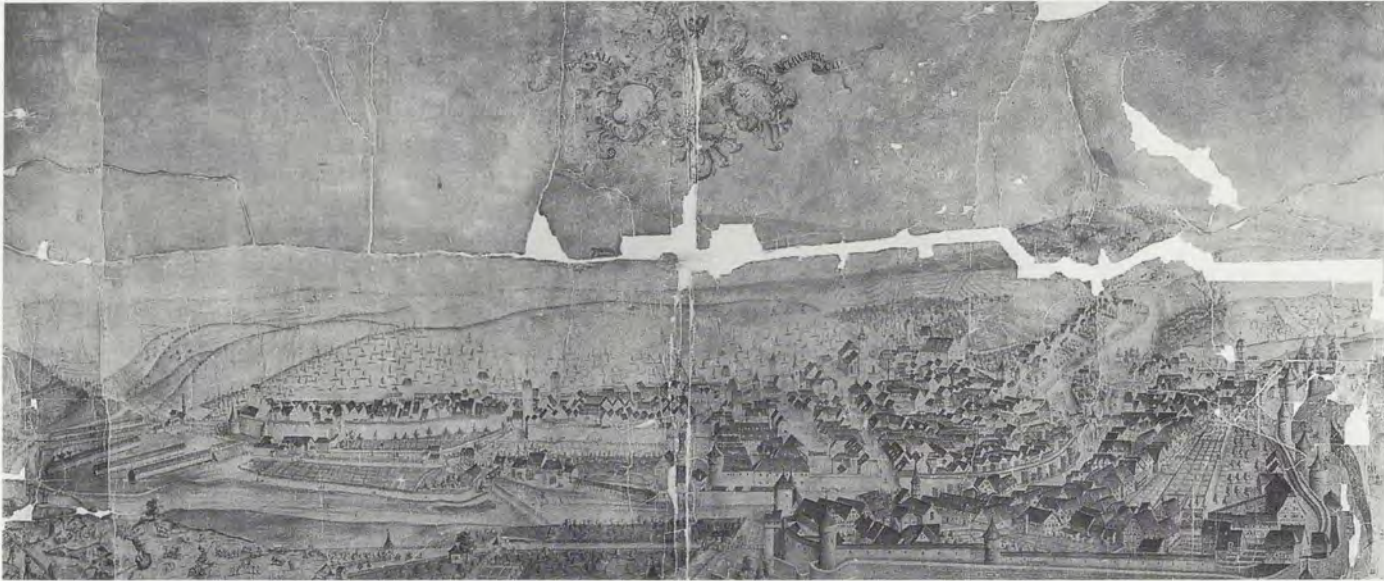


Abb.2 „Hall in Schwaben MDCCLV.“ Ausschnitt aus einer lavierten Tuschezeichnung des Johann Conrad Körner, 1755. Die Ansicht zeigt die Stadt von Nordwesten. Am rechten Bildrand ist ein großes Fachwerkgebäude zu erkennen, die so genannte Hirtenscheuer. Schräg gegenüber befand sich das Wildbad. Das Brückenbad lag im Westen der Altstadt (unmittelbar hinter der Stadtmauer, auf der rechten Seite der sich kerzengerade vom Kocher zur St. Michaelskirche hinaufziehenden Neuen Straße). Die Badestube des Erkenbaders war in dem Gebäudeensemble am Kocher unterhalb der Gelbinger Vorstadt (links im Bild), dort wo der Fluss durch ein Wehr gestaut wird.
Foto: Atelier Kern, Schwäbisch Hall

nenvorstadt. Das Wildbad im Weiler hatte als Mineralbad sicherlich nicht nur Besucher aus diesem Stadtteil, sondern aus dem gesamten Stadtgebiet zu verzeichnen. Bleibt noch die Unterlimpurger Badestube, sie dürfte hauptsächlich die Einwohner Unterlimpurgs bedient haben.

Über die Benutzerfrequenz der öffentlichen Badeanstalten kann nichts ausgesagt werden, weil entsprechendes Quellenmaterial fehlt. Auch über die Häufigkeit der Badbesuche einzelner Bürger ist kaum etwas bekannt. Private Rechnungsbücher wie das des adligen Haller Ratsherrn und späteren Stättmeisters Gilg Senfft⁹, das uns Aufschluss über das Badeverhalten seines Besitzers gibt, wurden nur von einem kleinen, privilegierten Personenkreis geführt, denn Voraussetzung dafür war das Beherrschen der Schrift beziehungsweise die Möglichkeit, sich eines Schreibers zu bedienen. Der aus dem Senfftischen Privatarchiv überlieferte Schmalfolioband verzeichnet z. B. im Jahr 1493 Ausgaben für 24 Bad- und 17 Barbierbesuche. Gilg Senfft, ein Angehöriger der Haller Oberschicht, hat also im Schnitt alle zwei Wochen die Dienstleistungen eines Baders und alle drei Wochen die eines Barbiers in Anspruch genommen. Als repräsentativ kann dieses Ergebnis natürlich nicht gewertet werden, wenngleich ähnliche Zahlen für den Haller Hospital überliefert sind. 1484 ordnete der reichsstädtische Rat an, den armen Siechen alle vierzehn Tage einen Badtag einzuräumen¹⁰. Die Badstubengerechtigkeit war ebenso wie die Back-, die Wirtschafts- und Schankkonzession als dingliches Recht stets mit einem bestimmten Grundstück verbunden. Über den Bestand dieser Einrichtungen entschied der Rat. So gab z. B. der Magistrat 1686 dem Gesuch des aus Öhringen zugezogenen Baders Eucharis Renner, sein Handwerk in einem Zimmer der Gastwirtschaft „Zum Wilden Mann“¹¹ betreiben zu dürfen, nicht statt. Renner hatte in die Wirtschaft eingehiratet und plante die Eröffnung einer Barbierwerkstatt und Wundarztpraxis.

Als öffentliche Einrichtungen mussten die Badestuben besonders gekennzeichnet werden. Die Betreiber hatten wie die Wirte an ihren Häusern einen Schild anzubringen, deren Erkennungsmerkmale ein Badehut, ein Badebüschel und/oder ein Barbierbecken sein konnten. Das Aushängen des Barbierbeckens an den Friseurläden war ja noch bis in die 60-er Jahre des vergangenen Jahrhunderts hinein gebräuchlich. Heute sind diese Zeichen aus dem Stadtbild so gut wie verschwunden.

9 Rechnungsbuch der Haller Brüder Daniel und Gilg Senfft, 1468–1507, StadtA Schwäbisch Hall 4/5380.

10 Spitalordnung vom 20. August 1484, StadtA Schwäbisch Hall 5/1686: [...] *Item man sol ie uber viertzehen tag und uff ein mitwuch oder ainen tag oder zwen vor oder noch die nehsten, ob das uff den selben tag ein feyrtag wer oder sunst annder ursach irrtten, den armen siechen, wann sie wollen(n) und inen fugklich ist, ein badtag hallten(n). Und dartzu bestellen knecht und maid, die ir warten und lugen(n), es sey mit schern, vintawsen und was in not ist, auch das bad in ordenlichem baw hallten und das mit kubeln, gelten und was dar ine not ist v(er)sehe(n), bestellen und machen lassen(n) [...].*

11 Das Gasthaus „Zum Wilden Mann“ befand sich in der Katharinenvorstadt, in der heutigen Mauerstraße.

Neben den öffentlichen Bädern gab es auch in privaten Häusern, insbesondere denjenigen der Haller Oberschicht, Badekabinette, die von den Hausbewohnern, deren Freunden, Bekannten und auswärtigen Gästen für die Körperpflege und als Orte der Gastlichkeit benutzt wurden¹². Bei dem in einem Nachlassinventar von 1655 genannten *SchweißBädlein* dürfte es sich wohl um eine transportable Vorrichtung gehandelt haben¹³. Zur Verabreichung der Anwendungen konnten die Besitzer der privaten Bäder das Personal aus den öffentlichen Badestuben bestellen. Gegen die Entrichtung einer Gebühr machten Bader, Barbieri und deren Hilfskräfte auch Besuche in den Hausbädern.

Das Badepersonal

Das Berufsbild des Baders wie auch das des Barbiers und Wundarztes definierte die reichsstädtische Verwaltung durch verschiedene Handwerksordnungen¹⁴. In der frühen Neuzeit gab es in der Praxis die Trennung der drei Funktionen nicht. Mitte des 17. Jahrhunderts dagegen gehörten die Bader und die Barbieri verschiedenen Zünften an, was für eine Spezialisierung beider Handwerke spricht¹⁵. Die Bader, Barbieri, Wundärzte und Chirurgen waren handwerklich ausgebildete Heilkundige. Die Lehrzeit der Bader dauerte zwei-, die der Barbieri, Wundärzte und Chirurgen drei Jahre. Die Gesellen mussten eine drei- beziehungsweise

12 Ein solches Bad gab es z.B. im Haus des Stättmeisters Michel Senfft am Schuppach. 1502 war Markgraf Friedrich von Ansbach-Bayreuth mit 100 Pferden und etlichem Fussvolk nach Hall gekommen, um am hiesigen Wetschießen teilzunehmen. Nach dem Abzug der Gäste musste die Stadt für die Reparatur eines Fensters in der Senfftschen Badestube aufkommen und dem Stättmeister zwei neue Kübel stellen. Offenbar hatte sich der Markgraf oder einer seiner Militärs bei der Badeprozedur etwas ungestüm verhalten. StadtA Schwäbisch Hall 4a/14.

13 In dem 1655 erstellten Nachlassinventar der Anna Burkhardt ist unter den Aktiva vermerkt: *Daß SchweißBädlein, so H[err] Davidt Zweiffell, deß Rhats etc., bey sich im Haus hatt.* StadtA Schwäbisch Hall 14/872.

14 Baderordnung von 1493, StadtA Schwäbisch Hall 4/490 fol. 94 v; Baderordnung vom 12. Juni 1568, ebd. 4/2244 S. 875ff.; Barbierordnung [um 1650], ebd. 5/1519; Erneuerte Ordnung betreffend die Medicis, Apotheker, Wundärzte von 1651, Universitätsbibliothek Erlangen; Baderordnung vom 1. April 1653, StadtA Schwäbisch Hall 4/2244 S. 882ff.; Revidierte Barbierordnung vom 23. März 1683, ebd. 4/2246 S. 149ff.; Baderordnung vom 26. September 1684, ebd. 4/2245 S. 97ff.; Revidierte Medicorum-, Apotheker-, Barbier-, Bader- und Hebammenordnung vom 10. Dezember 1700, ebd. 5/1520; Ärzte-, Apotheker-, Barbier-, Wundärzte-, Bader- und Hebammenordnung vom 9. Dezember 1701, ebd. 5/1520; Erneuerte Ordnung der Medicorum, Apotheker, Wundärzte, Barbieri, Bader und Hebammen von 1706, ebd., Bibliothek des Historischen Vereins für Württembergisch Franken (Depositum) 126/I; Revidierte Ordnung der Medicorum, Apotheker, Barbieri, Bader und Hebammen von 1771, ebd. 126/II.

15 Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall, Chronik „Die Statt Schwäbisch Hall.“, Handschrift 17. Jh., p. 866. Die Chronik berichtet u.a. über das 1651 zusätzlich zur *gewöhnliche[n] Kinderlehr oder Catechismuspredigt* eingeführte Katechismusexamen, bei dem am 11. Januar 1652 die Kinder und die Dienstboten der in der Zunft der Hafner, Bader und Leinenweber organisierten Handwerker sowie am 25. Januar 1652 die der Barbieri, Goldschmiede, Maler und Buchbinder befragt worden sind.

hungsweise sechsjährige Wanderschaft nachweisen, bevor sie sich – nach der Ablegung einer Prüfung vor den Stadtärzten und den Zunftmeistern – als Meister niederlassen konnten. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts war die chirurgische Ausbildung der Haller Badestubenbetreiber die Regel.

In manchen Territorien zählten die Bader zum Stand der unehrlichen Leute, sie wurden z.B. mit den Henkern, Abdeckern, Totengräbern gleichgesetzt. In Hall war dies jedoch nicht der Fall.

Badersgesellen und Lehrjungen unterstützten den Badbesitzer bei seiner Arbeit. Die zulässige Zahl der Beschäftigten änderte sich in der frühen Neuzeit mehrmals. 1578 z.B. beschränkte der Rat das Fachpersonal auf zwei Gesellen und einen Lehrling pro Stube, 1653 auf einen Gesellen und zwei Lehrlinge, 1684 ließ er wieder zwei Gesellen und einen Jungen zu. Die einfachen Handreichungen erledigte niederes Badpersonal: der Reiber, die Reiberin, der Abzieher, die Abzieherin, die Badmagd, der Badknecht, der Schöpfer und die Schöpferin. Zu deren Aufgaben gehörte es auch, die Badestube rein sowie den Badeofen und die Holzgefäße funktionsfähig zu halten beziehungsweise diese im Bedarfsfall zu erneuern; außerdem mussten sie sich um den Vorrat an Feuerholz und das Binden der Badequasten kümmern. Das häufig von auswärts kommende Personal wechselte rasch; in der Regel wurde der Arbeitsvertrag für die Dauer von einem halben Jahr geschlossen, Wohnung und Verpflegung stellte der Bader. Die Konzentration so vieler Leute auf engem Raum führte leicht zu Konflikten, die die Betroffenen oft in tätlichen Auseinandersetzungen zu bewältigen pflegten¹⁶.

Wie war es um das Vermögen dieser Berufsgruppe bestellt? Zwischen 1395 und 1600 sind in Hall etwa 215 Namen von Badern beziehungsweise Hilfskräften, die aufgrund der Berufsbezeichnungen als Badepersonal identifiziert werden können, überliefert¹⁷. Von diesen bezahlten 141 entweder keine oder nur die Mindestbeet¹⁸, weil sie kein oder kein nennenswertes Vermögen besaßen. Sie zählten zu den ganz Armen. 19 versteuerten ein Vermögen bis zu 100 Gulden, 37 ein solches zwischen 100 und 500 Gulden und nur elf eines zwischen 500 und 1000 Gulden. Für die übrigen fehlen die Angaben. In diesem Zeitraum betrugen die Vermögensmittelwerte eines Haller Haushalts 232 Gulden (1396), 448 Gulden (1460), 578 Gulden (1545) und 1088 Gulden (1618), die Vermögensspitzen beliefen sich auf 10600 Gulden (1396), 13600 Gulden (1460), 10000 Gulden (1545) und 22600 Gulden (1618)¹⁹. Das Gros des Badepersonals hatte also seinen Platz in der untersten Schicht des reichsstädtischen Sozialgefüges, während diejenigen

16 Z.B. wurden 1601 der Vorderbader Hans Sprügel und sein Lehrling bestraft, der Bader, weil er seinen Lehrling geschlagen, und dieser, *so Ursache dazu gegeben* hat (StadtA Schwäbisch Hall 4a/64b). 1608 musste Sprügel wieder 12 Gulden Strafe bezahlen, weil er seinen Knecht Michel Weger aus Altdorf ungebührlich geschlagen hat (ebd. 4a/70b).

17 Vgl. Wunder/Lenckner.

18 Beet = Vermögenssteuer. Sie betrug ein halbes Prozent, ab 1522 ein Viertel Prozent des liegenden und fahrenden Vermögens.

19 Wunder, S.134ff., 265 ff.

Bader, die ihren Beruf selbstständig ausgeübt haben, dem Mittelstand angehörten.

Die Badetage

In den hiesigen Badestuben wurde im 16. Jahrhundert von Michaelis (29. September) bis Ostern wöchentlich zwei- und von Ostern bis zum 29. September – also in der wärmeren Jahreszeit – dreimal Badtag gehalten²⁰. Die Baderordnung von 1684 schrieb solche Badetage zwar auch vor, die Termine stellte sie jedoch in das Belieben der Badestubenbetreiber. Dieser Modus hat sich offenbar in der Praxis nicht bewährt, denn 1693 befiehlt der Rat den Badern, künftig alle 14 Tage ordentlich Bad zu halten²¹. Allein die drastisch verkürzten Öffnungszeiten spiegeln deutlich den Verfall des Badewesens im 17. Jahrhundert wider.

An Sonn- und Feiertagen durften die Badestuben nicht öffnen, ebenso in Zeiten epidemisch auftretender Infektionskrankheiten. Streng untersagt war es den Badern außerdem, während der Gottesdienstzeiten irgendwelche Verrichtungen auszuüben. Die Versorgung medizinischer Notfälle musste jedoch an allen Tagen und auch nachts sichergestellt sein.

Der Aufenthalt im Bad diente neben der Rekreation auch der Unterhaltung und Belustigung. Hier traf der Badegast Einheimische und Fremde, konnte Gespräche führen und ganz nebenbei vom Badepersonal die neuesten Stadtgespräche erfahren. Natürlich verkürzten sich die Besucher die Zeit des Badens u.a. mit Zechen und Spiel, denn die Badeprozedur dauerte ja Stunden. Viele der öffentlichen Bäder besaßen das Schankrecht, und einen Imbiss lieferte auch rasch die nächste Becken- oder Gastwirtschaft. Die Badegesellschaft war ganz gewiss keine Trauergemeinde. Aber zu groben unsittlichen Verfehlungen kam es jedenfalls im 16. Jahrhundert in den hiesigen öffentlichen Badeanstalten selten. Und wenn es in einer Badestube tatsächlich einmal ausschweifend zugeht, ahndete dies der Rat drastisch. So wurden z.B. 1535 Katharina Wüst mit dem Gefängnis bestraft, weil sie den jungen Gesellen im Bad ihre Scham hat öffentlich sehen, daran klopfen und Wein darüber gießen lassen, und Hans Volk von Roßdorf vier Tage in den Turm gelegt, nachdem er eines Nachts im Unterwöhrdbad übel geschworen, mit Weibern zugetrunken und sich mit diesen *auch in anderen Wegen ungebührlich* verhalten hat. 1559 verwies das Gericht Margaretha Scheffer, eine Badmagd aus Dinkelsbühl, des Landes; ihr wurde zur Last gelegt, sie habe ein unzüchtiges Leben geführt, übel geschworen und sich voll Wein getrunken. 1570 musste sich Junker Konrad von Vellberg verantworten, weil er in der Badestube ungebührliche Reden geführt hatte. Und 1574/1575 wurde der Vorderbader Balthas Hipp

20 Die Anzahl der Badetage legte der Rat in der Baderordnung von 1568 fest. Das Baderhandwerk erhob dagegen Einspruch, denn es wollte aus Kostengründen und wegen mangelnder Kundschaft die Bäder auch im Sommerhalbjahr nur zweimal wöchentlich öffnen.

21 StadtA Schwäbisch Hall 4/495 S.421.

zu einer Geldstrafe von 1 Pfund verurteilt, weil er Hans Schwalbens Weib und Sohn im Bad wegen eines verlorenen *seckels*, Beutels, besucht hat. Vermutlich hatte er sich unberechtigter Weise ins Frauenbad begeben²².

Das Dienstleistungsangebot

Die mittelalterliche Heilbehandlung maß der Regulierung und Harmonisierung der menschlichen Körpersäfte eine große Bedeutung bei. Aufgrund der damals herrschenden Lehrmeinung sahen die Heilkundigen die Gesundheit des Menschen im Gleichgewicht der vier Körperflüssigkeiten (gelbe Galle, Schleim, schwarze Galle und Blut) begründet. Um Krankheiten vorzubeugen, musste regelmäßig für die Ausscheidung überflüssiger oder schädlicher Körpersäfte gesorgt werden. Neben der Einnahme z.B. von abführenden, harn- oder schweißtreibenden Medikamenten war für diejenigen, die ihre „Überflüssigkeit“ auschwitzten wollten, die Badestube – die Sauna vergangener Zeiten – das geeignete therapeutische Mittel. Die Bäder stellten deshalb jahrhundertlang zentrale Orte der Vorbeugung und Behandlung dar.

Den Gebrauch des Bades machten bis in die frühe Neuzeit hinein gesundheitsbewusste Menschen vom Stand der Gestirne abhängig. Unsere Vorfahren glaubten, dass die Sterne die Elemente beeinflussen würden und diese wiederum für das Wohl und Wehe aller Lebewesen verantwortlich wären. Die akademisch geschulten Ärzte, deren Ausbildung auch das Studium der Astronomie umfasste, beobachteten deshalb regelmäßig den Lauf der Himmelskörper. Ihre Erkenntnisse publizierten sie in jährlich neu herausgegebenen Kalendern, denn nicht nur für die Diagnose war die günstige Konstellation der Gestirne entscheidend, sondern auch für den Einsatz der Prophylaktika wie Aderlassen und Schröpfen oder das Schneiden der Nägel und Haare. Besondere Kräfte wurden den Anwendungen im Frühling beigemessen, so galt z.B. das *Maienbad* als überaus erfrischend und stärkend, ja sogar verjüngend. Solche Empfehlungen musste auch das Heilpersonal der Badestuben kennen und bei seiner Arbeit berücksichtigen.

Welches Dienstleistungsangebot konnte der Badegast im Bad in Anspruch nehmen? Beim Dampf- oder Schwitzbad ließ sich der Badende auf der Schwitzbank erwärmen, bis der Schweiß in Strömen floss. Indem er sich mit Laubbüscheln, den Badequasten oder -wedeln, schlug beziehungsweise von der Bademagd oder dem -knecht schlagen ließ, wurde das Schwitzen unterstützt; die Behandlung sollte die Durchblutung der Haut anregen und die Poren öffnen. Um Dampf zu erzeugen, übergoss das Badepersonal den heißen Ofen, der vom angrenzenden Raum befeuert wurde, damit die Badestube rauchfrei blieb, oder erhitze große Flusskiesel mit kaltem Wasser.

22 1535: StadtA Schwäbisch Hall 4/479 fol. 78 r; 1559: ebd. 4/479 fol. 249 v; 1570: ebd. 4/480 fol. 90 r; 1574/1575: ebd. 4a/41a.

Neben dem Schweißbad gab es die Wasserbäder (Voll- und Teilbäder). Das Vollbad nahm der Gast entweder alleine oder zusammen mit anderen Badbesuchern in einem großen hölzernen Zuber sitzend ein. Angereichert werden konnte das Badewasser durch Kräuterzusätze. War den Badenden das Wasser zu kalt, wurden entweder einige Kübel heißes Wasser nachgegossen oder die erhitzten Kieselsteine in den Badezuber gelegt.

Das Bad in einem bedeckten Zuber verband beide Badearten. Dabei verhinderte ein über dem Badezuber aufgerichtetes Stoffzelt das Entweichen des Wasserdampfes, so dass der Badegast gleichzeitig in den Genuss eines Wasser- wie auch Schweißbades kam. Welche Art des Bades für den Besucher am zuträglichsten war, entschied im Zweifel das Heilpersonal. Schlanken Personen wurde in der Regel zum Wasserbad geraten, Korpulenten dagegen zum Schweißbad.

Nach dem Bad folgte das Reiben des Körpers und der Gliedmaßen, die Massage, sowie das Salben mit Öl. Unterschiedlich starkes Reiben (Kneten beziehungsweise Kratzen der Haut mit den Fingernägeln) sollte die Körpersäfte entweder an die Hautoberfläche locken oder in die Tiefe des Körpers zurücktreiben.

Wollte oder durfte ein Gast wegen eines bestimmten Leidens oder der ungünstigen Sternkonstellation nicht baden, konnte er sich auch nur waschen lassen.

Die Wäsche des Haupthaars (*Zwagen*) empfahlen die Ärzte mindestens einmal im Monat. Das Haar wurde mit Seife oder Aschenlauge gereinigt. Letztere schüttete der Barbier dem Kunden entweder mit einer Kanne über den Kopf oder ließ sie – wenn er einen Zwagstuhl benützte – aus dem darüber hängenden Laugenfass träufeln. Das Laugenfass hatte am Boden einen Hahn, der die präzise Dosierung der Lösung ermöglichte.

Das Schneiden des Haupthaars und der Barthaare sowie die Rasur mit dem Schermesser erledigte der Scherer. Er beseitigte auch unerwünschte Körperbehaarung. Einzelne Haare zupfte er mit einer Pinzette aus. Für das Enthaaren größerer Flächen wie der Achselhöhlen oder der Scham benützte er das Rasiermesser und die Schere oder aber eine *har fressend artzney*, eine Paste, die gelöschten Kalk, Meerscham, das Blut von Fröschen und Schnecken, Ameiseneier oder Eidechsenöl enthielt.

Das Schröpfen zählte zu den wichtigsten Behandlungsmethoden der einstigen Heilkunde. Bei dem Eingriff wurde die Haut mit der Fliete, dem *Lasseisen*, zwischen *Fell und Fleisch* (Haut und Muskulatur) *gehackt*. Dann drückte der Bader die über der Flamme der Baderlampe erwärmten Schröpfköpfe, kleine kugelige Gefäße aus gebranntem Ton, Zinn, Messing oder Glas, so lange auf die Wunde, bis sich diese durch die im Inneren abkühlende Luft ansaugten. Rann das Blut nicht richtig, musste der Kunde ein warmes Fussbad nehmen, das nach der damaligen Vorstellung das Blut dünnflüssig machte. Der später entwickelte Schröpf-schnapper, ein Metallwürfel, in dem sich mehrere Klängen befanden, die mittels eines Federmechanismus in die Haut geschlagen werden konnten, ermöglichte ein weniger schmerzhaftes Öffnen der Haut. Geschrópft wurde an der Körperstelle, von der die Beschwerden des Badenden ausgingen. Im Zweifel setzte der

Bader die Schröpfköpfe auf beide *Hinterbacken*, denn *an den arbacken reinigen sie den gantzen leib*. Beim Schröpfen mit dem Schröpfhorn dagegen floss kein Blut. Als Instrumente dienten entweder Kuhhörner oder so geformte Gläser. Nach dem Aufsetzen des Horns auf die Haut wurde mit dem Mund durch ein kleines Loch an der Spitze die Luft gesogen und die Öffnung z.B. mit Wachs oder einem Lederläppchen rasch verschlossen, um den *wind* oder *odem* durch die Haut herauszuziehen.

Die zweite wichtige Methode, um überschüssiges Blut zu entfernen, war das Aderlassen. Dabei öffnete der Barbier beziehungsweise der Wundarzt mit dem *Lasseisen* oder dem Aderlassschnäpper eine an der Hautoberfläche liegende Ve-ne und ließ das Blut in ein bereitgestelltes Gefäß fließen. Der Aderlass endete mit dem Verbinden der Wunde. Dieser sehr wirkungsvolle Eingriff war allerdings gefährlicher als das Schröpfen, weshalb er bei Kindern, Schwangeren und alten Menschen nur selten zur Anwendung kam. Die Ärzte empfahlen ihren Patienten, sich wenigstens viermal im Jahr zur Ader zu lassen. Geöffnet wurden Adern der ganzen Körperoberfläche.

Weitere wundärztliche Behandlungsmethoden zur Harmonisierung des Stäftegleichgewichts waren das Ansetzen von Blutegeln, das Einziehen von Seidenschnüren, die – waren sie in die Haut eingewachsen – störende Säfte von den Augen ableiten sollten, und das Setzen von künstlichen Geschwüren.

Ebenfalls zum Tätigkeitsfeld des Chirurgen zählten die äußere Wundversorgung, das Schneiden von Geschwüren, das Einrichten von Verrenkungen und Knochenbrüchen, die Amputation von Gliedmaßen, die Entfernung von Blasensteinen, die Behandlung von Hoden- und Leistenbrüchen, geburtshilfliche Eingriffe bei kindlicher Fehllage oder Beckenmissbildungen der Mutter, Augenoperationen wie auch die Zahn- und Mundpflege. Zahnfäule kurierte der Wundarzt mit Hilfe des Brenneisens. Nach dem Ausbrennen der Hohlräume in den Zähnen wurden diese mit Blattgold oder Blei gefüllt. Konnte ein Zahn nicht mehr erhalten werden, versuchte der Chirurg ihn beziehungsweise die Reste mit verschiedenen geformten Stosseisen, Zahnschlüsseln, Zangen und Schraubzwingen zu extrahieren.

Zur Mundpflege gehörte auch das Zungenschaben. Das Reinigen der Zunge mit dem Zungenschaber sollte ebenso wie das morgendliche Abhusten und Ausspucken den Schleim beseitigen, den das Gehirn nach der Meinung der damaligen Heilkundigen absonderte.

Als sehr wichtig für die Gesundheit wurde außerdem das Ausspülen des Enddarmes mit einer Klistierspritze angesehen. Das entleerende Klistier sollte auf die Magendarmschleimhaut einwirken, etwa bei Infektionskrankheiten, die den Magendarmtrakt betrafen. Die in den Augen der Zeit unerlässliche Anwendung des Klistiers rundet die sehr breit gefächerte Palette der wundärztlichen Behandlungsmethoden ab.

In der Praxis überschritten sich die Tätigkeitsfelder der Bader und Barbieri beziehungsweise der Wundärzte in manchen Bereichen. So war es sowohl den Ba-

dern als auch den Barbieren erlaubt, ihren Kunden das Haupthaar zu scheren, sie zur Ader zu lassen oder zu Schröpfen.

Die Badebekleidung

Die Badegäste legten in der Abziehstube ihre Kleidung ab und übergaben sie der Gewandhüterin beziehungsweise dem Gewandhüter. Beim Auskleiden behilflich waren ihnen die Abzieherin oder der Abzieher. Danach nahmen sie einen Badehut und einen Badewedel in Empfang und begaben sich in die Badestube. Mittelalterliche Darstellungen zeigen im gemischten Bad die Besucher überwiegend nackt. Später hat sich eine spezielle Bekleidung ausgebildet. Frauen trugen die *Badeehre*, ein um den Hals hängendes schürzenartiges Tuch, das die Vorderseite des Körpers verhüllte. Die Männer bedeckten ihre Blöße mit dem *Bruch*, einer knapp sitzenden Badehose. Handtücher sowie Bademäntel ergänzten die Ausstattung der erwachsenen Badenden.

Das Badepersonal war bei seiner schweißtreibenden Arbeit ähnlich leicht bekleidet. Der Bader und seine Knechte trugen ebenfalls den *Bruch*, den später die Badeschürze – eine mit einem Schößchen besetzte Badehose – ablöste, seine Helferinnen ein aus dünnem Stoff gefertigtes Trägerkleid, das den Körper rundum bedeckte. Dazu kam bei den Männern wie auch den Frauen der obligatorische Badehut, denn es galt damals als ungesund, das Haupt in der Hitze unbedeckt zu lassen. Die Hüte bestanden meist aus Stroh und wurden vom Gesinde des Baders in der Zeit geflochten, in der das Bad wenig besucht war.

Das Vorderbad

Erstmals genannt wird dieses Bad – wie oben bereits erwähnt – in einer Urkunde von 1363. Den ersten Namen eines Vorderbaders überliefert ein Gerichtsurteil aus dem Jahr 1410²³. Damals wollte Meister Hans, der die Badestube bei der hinteren Badestube zusammen mit seinem Sohn Künlin von Konrad Senfft als Erblehen erhalten hatte, ohne das Einverständnis seines Lehensherrn die Stadt verlassen. Daraufhin verklagte Senfft den Vorderbader vor dem reichsstädtischen Gericht, das ihm dann den ungenehmigten Abzug untersagte.

Kurz vor dieser gerichtlichen Auseinandersetzung war das Badhaus (heute Keckenhof 3) grundlegend umgestaltet worden (1406/1408). Ein weiterer Umbau ist für das Jahr 1589 nachgewiesen²⁴.

23 F. Pietsch (Bearb.): Die Urkunden des Archivs der Reichsstadt Schwäbisch Hall. Bd. II (1400–1479, Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bd. 22), Stuttgart 1972, U 1327.

24 Dendrochronologische Untersuchung des Ingenieurbüros Lohrum und Bleyer vom 25. März

Die Beständer beziehungsweise Besitzer lassen sich bis 1487 lückenlos zurückverfolgen. Am längsten hatte die Badestube Georg Michael Thieringer inne; der aus Rothenburg ob der Tauber stammende Bader saß 46 Jahre lang auf dem Vorderbad.

		versteuertes Vermögen
1487 – 1491	Lutz Fischer	250 Gulden
1492 – 1497	Lienhard Seger	270 Gulden
1498 – 1536	Wendel Fischer (Wüst)	700 Gulden
1537 – 1550	Leonhard Schwab	400 Gulden
1551 – ?	Jakob Hack	700 Gulden
? – 1575	Balthas Hipp	100 Gulden
1575	Witwe des Balthas Hipp	
1577 – 1589	Jörg Neubeck	400 Gulden
	beziehungsweise sein Sohn Kaspar	
1589 – 1628	Johann Sprügel	1 300 Gulden
	Sprügels Witwe Anna Magdalena heiratet	
1628 – 1656	Wilhelm Schöffelmann	500 Gulden
1656 – 1660	Schöffelmanns Witwe Anna Magdalena	
1661	Kaspar Erhardt Erhardts Witwe Ursula Maria heiratet	
1662 – 1696	Johann Osterstock	400 Gulden
1696 – 1707	Johann Georg Rögler	800 Gulden
1707 – 1727	Johann Melchior Rögler, Sohn des Johann Georg (der Vater Johann Georg R. behält seinen Sitz weiterhin im Haus)	400 Gulden
1722	verkaufen Vater und Sohn Rögler den oberen Stock des Bades als Stockwerkseigentum	
1727 – 1773	Georg Michael Thieringer	500 Gulden
1773 – 1788	Georg Adam Hiller	500 Gulden
1788	Christian Friedrich Nikolaus Groß, Maurer	

1991 (Hochbauamt der Stadt Schwäbisch Hall). Von acht entnommenen Bohrkernen datieren jeweils vier aus den Jahren 1406–1408 und 1589.

Die von den Vorderbadern versteuerten Vermögen zeigen, dass die Badbetreiber nicht zu den reichen Leuten gehörten. Die Mehrzahl ist der unteren Schicht des Haller Mittelstandes zuzurechnen.

Ebenfalls zum Mittelstand – allerdings zum gehobenen – zählt Hans Sprügel, der im Vergleich zu seinen Kollegen mit 1 300 Gulden ein relativ hohes Vermögen besaß. Wie er zu diesem Vermögen kam, ist nicht bekannt. Hans Sprügel stammte aus Helmshofen. Er heiratete 1584 die Witwe des hiesigen Nachrichters Meister Jerg und erhielt im Jahr darauf das Haller Bürgerrecht²⁵. 1589 erwarb er von dem Unterwöhrdbader Jörg Neubeck das Vorderbad um 530 Gulden und baute es um²⁶. Auf ihn geht die fortan in den Quellen immer wieder für das Haus gebrauchte Bezeichnung „Sprügelsbad“ zurück. Nach dem Tod Hans Sprügels ehelichte seine zweite Frau, Anna Magdalena Spieß, 1628 Wilhelm Schöffelmann, den Sohn des verstorbenen Unterwöhrdbaders. Anna Magdalena überlebte auch ihren zweiten Ehemann. Als dieser 1656 starb, betrieb sie die Badestube in eigener Verantwortung bis zu ihrem Tod im November 1660²⁷. Anna Magdalena wurde 71 Jahre alt. Da sie keine leiblichen Erben hatte, vermachte sie ihr Vermögen – rund 670 Gulden – testamentarisch zu kleineren Teilen ihren Gevatterinnen, Patenkindern und ihrer Dienstmagd, zum größeren Teil dem hiesigen Gymnasium, hausarmen Witwen und Waisen, ihrem Beichtvater Archidiakon Georg Bernhard Wibel und mehreren Freunden, die ihr und ihrem zweiten Mann viel Gutes erwiesen haben²⁸.

Einige Monate vor ihrem Tod musste sie noch einen Streit mit der städtischen Bauverwaltung ausfechten. Nachdem unterhalb des Badhauses ein Teil der Stadtmauer eingestürzt war, forderte das Bauamt Anna Magdalena Schöffelmann auf, die Mauer auf ihre Kosten wieder herstellen zu lassen. Angeblich war der Schaden durch unkontrolliert eindringendes Abwasser des Vorderbades entstanden. Die Baderin weigerte sich, dem nachzukommen. Bei dem daraufhin anberaumten Ortstermin kamen die Bauherren zu dem Schluss, dass die Abflussrinne ordnungsgemäß in *den gemeinen Dolen* entwässert und der Witwe Schöffelmann deshalb *einige Baukosten nicht zuzumuten* seien²⁹. Vielleicht wurde anlässlich der damaligen Mauerreparatur der zwischen den Gebäuden Keckenhof 2 und 3 bestehende Zugang zum Kocher geschaffen, den es zumindest bis 1643 so nicht gegeben hat (vgl. Abb. 3).

Auf zwei der späteren Badbesitzer soll ebenfalls etwas ausführlicher eingegangen werden, auf Johann Osterstock und Georg Adam Hiller. Ihre Biographien

25 Wunder/Lenckner Nr. 8258.

26 StadtA Schwäbisch Hall 4/655 fol. 57 r.

27 Ebd. 2/71 fol. 189.

28 Ebd. 6/211. Zur Beurkundung des Testamentes benutzte Anna Magdalena Schöffelmann das Siegel ihres verstorbenen Mannes, weil sie nicht schreiben konnte. Das Siegelbild zeigt zwei gekreuzte Flieten und die Initialen W und S.

29 Ebd. 4/2188 fol. 82.

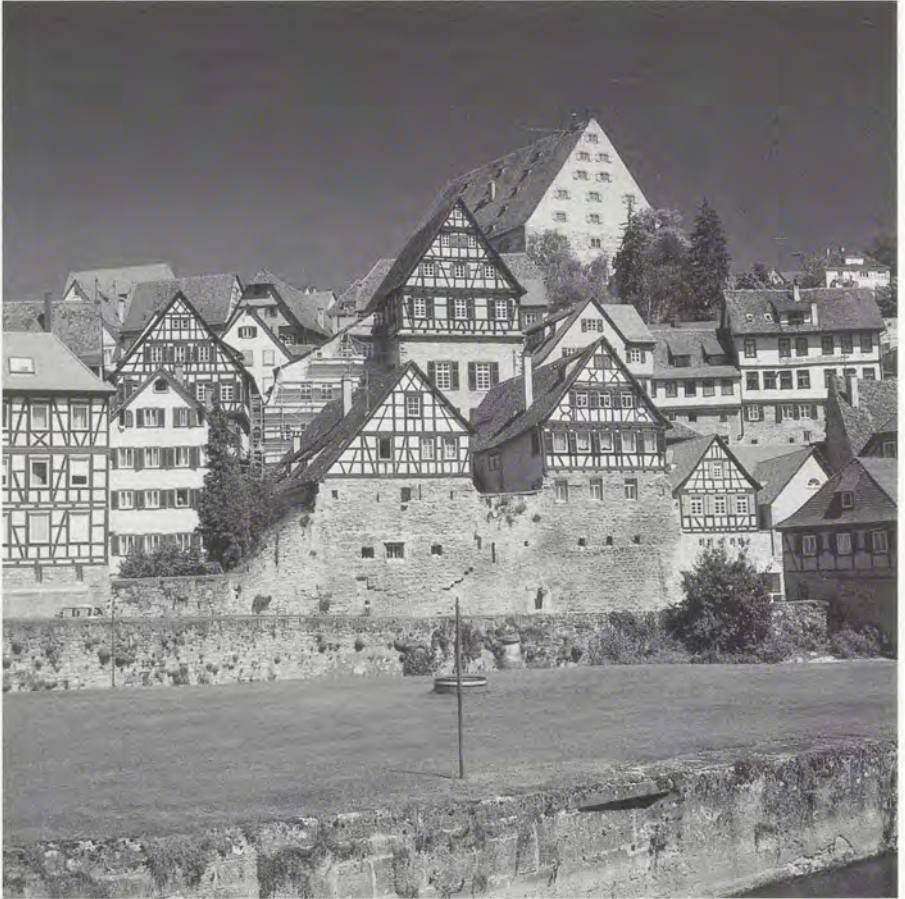


Abb.3 Das Vorderbad im Jahr 1643 (zweites Gebäude von links an der Kocher-
ufermauer). Ausschnitt aus dem Gemälde „Hala Suevorum Civitas Imperialis.
1643.“ von Hans Schreyer.

Foto: Foto Weller, Schwäbisch Hall

geben interessante Einblicke in die Alltagsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts.

Johann Osterstock wurde 1633 in Gaildorf geboren. Nach dem Besuch der Schule lernte er bei seinem Vater die Wundarznei und das Baderhandwerk. Anschließend wanderte er elf Jahre, wobei er *viel Stätt u[nd] Länder durchreiset*. Während dieser Zeit arbeitete er allein sechs Jahre in Wien. 1661 kam er als Badersgeselle ins Haller Vorderbad und heiratete noch im selben Jahr die verwitwete Vorderbaderin Ursula Maria Erhardt geborene Seiferheld. Nach deren Tod verehelichte er sich noch zweimal. Die ersten beiden Frauen gebaren ihm insgesamt 17 Kinder, von denen am 3. Dezember 1709, als Johann Osterstock starb, nur noch ein Sohn und eine Tochter lebten. Der Sohn Johann Balthasar, von Beruf ebenfalls Bader, war wohl etwas aus der Art geschlagen und bereitete dem Vater wenig Freude. 1692 verklagte Johann Balthasar den Vater auf die Ausfolge des mütterlichen Erbes. Beim Gerichtstermin ließ Johann Osterstock kein gutes Haar an dem jungen Mann: Sein Sohn hätte ihn bis jetzt mehr gekostet, als er wert sei. Während der Wanderschaft habe er ihn mehrmals mit Kleidung, *weißem Gezeug* und anderem ausgestattet. Immer dann, wenn alles verlumpt war, sei er rasch wieder zurückgekommen. Aus Sachsen kehrte er sogar mit einem *Bettelbrief* und voller Ungeziefier heim. Auch sonst hätte er sich ihm gegenüber



*Abb. 4 Blick vom Großen Unterwöhrd auf den südlichen Teil der Altstadt
Das dritte Gebäude von links beherbergte einst das Vorderbad.*

Foto: Atelier Kern, Schwäbisch Hall

sehr ungebührlich benommen, er hätte ihn geschlagen, getreten und gestoßen, ja sogar angespöen und ihm gedroht, entweder ihn oder sich selbst zu töten³⁰. In den folgenden Jahren scheinen sich die Beziehungen zwischen den beiden nicht gebessert zu haben. Im Gegenteil, der Vater wurde von Johann Balthasar nun auch noch bestohlen. Das war für den geplagten Vorderbader zu viel. 1697 schrieb er sein Testament, in dem er den missratenen Sohn enterbte, und hinterlegte es in der reichsstädtischen Registratur³¹. Das Bad hatte er bereits im Jahr

30 Ebd. 4/556 fol.402.

31 Ebd. 6/375.

zuvor aufgegeben. Er veräußerte es am 16. Januar 1696 um 1000 Gulden an seinen Kollegen Johann Georg Rögler³².

Georg Adam Hiller praktizierte als letzter Bader auf dem Vorderbad. Er war der Sohn des Haller Chirurgen Georg Andreas Hiller und wie sein Vater ausgebildeter Wundarzt. Am 18. März 1773 erwarb er von seinem Kollegen Georg Michael Thieringer das Haus, das so genannte *Spiegelbad*, samt der darauf privilegierten Badgerechtigkeit und dem zur Badestube gehörigen Inventar zum Preis von 1900 Gulden³³. Die Zulassung zum Handwerk erhielt er 14 Tage später, nachdem er vor dem hiesigen Medizinalkollegium das Examen abgelegt hatte; damit war er als Vorderbader etabliert. Kurz danach heiratete er Friederika Christina, die Tochter des Floßfaktors und Glashüttenmeisters Konrad Wenzel aus Neufürstenhütte. Doch über der Ehe stand kein glücklicher Stern. Fast genau ein Jahr nach der Eheschließung beging Friederika Christina an ihrem Mann einen Mordversuch. Welche Gründe sie zu dieser Tat getrieben haben, ist nicht überliefert. Friederika Christina mischte ihrem Mann heimlich Gift in den Tee. Nachdem er diesen zu sich genommen hatte, erbrach er sich mehrmals und fiel in Ohnmacht. Friederika Christina wurde nach einer längeren Turmhaft von den Richtern des versuchten Mordes für schuldig befunden und auf ewig des Landes verwiesen³⁴. Das Konsistorium, das Ehegericht, annullierte die Ehe. 1775 verheiratete sich Georg Adam Hiller erneut; die Braut war nun die aus Hanau stammende Juliana Dorothea Magdalena Mildner³⁵.

Die Badestube florierte aber nicht so recht, deshalb begab er sich in den Dienst des Haller Hospitals zum Heiligen Geist. Als er dort 1783 die Stelle des Kurvaters im Armenhaus antrat, gab es zwischen ihm und seinem Mitarbeiter, einem Perückenmacher, der ihn bei der Barbierarbeit unterstützt hatte, Streit wegen der Löhnung für die letzten neun Jahre. 1788 schließlich entledigte sich Georg Adam Hiller auch des Vorderbades. Er verkaufte das Anwesen an den Maurer Christian Friedrich Nikolaus Groß³⁶. Offenbar war für ihn der Posten im Armenhaus mit einer sicher nicht üppigen, aber regelmäßigen Besoldung attraktiver als die selbstständige Tätigkeit.

Ein Jahrhundert bevor die Badestube für immer ihre Pforte schloss, wurde das Vorderbad im Vergleich mit dem Erkenbad als ein Haus gerühmt, das über weite und schöne große *Losamenter* verfügt. Aufgrund dieses Urteils ist anzunehmen, dass das im Erdgeschoss des Gebäudes eingerichtete Bad einigen Komfort geboten hat. Da die Quellen hierzu nichts überliefern, könnte nur eine bauhistorische Untersuchung darüber Aufschluss geben, doch eine solche, die die Nutzung des Gebäudes als öffentliches Bad berücksichtigt, fehlt bislang. So ist z.B. nicht bekannt, ob es getrennte Bademöglichkeiten für Frauen und Männer gab, ob ein

32 Ebd. 4/668 fol.207.

33 Ebd. 4/687 fol.40.

34 Ebd. 4/478 fol.9 r.

35 Ebd. 2/46 fol.504.

36 Ebd. 4/690 fol.246 v.

Umkleide- und Ruheraum oder ein eigener Raum für die Haar- und Bartpflege zur Verfügung standen und wie das Bad beheizt wurde.

Frisches Wasser lieferte der Brunnen im Höflein, von dem eine Leitung zur Badestube führte. Das Schmutzwasser floss über Rinnsteine in den Kocher. Die zum Haus gehörende Toilette, das *Privet*, stand im Freien. Sie mußten sich die Badersfamilie, das Personal, vier Nachbarsfamilien und die Badegäste teilen.

Das zur Badestube gehörende *Werckzeug*, wird erstmals 1660 erwähnt³⁷. Es ist das Arbeitsgerät eines Chirurgen:

- 1 mit Messing beschlagenes Bindkästlein,
- 2 messingene Salbenbüchsen,
- 1 Lasstäfelein mit 12 neuen Lasseisen,
- 1 neues Lasstäfelein, ebenfalls mit 12 neuen Lasseisen,
- 1 leeres Lasstäfelein,
- 1 gefülltes messingenes Instrumentenscheitlein,
- 1 lederne gefüllte Bindscheide,
- 4 Pflasterspatel, 2 große und 2 kleine,
- 5 Zahnzangen,
- 4 Schermesser mit beinernen Schalen,
- 3 Barbierscheren,
- 1 Flammeisen zum Haarkrausen,
- 4 Eisen, darunter 2 gekrümmte, womit man die Meißel und Lumpen aus den offenen Wunden zieht,
- 2 Schraubstöcke,
- 4 Geißfüße zum Zahnausbrechen,
- 2 messingene Spritzen,
- 8 eiserne Instrumentlein, lagen in der Pflasterschachtel,
- 1 Schraubstocklein,
- 1 blechernes Trichterlein und ein Zahnzieherlein dazu,
- 1 messingenes Röhrlein, womit man ein Pulver in eine Wunde bläst,
- 1 kleines messingenes Schieberlein,
- 1 zinnernes Fläschlein mit Wachholderöl,
- 1 Streichblei zu den Schermessern,
- 1 Büchlein, in dem die Heftnadeln stecken,
- 1 bleiernes Hämmerlein zu den Schermessern,
- 1 kleiner Schleifstein,
- 1 Schröpftiegel,
- 1 Lederfeile und 1 Schröpfeisen,
- 1 kupferne Pflasterpfanne,
- 1 Schächtelein mit Speis für die Schröpf- und Adereisen.

An sonstigen Gegenständen waren vorhanden: messingene Barbierbecken, Schröpfköpfe, 1 Glutpfanne, 104 hölzerne große und kleine Büchsen, 12 zinner-

37 Ebd. 14/922, Nachlassinventar der Anna Magdalena Schöffelmann von 1660.

ne große und kleine Büchsen sowie 7 große Wassergläser, 3 Kräuter- und Arzneibücher.

Hundert Jahre später, als Georg Adam Hiller das Bad von seinem Vorbesitzer Georg Michael Thieringer übernahm, war das Inventar sehr viel umfangreicher³⁸: 1 Salbenbecken, 18 Schröpfköpfe, 2 Unzenbecken, 1 Pflasterpfanne, 1 Pflasterkesslein, 2 Fußbaderlassbecken, 1 Handbecken und Brennzeug, 2 Barbierbecken, 1 Klistierspritze, 1 großer Mörser, das Kabinett mit den Medikamenten, Gefäßen, einer steinernen Reibeschale, einer Waage und Behältnissen mit destilliertem Wasser, einem Tisch, zwei Stühlen, zwei Bettladen, einer hölzernen Presse mit zwei Schrauben, mehreren Kräuterkissen nebst den Kräutern, Blüten und Wurzeln in den Kräuterkammern, zwei Siebe, ein Haarsieb, der Arzneikasten im Kabinett und die Instrumente im Glasbehälter. Es ist die typische Praxisausstattung eines Chirurgen und Friseurs. Nichts deutet mehr auf die einstmals betriebene öffentliche Badestube hin.

Die Fortentwicklung der medizinischen Wissenschaften seit der Mitte des 17. Jahrhunderts dokumentiert auch der sich vergrößernde Umfang der Fachbibliothek der Badstubenbetreiber. Befanden sich 1660 im Nachlass Schöffelmann nur drei Kräuter- und Arzneibücher, so hinterließ der am Ende des 18. Jahrhunderts verstorbene Georg Michael Thieringer einen Bestand von ungefähr 100 chirurgischen und medizinischen Büchern.

Die Gebühren, die den Badern und Barbieren für ihre Leistungen zu erheben erlaubt war, setzte der Rat in immer wieder erneuerten und ergänzten Taxordnungen fest³⁹. Eine Leistungsverweigerung aus finanziellen Gründen liess er aber auch nicht zu. So machte er z. B. 1695 den Badern zur Auflage, dass sie auch kranke arme Leute – also die, die nicht den Höchstsatz der Gebühren bezahlen konnten, – ordentlich versorgen müssen⁴⁰.

Aber nicht nur bei Armen gab es Zahlungsschwierigkeiten. Salzsieder beglichen vor allem in Krisenzeiten gerne ihre Rechnung mit Salz. Und in nicht wenigen Fällen musste das Gericht einschreiten, weil es Unstimmigkeiten über das Kosten- und Leistungsverhältnis gab. So verklagte z. B. Johann Osterstock 1685 den Haalschmied Friedrich Laidig⁴¹. Er hatte ihn an einem Bein kuriert und als Gebühr 4 Reichstaler verlangt, die dieser nicht bezahlen wollte. Laidig gab an, dass er von Osterstock ein Vierteljahr erfolglos behandelt worden sei und mit ihm ein Honorar von 4 Gulden vereinbart habe. Nun fordere er gar 4 Reichstaler. Er bat die Richter außerdem zu berücksichtigen, dass bei den Besuchen Osterstocks *so viel an Wein aufgegangen* sei. Darauf entgegnete Osterstock: Mit dem aufgetra-

38 Ebd. 4/687 fol. 40.

39 Die älteste Haller Baderordnung datiert aus dem Jahr 1493, StadtA Schwäbisch Hall 4/490 fol. 94 v. Damals wurden die Badegebühren für einen erwachsenen Mann auf mindestens 2 Pfennige und eine Frau oder einen Jugendlichen auf 1 Pfennig festgelegt. Auch den später erlassenen Bader- und Barbierordnungen sind Gebührenverzeichnisse angefügt.

40 StadtA Schwäbisch Hall 4/504 fol. 30.

41 Ebd. 4/552 fol. 289.

genen Wein, das wäre ihm nicht recht gewesen, aber jedesmal, wenn er Laidig besucht habe, wäre dieser *voll* gewesen. Er berief sich auf den Stadtarzt Dr. Thym, der sicher bestätigen werde, dass er das Honorar redlich verdient habe. Dem Kläger wurde aufgetragen, ein Attest von Dr. Thym beizubringen und sich in einer Woche zusammen mit dem Beklagten nochmals vor Gericht einzufinden. Nachdem das Einigungsgerichtsprotokoll keinen weiteren Eintrag zu diesem Fall enthält, kann wohl davon ausgegangen werden, dass Osterstock zu seinem Geld gekommen ist. 1745 stritten sich Bader Thieringer und der Salzsieder Martin Seyboth⁴². Letzterer schuldete dem Barbier 6 Gulden 18 Kreuzer für Lohn und Medikamente. Seyboth sagte vor Gericht aus, dass sein Weib das Geld von ihm erhalten hat. Er könne nicht sagen, ob sie es Thieringer ausgefolgt hat oder nicht, denn sie sei ihm zwischenzeitlich weggelaufen. Im übrigen habe Thieringer sein Söhnlein durch eine verwahrloste Kur ums Leben gebracht, er sei ihm nichts schuldig. Für ihn als Tagelöhner wäre das einfach nicht erschwinglich, da sein leichtfertiges Weib ihn um mehr als 300 Gulden gebracht, Kisten und Kasten ausgeleert habe und nun verschwunden sei. Thieringer erklärte sich dann schließlich damit einverstanden, dass Seyboth ihm bis Ostern 4 Gulden bezahlt und die Schuld damit abgegolten ist.

Auch solche Szenen gehörten zum reichsstädtischen Baderalltag!

Im Folgenden sei kurz noch auf die anderen öffentlichen Badestuben hingewiesen:

Das Unterwöhrdbad

Das Bad befand sich auf dem Grasbödele, einer der drei Kocherinseln im Süden der Altstadt. Sehr wahrscheinlich ist das in einer Urkunde von 1351 erwähnte Haus des Baders am Ufer identisch mit dem Unterwöhrdbad⁴³. Die außerhalb der Stadtbefestigung liegende Badestube konnte über zwei Brücken bequem von der Kernstadt wie auch von der Katharinenvorstadt erreicht werden. 1460 z.B. waren dort mindestens sechs Leute beschäftigt: der Bader Hans, die Baderinnen Dorlin und Endlin, die Reiber Klaus und Henßlin sowie der Schöpfer Lockern. Bei Hans Bader, der 3 Ort Vermögenssteuer entrichtete, handelte es sich wohl um den Betreiber der Badestube, bei den anderen Personen, die keine Steuer oder nur die Mindestbeet bezahlten, wahrscheinlich um sein Hilfspersonal. Das Bad existierte bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts. 1661 sollte das baufällige Gebäude durch einen Neubau ersetzt werden. Die damalige Eigentümerin, die verwitwete Maria Katharina vom Berg, beantragte dafür eine städtische Beihilfe. Nachdem die Reichsstadt ihr die finanzielle Unterstützung versagte,

42 Ebd. 4/592 fol.13.

43 Vgl. Anm.7.



Abb. 5 Das Unterwöhrdbad stand auf dem Grasbödele, einer der beiden Kocherinseln vor dem Sulfertor.

Ausschnitt aus der von W. Haaf 1868 gefertigten Kopie des Gemäldes „Hala Suevorum Civitas Imperialis. 1643.“ von Hans Schreyer (Photogravure).

Foto: Hällisch-Fränkisches Museum, Schwäbisch Hall

kam das Vorhaben offenbar zum Erliegen⁴⁴. Später ist das Gebäude abgegangen und der Platz nicht mehr überbaut worden.

Das Brückenbad

Am westlichen Zugang zur Altstadt, am Brückentor, unmittelbar an die Stadtmauer angrenzend, lag das Brückenbad (vgl. Abb. 2). Urkundlich erstmals genannt wird es im Jahr 1349⁴⁵. Zu dem Anwesen gehörte neben dem Haus mit der Badestube ein Hof, in dem sich ein Brunnen und ein zweigeschossiges Gebäude befanden. Im Erdgeschoss dieses Nebengebäudes war ein so genanntes Wildbad, ein *Göltenbad*, eingerichtet. Dieses Spezialbad erscheint in den Quellen seit dem 16. Jahrhundert immer in Verbindung mit der Brückenbadestube, es war also keine eigenständige Badeanstalt. Beim Großen Stadtbrand von 1728 fiel der Gebäudekomplex den Flammen zum Opfer. Das Hinterhaus mit dem Wildbad wurde im Gegensatz zum Haupthaus nicht wieder aufgebaut. Die Badestube an der Henkersbrücke, zuletzt als Wundarztpraxis betrieben, bestand bis 1772.

Das Erkenbad

Erstmals erwähnt wird das Bad in der Gelbinger Gasse in einer Urkunde aus dem Jahr 1351⁴⁶. Später bürgerte sich für die Badestube, die am Kocherufer unterhalb der Gelbinger Vorstadt ihren Standort hatte (vgl. Abb. 2), der Name Erkenbad ein. Die Bezeichnung ist jedoch nicht von einem Familiennamen abgeleitet, wie das vielfach angenommen wird. Erken bedeutet Flechtwerk zum Fischfang; der Name weist also auf den hier im Fluss einstmals betriebenen gewerblichen Fischfang hin.

Die Badgerechtigkeit auf dem Erkenbad wurde bis 1795 genutzt. Die letzten drei Badergenerationen haben dort allerdings nur noch eine chirurgische Praxis unterhalten. Die eigentliche alte Badestube befand sich im Erdgeschoss des Hauses. Sie war zu Ende des 17. Jahrhunderts in einem solch schlechten baulichen Zustand, dass sie einzustürzen drohte⁴⁷. Wahrscheinlich standen ökonomische Gründe der Wiederherstellung der Badestube entgegen, denn kurze Zeit danach verkaufte der Besitzer, der Bader Wolf Rögler, das Lokal an einen Stärkemacher, der darin seine Werkstatt einrichtete.

44 StadtA Schwäbisch Hall 4/268 fol. 124 v, 169 v, 208 v.

45 Vgl. Anm. 7.

46 Vgl. Anm. 7.

47 StadtA Schwäbisch Hall 4/558 fol. 380.



Abb. 6 Erkenbader Johann Friedrich Häffelin (1723–1782), 1769. Häffelin war ein „berühmter“ Chirurg. Er war aus Ummenhofen gebürtig und ging nach dem Schulbesuch bei dem Chirurgen Drechsler in Großaltdorf in die Lehre. Auf seiner Wanderschaft hat er in vielen großen Städten bei berühmten Chirurgen assistiert. 1751 kehrte er nach Hall zurück. Hier heiratete er die Witwe des Erkenbaders Hiller und betrieb dessen Praxis im Erkenbad bis zu seinem Tod. In seinem Nachruf im Totenbuch von St. Michael wird er als „laborieuser und dienstfertiger“ Mann und „berühmter“ Chirurg charakterisiert⁴⁸. Das Ölgemälde ist das einzige überlieferte Porträt eines Haller Baders. Foto: Atelier Kern, Schwäbisch Hall

48 Ebd. 2/77 fol. 365 b.



Abb. 7 Gemarkungskarte von Unterlimpurg, aquarellierte Tuschezeichnung, 1703 (Ausschnitt)

Das Unterlimpurger Bad lag hinter der St. Urbanskirche in der Baders Klinge.

Foto: Atelier Kern, Schwäbisch Hall

Das Unterlimpurger Bad

Die Burg Limpurg und der unter der Burg liegende Ort kamen 1541 an Hall und mit ihnen die Badestube hinter der St. Urbanskirche. Nach ihr wurde die Klinge, die von dort zur Haller Ebene hinaufführt, Baders Klinge genannt.

Das Wasser für die Badestube durfte der Bader dem öffentlichen Brunnen entnehmen. Wurde das Wasser z.B. bei langanhaltender Trockenheit knapp, dann war ihm nur erlaubt, das Wasser zu sammeln, das der Brunnen nachts schüttete. Seinen übrigen Bedarf musste er dann mit Wasser aus dem Kocher decken⁴⁹.

Die Badstubengerechtigkeit lag bis 1779 auf dem Gebäude (vgl. Abb 7, Gebäude Nr. 74). Seit Ende des 17. Jahrhunderts hatten sich jedoch die Besitzer auf das Barbier- und Chirurgenhandwerk spezialisiert. 1779 verkaufte Johann Michael Dierolf die Badstubengerechtigkeit um 100 Gulden an den Chirurgen Johann Kaspar Mannhardt⁵⁰. Dierolf hatte das Haus und die Badestube 1770 von dem Bader Johann Josef Happel erworben, der nach Amerika ausgewandert ist⁵¹. Da

49 Ebd. 4/1734 fol. 25.

50 Ebd. 4/773 fol. 30.

51 Ebd. 4/742 fol. 57.

Dierolf weder als Bader noch als Chirurg ausgebildet war, betrieb er das Bad vermutlich gar nicht mehr. Mannhardt veräußerte die nun nicht mehr mit dem Haus in Verbindung stehende Badgerechtigkeit 1782 an die Ehefrau des Chirurgen Johann Friedrich Kölle. Susanna Katharina Kölle ließ das Recht auf ihr elterliches Haus hinter „Der Schwane“ übertragen⁵². Dort praktizierten dann ihr Mann und später ihr Sohn, der ebenfalls Chirurg war, bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Das Wildbad

Das Wildbad in der Weilervorstadt (vgl. Abb. 2) bezog als einziges der Haller Bäder sein Wasser aus einer Quelle. Diese entsprang unweit des Badgebäudes im Stadtgraben, dem so genannten Hirschgraben. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war die Badeanstalt eine anerkannte und viel besuchte Einrichtung. Dr. Nikolaus Winkler, der damalige, weit über die Grenzen der Reichsstadt hinaus bekannte Haller Stadtarzt, rühmte die heilenden Eigenschaften des Mineralwassers in mehreren Gutachten. Ob das Bad bereits im 13./14. Jahrhundert bestanden hat, wie es ältere Publikationen angeben, ist ungewiss. Urkundlich belegen lässt sich dies bislang nicht; aber es ist durchaus vorstellbar, dass das Wasser schon im Mittelalter zu therapeutischen Zwecken genutzt wurde, zumal die Johanniter, die hier im Weiler ihre Niederlassung hatten, von 1239 bis 1317 den städtischen Hospital betrieben.

Infolge rückläufiger Besucherzahlen und gestiegener Holzpreise geriet das Badewesen Ende des 16. Jahrhunderts in eine Krise, die auch die Bader in Hall betraf. 1599 suchten der Wildbader Jörg Neubeck und Brückenbader Jakob Koch beim Haller Rat um die Wiedereinführung der früheren höheren Badegebühren an. Sie verlangten, *daß ein jedes, so ein ganzen Tag in ungesottenem Wasser bade, des Tags 2 Schilling, so aber eines nur einen halben Tag bade 8 Pfennig, und derjenige, so in gesottenem Wasser bade, ein Tag 4 Schilling zu Badgeld geben sollte*. Die Situation verschlimmerte sich noch während des Dreißigjährigen Kriegs, der viel Kapital aus der Stadt abzog und einem großen Teil der Bevölkerung notwendige Investitionen in seinen Besitz unmöglich machte. Dadurch litt natürlich auch die Bausubstanz der Häuser. Gegen Ende des Krieges waren allein von den Badestuben das Unterwöhrdbad und das Wildbad einsturzgefährdet. Von der reichsstädtischen Verwaltung bezüglich des Wildbads um ein Gutachten gebeten, empfahl der damalige Stadtarzt Dr. Johann Christoph Osiander, *dies edle Kleinod, dadurch vielen hohen und niederen Standespersonen in desperaten Affectibus geholfen worden, zu conservieren und zu reparieren*, was dann auch geschah⁵³.

52 Ebd. 4/743 fol. 30.

53 Bibliothek des Historischen Vereins für Württembergisch Franken (Depositum im Stadtarchiv Schwäbisch Hall) 126/I fol. 356f.

Der schwerste Unfall, der aus einer Haller Badestube überliefert ist, passierte 1633 im Wildbad, als sich das fünfjährige Töchterlein des Wildbaders Jakob Hoffmann mit siedendem Wasser so verbrannte, dass es starb⁵⁴.

Bis zum 18. Jahrhundert wurden in der Badestube nur Wasserbäder verabreicht. Für seine Betreiber war deshalb eine Bader- oder Barbierausbildung nicht zwingend. So versahen seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges z.B. Tuchmacher und ein Bäcker das Bad, wobei die ersteren das Lokal auch als Färberei benutzten⁵⁵. 1736 übernahm Johann David Rögler, ein ausgebildeter Chirurg, die Anstalt. Er beantragte, diese um ein Schwitz- und Schröpfbad erweitern zu dürfen, was zu heftigem Protest der Baderzunft führte. Sie fürchtete die Konkurrenz für die bestehenden vier Badestuben sowie die 16 in der Stadt arbeitenden Barbieri und Bader. Dennoch genehmigte der Rat Rögler die Ausübung seiner *erlernten Profession*.

Nicht das Schwitz- und Schröpfbad, sondern das Mineralbad brachte um 1800 dem Wildbad neuen Aufschwung. Damals entdeckten die deutschen Ärzte das Wasser als Heilmittel. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstand deshalb eine Reihe neuer Kurbäder. Eine dieser Neugründungen war das 1827 eingerichtete Haller Solbad. Von dem Badeboom profitierte auch die Badestube im Weiler. 1822 berichtete der damalige Besitzer Gottlieb Friedrich Mannhardt: *Als ich [1788] das Wildbad übernahm, suchte ich dasselbe nach und nach wieder emporzubringen, und es gelang mir auch so, daß ich vor einigen Jahren solches nicht allein von der Quelle an durch Reinigung derselben und eine neue Röhrenfahrt wieder in brauchbaren Stand setzen, sondern auch noch eine Reihe von vier neuen Badzimmern errichten konnte, und solches während der Badzeit von den hiesigen Honoratioren sehr häufig besucht wird*. Die erfolgreiche Entwicklung der Badeanstalt setzte sich im Lauf des 19. Jahrhunderts fort. 1869 standen den Gästen 13 mit Wannen ausgestattete Badekabinette zur Verfügung, und um die Attraktivität des Wildbades noch zu steigern, eröffnete der Wildbader kurz danach in seinem Haus eine Restauration, eine Speisewirtschaft. Nach der Jahrhundertwende wurde der Mineralwasservertrieb ausgebaut. Als Tafelwasser gelangte die „Mineralquelle Wildbad“ nun auch an Gastronomiebetriebe und Privathaushalte. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts musste das Badegebäude dem Bau der Johannerstraße weichen und wurde in einen angrenzenden Garten verlegt. Die Rechte an der Wildbadquelle erwarb 1926 Georg Gutöhrlein, während das Bad und die Gastwirtschaft stillgelegt wurden. Der Name lebt heute noch in der Bezeichnung eines von einer Haller Firma vertriebenen Mineralwassers fort, das allerdings nicht mehr aus dem alten Wildbadbrunnen kommt.

54 StadtA Schwäbisch Hall 2/69 fol.354.

55 Als Hans Albrecht Hofmann 1667 die Liegenschaft an seinen Bruder, den Tuchmacher Peter Hofmann, verkaufte, hat er sich die weitere Benutzung des im Wildbad befindlichen Färbkessels ausbedungen (StadtA Schwäbisch Hall 4/661 fol.174 v).

Literatur

- R. *Jütte*: Ärzte, Heiler und Patienten. Medizinischer Alltag in der frühen Neuzeit, München/Zürich 1991.
- R. *Jütte*: Bader, Barbieri und Hebammen, Heilkundige als Randgruppen?, in: Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft: ein Hand- und Studienbuch. Hrsg. von B.-U. Hergemöller, 2. neubearbeitete Aufl., Warendorf 1994, S.89–120.
- U. *Kiby*: Bäder und Badekultur in Orient und Okzident. Antike bis Spätbarock, Köln 1995.
- A. *Martin*: Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen nebst einem Beitrage zur Geschichte der deutschen Wasserheilkunde, Jena 1906, Neudruck: München 1989.
- W. *Münkle*: Das Medizinalwesen der Reichsstadt Hall vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit. Eine Auswertung der Bader-, Barbier- und Medizinalordnungen, Diss. Med. dent., Ulm 1992.
- J. *Platow*: Bader, Barbieri, Friseur. Bilder und Geschichten eines alten Handwerks, Berlin 1992.
- [P. *Schwarz*:] Die Wundärzte und Barbieri in Schwäbisch Hall, in: Schwäbisch Haller Monatsspiegel 1963/5, S.1–2.
- S. *Stolz*: Die Handwerke des Körpers. Bader, Barbier, Perückenmacher, Friseur. Folge und Ausdruck historischen Körperverständnisses, Marburg 1992.
- K. *Ulshöfer*: Aus der Praxis der hällischen Bader zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in: Der Haalquell 19 (1967), S.58–60.
- K. *Ulshöfer*: Bader und Chirurg, einst wichtigster Heilberuf in der kleinen Stadt und auf dem Lande, in: Haller ärztliche Mitteilungen 1976/1, S.17–18.
- K. *Ulshöfer*: Schwäbisch Haller Bader und Bäder im ausgehenden Mittelalter, in: Der Haalquell 20 (1968), S.21–23, 25–27.
- K. *Ulshöfer*: Über das Wildbad zu Hall. Einst war es wegen seiner heilenden Eigenschaften sehr geschätzt, in: Der Haalquell 29 (1977), S.33–35.
- M. *Widman*, C. *Mörgeli*: Bader und Wundarzt. Medizinisches Handwerk in vergangenen Tagen. Medizinhistorisches Institut und Museum der Universität Zürich 1998.
- G. *Wunder*: Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216–1802 (Forschungen aus Württembergisch Franken Bd.16), Sigmaringen 1980.
- G. *Wunder*, G. *Lenckner*: Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395–1600 (Württembergische Geschichtsquellen Bd.25), Stuttgart/Köln 1956.

„Die Schule war mein Lebenswerk und meine Freude“

Frieda Berger, Lehrerin und Schulleiterin an der Haushaltungs- und Frauenarbeitsschule Schwäbisch Hall¹

VON IRMGARD BROSE

Der Schwäbisch Haller Frauenarbeitsschule wurde 1934 das nationalsozialistische „Haushaltsjahr“ angegliedert. Damit bot die bis dahin überwiegend als Nähsschule bekannte Einrichtung eine umfassende hauswirtschaftliche Ausbildung, und die Grundlage für die spätere Haushaltungs- und Frauenarbeitsschule war geschaffen. Dies geschah maßgeblich auf Betreiben der Schulleiterin Frieda Berger.

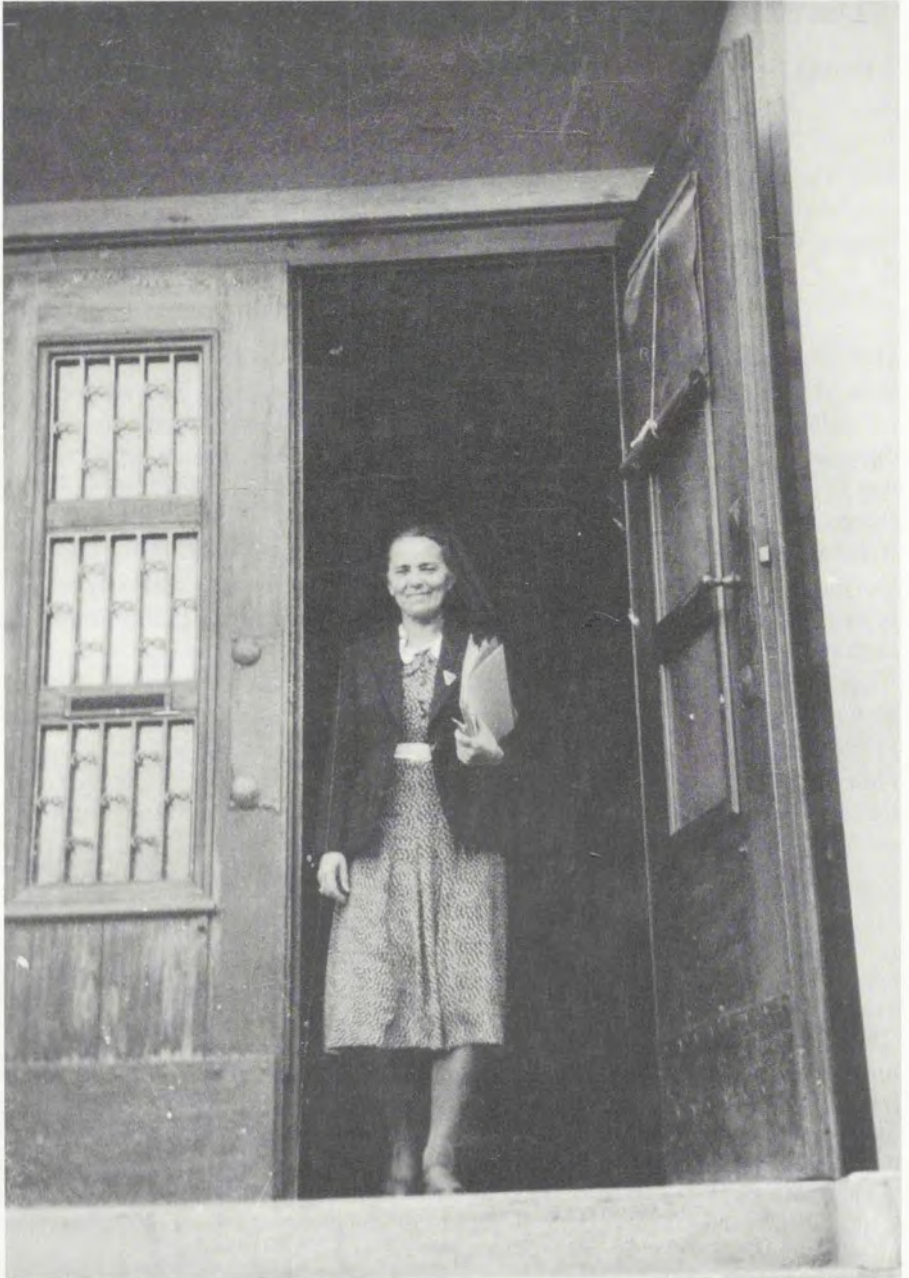
Rund 40 Jahre lang war Frieda Berger an dieser Schule tätig und lehrte Hunderte von jungen Frauen den Umgang mit Textilien. Unter den Nationalsozialisten übte sie parallel zu ihrer Schularbeit zahlreiche Ämter in Parteiorganisationen aus, darunter die örtliche Leitung der NS-Frauenschaft.

Ungeachtet dieses Engagements und trotz starker Bedenken von Seiten des Kultministeriums wurde Frieda Berger in den 1950er Jahren nach einer kurzen Sperre auf Wunsch der Haller Stadtverwaltung wiederum die Schulleitung der Haushaltungs- und Frauenarbeitsschule übertragen. Diese weibliche Karriere löst Irritation und Verwunderung aus und macht neugierig auf die Person und die Zeitumstände.

Jugend und Ausbildungszeit

Frieda Berger wurde am 6. Oktober 1890 als älteste Tochter des Geistlichen Christian Berger und seiner Frau Margarete in Ulm geboren. Hier verlebte sie mit vier jüngeren Geschwistern die ersten Kinderjahre. Als der Vater nach Reutlingen versetzt wurde, zog die Familie mit um, und Frieda Berger besuchte dort die Mädchenrealschule und später die Frauenarbeitsschule. Ein weiterer Umzug nach Stuttgart brachte einen Wechsel auf die dortige Frauenarbeitsschule, wo

¹ Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) EL 902/9 Bü 607, Spruchkammerakte: Aussage von Frieda Berger zu ihrer Berufstätigkeit. – Die Idee zu diesem Beitrag entstand bei der Arbeit an der Ausstellung und der Broschüre *U. Marski* (Hrsg.): *Katechismus, Nähzeug, Büchermappe. Weibliche Bildungswege in Schwäbisch Hall*, Schwäbisch Hall 2002, anlässlich des zehnjährigen Jubiläums der Frauenakademie an der Volkshochschule Schwäbisch Hall.



*Abb.1 Frieda Berger 1943 am Eingang der Haller Gewerbeschule, wo während des Krieges auch der Unterricht der Frauenarbeitsschule abgehalten wurde.
Foto: Privatbesitz.*

Frieda Berger ihre Seminarausbildung zur Handarbeitslehrerin erhielt². 1910 bestand sie das erste staatliche Examen mit „sehr gut“. Nach weiteren zwei Jahren Fachausbildung in Stuttgart legte sie die zweite höhere Prüfung mit „gut“ ab. Frieda Berger war jetzt sogenannte unständige Fachlehrerin für Handarbeit und wurde im Juni 1913 an der Frauenarbeitsschule Hall, die sich seit 1896 am Langen Graben befand, eingestellt³.

Schulsituation und Tätigkeit bis 1934

Zur Zeit von Frieda Bergers Dienstantritt war die 1875 eingerichtete Haller Frauenarbeitsschule eine renommierte Bildungsanstalt für Mädchen ab vierzehn Jahren aus Hall und dem Umland⁴. In jährlich drei Kursen, die dreizehn bis vierzehn Wochen dauerten, erlernten die Schülerinnen vor allem Nähen: Handnähen, Maschinennähen, Kleidernähen, dazu Flickern, Sticken, Stricken, Häkeln, Knüpfen.

Charakteristisch für den Frauenarbeitsunterricht war von Anfang an die enge Verbindung des Zeichnens mit den Handarbeiten. So wurden Unterrichtsstunden im Technischen Zeichnen, Musterzeichnen und auch in Buchführung erteilt. Die kostenpflichtigen Kurse endeten mit einer Abschlussprüfung; Schulausstellungen präsentierten die Schülerinnenarbeiten der Öffentlichkeit.

Das ursprüngliche Ziel der Frauenarbeitsschulen, junge Mädchen aus allen Kreisen der Bevölkerung für die heimische Industrie zu befähigen, befand sich Anfang des 20. Jahrhunderts bereits im Wandel. Nun verstand sich diese Schulart als Bildungs- und Erziehungseinrichtung, *die sich von der bloßen Werkstatt und Nähsschule unterscheidet. Sie will mit der engen organischen Verbindung von Zeichnen, Handarbeit und Stoffkunde (im weitesten Sinne) die Schülerinnen zu einem gediegenen, veredelten Geschmack bei der Herstellung eigener und beim Kauf fremder Arbeiten erziehen und damit in Haus, Kleidung und Wäsche eine*

2 Alle Angaben aus StAL EL 902/9 Bü 607, und EL 205 Bü 50.

3 Die Ausbildung für Handarbeitslehrerinnen erfolgte auf Grund der Prüfungsordnung von 1899, nach der sich die ordentliche Ausbildung über vier Jahre erstreckte. Nach zwei Jahren musste die niedere Prüfung für den Handarbeitsunterricht (mit Handarbeit, Zeichnen, deutscher Sprache, Rechnen, Erziehungs- und Unterrichtslehre, einer Lehrprobe) abgelegt werden. Am Schluss des vierten Ausbildungsjahres wurde die höhere Prüfung abgehalten, die neben den praktischen Fächern einen deutschen Aufsatz und eine Lehrprobe zum Gegenstand hatte. Nach: Ministerialabteilung für die Fachschulen (Hrsg.): Die Gewerbeschulen, Handelsschulen und Frauenarbeitsschulen in Württemberg, Stuttgart 1924.

4 Angaben zur Frauenarbeitsschule aus E. Schraut: Die Frauenfrage in Württemberg. Gründung und Fortkommen einer der ersten Frauenarbeitsschulen in Württemberg, in: E. Schraut, H. Siebenmorgen, M. Akermann (Hrsg.): Hall im 19. Jahrhundert, Sigmaringen 1991, und Die Gewerbeschulen (wie Anm. 3), S. 60ff.

*das Leben verschönende, die Daseinsfreude, die Behaglichkeit und die Wohnlichkeit erhöhende äußere Kultur bringen*⁵.

Frieda Berger, die 1916 ständig angestellt wurde und somit pensionsberechtigt war, erlebte nach dem Ersten Weltkrieg eine andauernde Zunahme der Schülerinnenanzahl an der Haller Frauenarbeitsschule. Aus einem Gemeinderatsprotokoll von 1921 erfährt man von der *Überfüllung der Frauenarbeitsschule*, und dass *sich die Lehrerin Fräulein Berger für ordnungsmässige Fortführung des Schulbetriebs verbürgt*⁶. Zu dieser Zeit besuchten 159 Schülerinnen die Schule, davon 72 aus Hall.

Die Haller Frauenarbeitsschule scheint Anfang der zwanziger Jahre durchaus noch den Charakter einer gewerblichen Ausbildungsstätte gehabt zu haben, denn der Gemeinderat beschloss 1921 auf Grund von Beschwerden des Vereins selbständiger Handwerkerinnen, dass die Frauenarbeitsschule nicht der Ausbildung von Lehrlingen dienen dürfe. Auch wurde die Annahme jeglicher Kundenarbeit verboten.

Als man das Fachlehrerinnenwesen 1920 in Württemberg neu ordnete, brachte dies auch für die Lehrerinnen an Frauenarbeitsschulen deutliche Neuerungen⁷. Hauptziel war eine Verbindung von Handarbeit und Hauswirtschaft; die Fachlehrerinnen sollten künftig für beide Zweige ausgebildet werden. Ausbildungsstätte dafür wurde das 1923 gegründete Hauswirtschaftliche Seminar in Kirchheim/Teck.

Der Staatspräsident und Kultminister Dr. Hieber begründete bei der Eröffnung die Notwendigkeit dieses neuen staatlichen Seminars so: *Infolge der Not der Zeit ist es notwendig, durch Heranbildung tüchtiger Lehrerinnen die Möglichkeit zu schaffen, die weibliche Jugend aller Kreise und Bevölkerungsschichten ganz anders als bisher auf dem Gebiet fraulicher Betätigung in Haus, Küche und Garten, in Kinderstube und Krankenzimmer auszubilden. Es ist der Frauen nicht würdig, heute, wo ihnen die Verfassung völlige Gleichberechtigung mit dem Manne gebracht hat, auf ihrem ureigensten Gebiet häufig noch so wenig wirkliche Schulung zu besitzen*⁸.

An der Haller Frauenarbeitsschule wurde jedoch weiterhin hauptsächlich Handarbeit unterrichtet und das mit guten Ergebnissen. So sehen wir in der Zeitschrift „Die Frauenarbeitsschule“ mehrmals Abbildungen von Näharbeiten der Klasse Berger und auf einer Farbtafel die Arbeit einer 1. Preisträgerin aus Hall im Nähwettbewerb der Frauenarbeitsschulen⁹.

5 Die Gewerbeschulen (wie Anm. 3), S. 65.

6 Stadtarchiv Schwäbisch Hall (StadtA Schwäbisch Hall) 19/425.

7 Vgl. Die Fachlehrerin. Illustrierte Monatsschrift für den Handarbeits- und Hauswirtschaftsunterricht, 3 (1923), Nr. 10, S. 45f.

8 Die Fachlehrerin 3 (1923), Nr. 4, S. 3.

9 Zu finden u. a. in: Die Frauenarbeitsschule. Fachzeitschrift für die Schülerinnen der Württembergischen Frauenarbeitsschulen, 3 (1928), Heft 1, und 7 (1932), Heft 1.

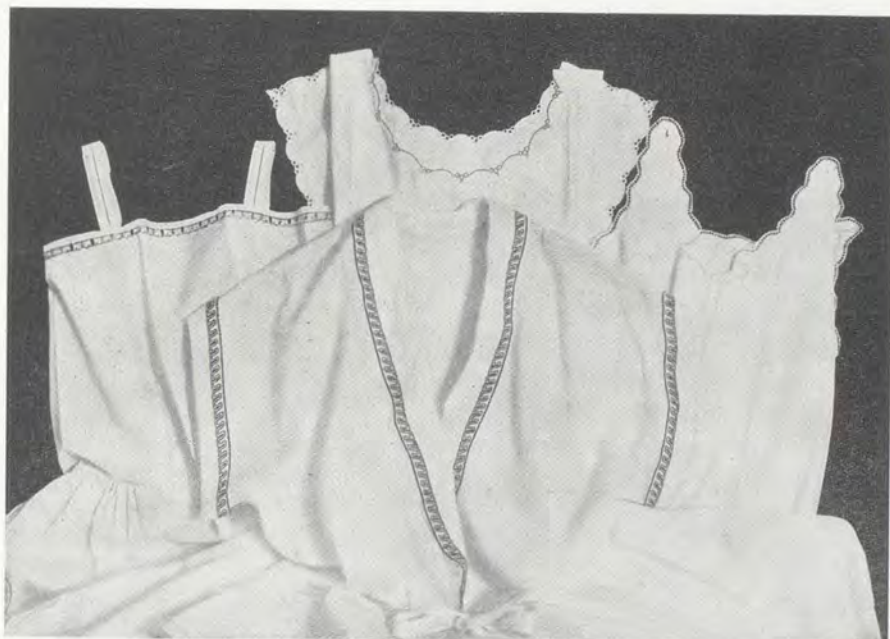


Abb. 2 In der Zeitschrift „Die Frauenarbeitsschule“ wurden immer wieder vorbildhafte Arbeiten von Schülerinnen präsentiert. In der Ausgabe vom Februar 1926 erschien eine Aufnahme, auf der ganz rechts ein Hemdbeinkleid aus Schirting – glattes, leinwandartig gewebtes Baumwollzeug – mit Häkelverzierung zu sehen ist, das in einer Klasse von Frieda Berger hergestellt wurde.

Foto: Württembergische Landesbibliothek.

Nach eigenen Angaben erstrebte Frieda Berger seit 1925 den gesamten hauswirtschaftlichen Unterricht für die Haller Frauenarbeitsschule. Sie war inzwischen zur Hauptlehrerin ernannt worden und erhielt 1927 die Schulleitung. Als Mitarbeiterin im Ausschuss für Frauenarbeitsschulen im Württembergischen Lehrerinnenverein war ihr die Neukonzeption für diese Schulart wohlbekannt. Sie unterstützte diese voll: *Eine Notwendigkeit lag klar zutage. Jeder Anfang wurde aber immer wieder zerschlagen und erst 1933 wurde uns die Erlaubnis gegeben, einen Versuch zu machen*¹⁰.

10 StAL EL 902/9 Bü 607.



Gretel Zwing- Hall

Kennwort: Möve

Abb.3 Im Oktober 1928 war ein weiteres Kleidungsstück in der Zeitschrift „Die Frauenarbeitsschule“ abgebildet, das an der Frauenarbeitsschule Schwäbisch Hall entstanden war: eine Jacke mit dem „Kennwort Möve“, genäht von Gretel Zwing. Foto: Württembergische Landesbibliothek.

Neuorganisation der Frauenarbeitsschule ab 1933 und „Hausfrauenjahr“

Dieser Versuch wurde möglich, als das württembergische Kultministerium 1933 einzelne Fachschulen im Lande zu Versuchsschulen erklärte, darunter auch die Haller Frauenarbeitsschule. Als Schulleiterin griff Frieda Berger diese Möglichkeit sofort auf und erstellte eine Konzeption zur Neuorganisation der Frauenarbeitsschule, in der sie erläuterte: *Aufgabe und Ziel der Frauenarbeitsschule ist es, dass sich die Schülerinnen gründliche und gediegene Fachkenntnisse erwerben, die sie im praktischen Leben unmittelbar auswerten können. Mit dieser fachtechnischen Ausbildung geht die Erziehung zum selbstschöpferischen Gestalten und die Erziehung zum deutschen Menschen, zur deutschen Frau und Mutter, Hand in Hand. Die Erziehung zur Sparsamkeit, deutscher Wirtschaftlichkeit und Gewissenhaftigkeit, Schärfung des Beobachtungs- und Urteilsvermögens und damit Erziehung zum selbständigen Denken, Weckung und Stärkung des Qualitätsgefühls und gleichzeitig Erziehung zur Ehrlichkeit, bewußt geistige Einstellung auf die Frauen- und Mutterpflichten und damit Erziehung zur verantwortungsbewußten mütterlichen Persönlichkeit war immer selbstverständliche Aufgabe dieser Schulen.*

Die zeitgemäße Weiterentwicklung erfordert – dem Wunsche weiter Volkskreise entgegenkommend – die gesamte hauswirtschaftliche Ausbildung eng mit der bisherigen Arbeit der Frauenarbeitsschulen zu verbinden. Im Interesse der Sparsamkeit von Staat und Gemeinden streben wir deshalb eine Neuorganisation der Frauenarbeitsschulen an.

Ziel: Organisatorischer Zusammenschluß mit der hauswirtschaftlichen Berufsschule (im Landesschulgesetzentwurf vorgesehen) zur vollen Ausnützung aller vorhandenen Einrichtungen und Lehrkräfte (Arbeitsdienstpflicht)¹¹.

Weiter schlug sie eine Umstellung der Frauenarbeitsschule in der Art vor, dass neben den bisherigen Kursen eine *allgemeine Hausfrauenschule* – in der Regel einjährig oder zweijährig – grundlegende Kenntnisse und Fertigkeiten in den verschiedenen weiblichen Handarbeiten und in der Hauswirtschaft vermitteln sollte – als Vorbereitung für die Tätigkeit im eigenen Haushalt, für den Beruf als Hausangestellte, Hausbeamtin, Kindergärtnerin, Krankenschwester, Wohlfahrtspflegerin u.s.f.¹². Bei Bedarf sollte es Ganz-, Halbtags- und Abendkurse für Kochen und Hauswirtschaft geben.

Bereits im Januar 1934 konnte der Unterricht in der *neu eingerichteten Musterklasse* beginnen. Im Haller Tagblatt wurde über die neue Versuchsklasse u.a. so berichtet: *Das Ziel ist die Erziehung zu deutschen Frauen und Müttern im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung. ... Daher will der ganze Unterricht Gesinnungsunterricht sein und die Schülerinnen zu der Erkenntnis führen, daß*

11 Kreisarchiv Schwäbisch Hall (KrA Schwäbisch Hall) 1/737.

12 Ebd.

die Begriffe Volk und Volksgemeinschaft auf der Familie aufbauen¹³. Neue Unterrichtsfächer waren außer der Hauswirtschaft, Rassenhygiene und Rassenkunde sowie Gesundheits- und Kleinkindpflege. Der Koch- und Hauswirtschaftsunterricht wurde erst später eingegliedert, da die Frauenarbeitsschule über keine eigene Küche verfügte. Im Februar bat Frieda Berger den Haller Gemeinderat, beim Kreisverband den Antrag zu stellen, die während der Sommermonate nicht benützte Landwirtschaftsschule für das Hausfrauenjahr zur Verfügung zu stellen. Außerdem beantragte sie eine besonders tüchtige Lehrerin für den Hauswirtschaftsunterricht – gerade für dieses Hausfrauenjahr¹⁴. Der Antrag wurde genehmigt, so dass von Mitte April bis Mitte Oktober 1934 der Koch- und Hauswirtschaftsunterricht in der Landwirtschaftsschule abgehalten werden konnte.

Mit kleinen Werbeartikeln in der Zeitung warb Frieda Berger für die Schulung zur Hausfrau und für Das Hausfrauen-Schuljahr¹⁵, das bei geringem Schulgeld – es handelte sich um 25 RM im Halbjahr – und bei ununterbrochener Teilnahme die Schülerinnen vom Besuch der allgemeinen Fortbildungsschule befreite.

Zu dieser unter den Nationalsozialisten möglich gewordenen neuen Ausrichtung der Haller Frauenarbeitsschule passte Frieda Bergers Engagement im Sinne der neuen Machthaber. Schon Anfang 1933 trat sie dem Nationalsozialistischen Lehrerbund (NSLB)¹⁶ bei, bekleidete dort das Amt einer Zellen- und Fachgruppenführerin und besuchte im Oktober des gleichen Jahres einen weltanschaulichen Kurs für Erzieherinnen in Stuttgart. Im September 1933 war sie in die Nationalsozialistische Frauenschaft (NSF)¹⁷ eingetreten, zu deren Kreiskulturreferentin sie im Frühjahr 1934 ernannt wurde. Noch während des ersten Hausfrauen-Schuljahres übernahm sie im November 1934 das Amt der Kreisreferentin für weibliche Erziehung im NSLB.

13 Haller Tagblatt, 30.1. 1934.

14 KrA Schwäbisch Hall 1/737.

15 Haller Tagblatt, 3.3. 1934 und 10.3. 1934.

16 NSLB: 1929 gegründeter angeschlossener Verband der NSDAP als Organisation der NS-Erzieher, Schulung der Funktionäre durch Lehrertlager; vgl. F. Bedürftig (Hrsg.): Lexikon des Dritten Reichs, Hamburg 1994.

17 NS-Frauenschaft: Ausgehend von einer kleinen Kerntuppe überzeugter NS-Anhängerinnen wurde die NS-Frauenschaft richtungsweisend in allen Frauenfragen und sorgte ab 1933 für politische Gleichschaltung. Die 1931 gegründete, streng hierarchisch geordnete Organisation hatte bis März 1939 2,3 Millionen Frauen als Mitglieder. Frauenschaftsleiterinnen wurden von männlichen NS-Funktionären bestimmt (vgl. U. Benz (Hrsg.): Frauen im Nationalsozialismus, München 1993). Zu Organisation, Aufgaben und Pflichten der NSF heißt es 1933: *Die Hauptaufgabe der NS-Frauenschaft ist und bleibt die nationalsozialistische Schulung der deutschen Frau. Diese erfaßt praktisch alle Gebiete frauichen Lebens ... Innerhalb der NSF werden Arbeitsgruppen gebildet, denen die Pflege und Schulung u.a. auf folgenden Gebieten obliegt: Nationalsozialistische Staatsidee, Rassenkunde, Geschichte, Vorgeschichte, Kindererziehung und Schulwesen, Wohlfahrt, Mütterdienst, Mütterschulung, Wirtschaftskunde und Rechtsberatung, Schutz und Förderung der berufstätigen Frau, Kulturleben des Hauses, Dichtung, Musik, Kunst, Hauswirtschaft, Gesundheitspflege für Frau und Kind, Kleidung, Handarbeiten ...* (aus: D. Klinsiek: Die Frau im NS-Staat, Stuttgart 1982).

Die Weiterführung der Versuchsklasse wurde mit Erlass vom 25. Januar 1935 von der Württembergischen Ministerialabteilung für Fachschulen genehmigt. Für das neue Schuljahr verfasste Frieda Berger ein Informationsblatt, in dem sie außer den Unterrichtsinhalten auch die ideologische Grundausrichtung erläuterte:

Praktisches Hausfrauenjahr der Frauenarbeitsschule

Zweck des Hausfrauenjahrs ist: Mädchen aus allen Ständen Gelegenheit zu bieten, sich in einjähriger praktischer Ausbildung gründliches Wissen und Können auf dem Gebiet der gesamten Hauswirtschaft und des Nähens und allem was dazu gehört, zu erwerben. Der ganze Unterricht stellt sich in den Dienst der Erziehung der weiblichen Jugend zur deutschen Gesinnung und zur Erziehung für die besonderen Frauenaufgaben.

Ziel: Schulung der weiblichen Jugend zu gesunden, lebensstüchtigen, verantwortungsbewussten, zukünftigen deutschen Frauen und Müttern im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung.

Berufs- und fachkundige Fächer: Nadelarbeit (Nähen), Hauswirtschaft, Gartenbau, Kinderpflege, Gesundheitspflege verbunden mit Rassenpflege.

Allgemeinbildende Fächer: Heimatkunde und Geschichte, Staatsbürgerkunde, Lebenskunde (Behandlung sozialer und erziehlicher Fragen).

Leibesübungen: wöchentlich 1 Stunde (über den Sommer täglich morgens eine Viertelstunde)

Singen: wöchentlich 1 Stunde

Für jeden Monat ist ein Wandertag vorgesehen, der teilweise zur Besichtigung von Betrieben, Fabriken, Natur- und Kunstdenkmälern verwendet werden kann.

Der hauswirtschaftliche Unterricht umfasst außer dem praktischen Kochen, Backen, Einmachen, Waschen, Bügeln, Reinigen u. s. w. Grundsätzliches über die verschiedenen Zubereitungsarten, über Haltbarmachen der Nahrungsmittel, über Brennstoffe, Kochgeräte, Geschirre, über Pflege und Reinigung der Räume, der Einrichtungsgegenstände, der Wäsche und der Kleidung, sowie über zweckmäßige Haushaltführung und über die mit Wohnung, Kleidung, Ernährung zusammenhängenden wirtschaftlichen und sozialen Fragen.

Der hauswirtschaftliche Unterricht muß den örtlich gegebenen Verhältnissen entsprechend auf die Sommermonate zusammengedrängt werden. Vom 24. April bis 19. Oktober 1935 in der Hauptsache Kochen, Hauswirtschaft und Gartenbau. Im Winter in der Hauptsache Nähen¹⁸.

Die wöchentliche Unterrichtszeit betrug 36 Stunden, unterrichtet wurde täglich von 8 Uhr 10 bis 12 Uhr 10 und nachmittags von 14 Uhr bis 16 Uhr 30, am Mittwoch und Samstag waren die Nachmittage frei. Im Sommerhalbjahr war zusätzlich zum Schulgeld ein Kochgeld von 45 Pfennig pro Tag zu bezahlen.

18 KrA Schwäbisch Hall 1/737.

In einer Zeit, wo das Lebensziel des deutschen Mädels, Frau und Mutter zu werden¹⁹, zum Erziehungsziel schlechthin erhoben worden war, konnte das Hausfrauenjahr ein voller Erfolg werden. Zum Abschluss eines jeden Sommer- und Winterhalbjahres veranstaltete die Frauenarbeitsschule öffentliche Kochvorführungen und Kleiderausstellungen.

Bis zum Schuljahr 1939/40 wurde das Haushaltsjahr als Schulversuch regelmäßig durchgeführt. Die Haller Frauenarbeitsschule gehörte zu den wenigen in Württemberg, die neben denen in Korntal, Reutlingen, Tuttlingen und Tübingen eine hauswirtschaftliche Jahresklasse angegliedert hatte²⁰. 1941 erhielt die Haller Schule die staatliche Anerkennung zur „Städtischen Haushaltungs- und Frauenarbeitsschule“.

Frieda Bergers langjähriges Bestreben, den gesamten hauswirtschaftlichen Unterricht in die Haller Frauenarbeitsschule zu integrieren, war jetzt Wirklichkeit geworden. Neben ihrer Tätigkeit als Schulleiterin unterrichtete sie weiterhin vor allem die Nadelarbeiten. Ehemalige Schülerinnen erinnern sich an Frieda Berger als strenge, korrekte, sehr pflichtbewusste, aber gerechte Lehrerin. Sie habe immer genau erklärt und auch praktische Verhaltenstipps gegeben: *Mädla, setzet eich na, schonet eire Füß' beim Bügeln*. Äußerlich sei sie immer tipptopp gewesen und habe Partei- und Frauenschaftsabzeichen getragen. Im Unterricht, so die Erinnerung, sei ihre politische Einstellung nicht aufgefallen.

Außerschulische Betätigungen in der NS-Zeit

Die Fülle der von Frieda Berger geleiteten und besuchten NS-Schulungslehrgänge zeugt davon, dass sie von Anfang an mit der nationalsozialistischen Regierung sympathisiert haben muss. So nahm sie in den Jahren 1933 bis 1938 an sechs weltanschaulichen Kursen für Lagerleiterinnen und Erzieherinnen teil und leitete selbst drei Lehrgänge²¹. In der Zeitschrift „Die Fachlehrerin“ vom Oktober 1935 wurde über den zweiten *Schulungskurs für Lehrerinnen unter der Leitung von Fr. Berger*, der vom 24. Juli bis 14. August 1935 im Gauschulungslager Jungborn stattfand, berichtet. Eingerahmt von Frühsport, Flaggenhissen und abendlichem Singen nahmen *mehr als hundert Berufsgenossinnen aus allen Kreisen des Gau*s als *Volksgemeinschaft im Kleinen* mit Haus- und Gartenarbeit, Sport, Wanderungen und vielen Vorträgen, die *der Besinnung auf die Grundgedanken des Nationalsozialismus* dienten, teil. Sie hörten Redner etwa zu den Themen *Nationalsozialistische Weltanschauung und ihre praktische Verwirklichung, Rassenpolitische Streifzüge, Judenfrage, Wesen und Geschichte der NS-Frauenschaft*²².

19 Haller Tagblatt, 22.3.1937.

20 Amtsblatt des Württembergischen Kultministeriums, 33 (1937), S.244.

21 Bundesarchiv Berlin, NSDAP-Zentralkartei, Karteikarte von Frieda Berger.

22 Die Fachlehrerin, Nr.10, 1935, S.135/136.

Als Kreiskulturreferentin und seit 1935 Ortsgruppenleiterin der NS-Frauenschaft Hall besuchte Frieda Berger ab 1934 regelmäßig Schulungskurse auf der Comburg, in der Gauschule Waldsee, in Stuttgart und eine NSF-Arbeitstagung auf Norderney²³. Ab 1937 kam zu ihren bisherigen politischen Ämtern noch das der Mitarbeiterin im Rassenpolitischen Amt in Ortsgruppe und Kreis Hall dazu. Von 1936 bis 1938 nahm sie an vier rassenpolitischen Lehrgängen teil²⁴.

Angesichts dieser vielen politischen Ämter und ideologischen Schulungen fällt es schwer, Frieda Berger als *nie überzeugte Anhängerin und Vertreterin der nationalsozialistischen Ideologie*²⁵ zu sehen, wie es in der Erwiderung ihres Rechtsanwaltes auf die Klageschrift der Spruchkammer heißt. Sie selbst gab später an, in alle Ämter gedrängt worden zu sein: *Von meiner Schularbeit her hatte ich das Vertrauen der Haller Frauen, und weil die Behörde eine tätige Mitarbeit wünschte, habe ich die Mehrarbeit übernommen im guten Glauben, dass nun unser Volk aus aller Not, Arbeitslosigkeit und Zerrissenheit heraus in eine bessere Zukunft geführt werden sollte.* Auch in die Partei sei sie erst während der Mitgliedersperre 1933 auf persönliche Aufforderung des Studiendirektors Haug eingetreten; ihr Eintritt sei unter gleichzeitiger Nachbezahlung der Mitgliedsbeiträge auf 1. Mai 1933 festgesetzt worden.

Ihre Arbeit in der NS-Frauenschaft bezeichnete Frieda Berger ausschließlich als soziale Arbeit. In den Heimabenden habe sie *meist die Anfangs- und Schlussworte, auch manchmal einige Worte über die besonderen Frauenaufgaben und Pflichten im Volke gesprochen.* Zu ihrer Mitarbeit im Rassenpolitischen Amt gab sie an: *Ich hatte die Aufgabe, mit den Frauen über fachliche Fragen der Gesundheitsführung und der Familienpflege zu sprechen. Beispiele: Gesundes Wohnen, gesunde Ernährung, gesunde Kleidung, Gattenwahl – der entscheidenste Schritt im Leben, die Frau – die Lebenskameradin des Mannes, Kinder – eine Gabe Gottes, Kinderreichtum – ein Segen für Familie und Volk, Freude mit Kindern.* Diese Themen seien bei den Heimabenden der Frauenschaft besprochen worden.

Außer in diesen politischen Ämtern war Frieda Berger noch Mitglied beim DRK, engagierte sich bei der NS-Volkswohlfahrt und dem Reichsluftschutzbund. Über ihre außerschulischen Tätigkeiten sagte sie später: *Diese soziale Arbeit hat meine freie Zeit, die mir die Schularbeit ließ, fast vollständig beansprucht.* Frieda Berger, die als Lehrerin ledig geblieben war, konnte der nationalsozialistischen Hauptfunktion der Frau als Gattin und Mutter nicht entsprechen, erfüllte aber in vorbildlicher Weise ein zweites Frauenideal dieser Zeit: das der nimmermüden, dienenden, einsatzbereiten Helferin. Sie selbst begründete dies als

23 Wie Anm. 21.

24 Ebd. sowie StAL EL 205 Bü 50. – Das Rassenpolitische Amt der NSDAP wurde am 1.5. 1934 gegründet und war eine amtliche Einrichtung der Partei mit der Aufgabe der Schulung und Aufklärung der Bevölkerung in rassenpolitischen Fragen (vgl. C. Schmitz-Berning: Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin 2000).

25 StAL EL 205 Bü 50. Hieraus auch die folgenden Zitate.

dienen und helfen dürfen, wo Dienst und Hilfe notwendig ist, ist Frauenarbeit, die in jedem Volke von Frauen getan wird und getan werden muß.

Nach eigenen Angaben stellte Frieda Berger ihre Schularbeit immer über die Arbeit in der Frauenschaft. Dies wurde ihr 1944 von der Gaufrauenschaftsleiterin vorgeworfen, worauf Frieda Berger ihr Amt als Ortsfrauenschaftsleiterin abgeben wollte. Der Kreisleiter lehnte ihren Rücktritt jedoch ab, und *ich mußte mein Amt behalten, trotzdem mir eine weitere Mitarbeit sehr schwer fiel.*

Nachkriegsjahre ohne Anstellung

Wie an allen Schulen wurde das Unterrichten auch für die Haushaltungs- und Frauenarbeitsschule zum Kriegsende hin immer schwieriger. Der Unterricht fand kriegsbedingt auch in anderen Gebäuden statt. Am 1. Oktober 1944 kam es *aus Gründen des totalen Kriegseinsatzes* zur Stilllegung der Schule. Die Schülerinnen wurden in Betriebe eingezogen und die Schulräume von der Wehrmacht beschlagnahmt.

Frieda Berger kam nicht wie ihre Kolleginnen in den Volksschuldienst, da sie die Schulleitungsgeschäfte und ihre Mitarbeit an der hauswirtschaftlichen Berufsschule weiterzuführen hatte. Zudem wurde sie ab Oktober schwer krank und blieb bis März 1945 in ärztlicher Behandlung.

Auch in den Monaten nach Kriegsende bis zum neuen Schulanfang im Herbst 1945 war Frieda Berger für die Schule tätig, indem sie im Auftrag der Stadtverwaltung *nach der Besetzung von den Einrichtungen der Schule zu retten versucht*²⁶ hat, was noch möglich war, und an den Vorbereitungen für einen Schulbeginn arbeitete. Daran jedoch konnte die jetzt fünfundfünfzigjährige Frieda Berger nur ganz kurz mitwirken. Sie gehörte zu den vier Lehrkräften in Schwäbisch Hall, deren erneute Wiedereinstellung von der amerikanischen Militärregierung abgelehnt worden war und erhielt Anfang November ihren Suspendierungsbescheid vom Kultministerium²⁷.

Über drei Jahre blieb sie ohne Anstellung und lebte nach ihrer Entlassung von Erspartem und Näharbeiten. In ihrer Wohnung in der Haller Klosterstraße, wo sie zusammen mit ihrer Schwester Elise Berger wohnte, hielt Frieda Berger im Winter private Nähkurse ab. Eine ehemalige Schülerin erinnert sich daran, wie sie mit Brennholz im Rucksack von Gaugshausen (Stadt Ilshofen) mit dem Zug nach Hall gefahren sei, um zusammen mit anderen Mädchen bei Fräulein Berger

26 Ebd.

27 Im Zuge der Entnazifizierung in der amerikanischen Zone musste jeder Deutsche, der eine wichtige öffentliche Funktion unter den Nationalsozialisten innehatte, einen Fragebogen ausfüllen, der von der Besatzungsmacht ausgewertet wurde. Dieser war Grundlage für eine Eingruppierung mit fünf Kategorien von „Entlassung“ bis „Wiedereinstellung“ (vgl. M. Behnen (Hrsg.): Lexikon der deutschen Geschichte von 1945 – 1990. Stuttgart 2002, und Geo Epoche Heft 9, Hamburg 2002, S. 104ff.).

nähen zu lernen. Privat sei diese ganz anders gewesen als in der Schule, habe viele nützliche hauswirtschaftliche Ratschläge gegeben und am Schicksal der einzelnen Mädchen großen Anteil genommen.

Von der Spruchkammer Schwäbisch Hall wurde Frieda Berger im Oktober 1947 zunächst als „Belastete“ bezeichnet, konnte aber durch Eingabe ihres Rechtsanwaltes in die Gruppe der „Mitläufer“ des Nationalsozialismus eingereiht werden und musste ein Sühnegeld von 1000 RM bezahlen²⁸.

Nach ihrer Entnazifizierung bemühte sich Frieda Berger, wieder in den Schuldienst aufgenommen zu werden. Sehr unterstützt wurde sie dabei im Frühjahr 1948 vom Schwäbisch Haller Bürgermeister Ernst Hornung, der schriftlich um ihre Wiedereinstellung an der Städtischen Haushalts- und Berufsschule bat. Auch die Landfrauenvereine des Kreises Schwäbisch Hall richteten ein Schreiben an den Kultminister mit der dringenden Bitte, *die frühere bewährte Leiterin der Frauenarbeitsschule Hall, Frl. Berger, wieder als Schulleiterin in ihr Amt einzusetzen*²⁹.

Beide Eingaben blieben erfolglos. Dr. Scheffbuch vom Kultministerium lehnte eine Wiedereinstellung Frieda Bergers ab und begründete diesen Bescheid gegenüber dem Bürgermeister so: *Die Wiedereinsetzung der Frieda Berger an der Haushaltungs- und Frauenarbeitsschule Hall kann unter keinen Umständen verantwortet werden. Die Frage ihrer Wiedereinstellung überhaupt im jetzigen Zeitpunkt, wo keine freien Stellen mehr für Frauenarbeitslehrerinnen verfügbar sind, macht mir erhebliche Gewissensbedenken. In einer langen Unterredung mit der Lehrerin gewann ich den Eindruck, daß sie noch nicht die notwendige Einsicht in den ursächlichen Zusammenhang von Schuld und Katastrophe besitzt. Wir möchten einen Lehrerstand haben, der sich aus innerster Überzeugung für einen freiheitlichen und friedlichen Volksstaat einsetzt und Gewähr dafür bietet, daß sich die grauenhaften Vorgänge nicht noch einmal wiederholen.*

Ab 1949 wieder im Amt

Im Januar 1949 bekam Frieda Berger an der Crailsheimer Frauenarbeitsschule eine Stelle – zunächst als Beamtin auf Widerruf. Auch an dieser Schule konnte man ihr von städtischer Seite *nur das beste Zeugnis ausstellen* und übertrug ihr im Februar 1951 auch dort die Schulleitungsgeschäfte. Als im September des gleichen Jahres die Schulleiterin der Schwäbisch Haller Haushalts- und Frauen-

28 Nachdem die Entnazifizierung am 5.3.1946 auf die Deutschen übergegangen war, wurden in den meisten westdeutschen Ländern Spruchkammern gebildet. Diese waren in der Hauptsache mit unbelasteten Laien besetzte Sondergerichte, die Sanktionen verhängen konnten. Die Einstufung umfasste „Hauptschuldige“, „Belastete“, „Minderbelastete“, „Mitläufer“, „Entlastete“ (vgl. Behnen, wie Anm.27).

29 Beide Briefe in StAL EL 205 Bü 50. Hieraus auch die folgenden Zitate.

arbeitsschule, Gisela Mauch, nach Stuttgart versetzt wurde, hielt das Kultministerium nach einer *besonders geschickten, tüchtigen und tatkräftigen Schulleiterin, die auch mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut sein sollte*, Ausschau. Dafür kam jetzt Frieda Berger in Frage, gegen die von behördlicher Seite keine politischen oder dienstlichen Bedenken mehr vorlagen. So trat sie im September 1951 wieder ihren Dienst als Schulleiterin und Beamtin auf Lebenszeit in Schwäbisch Hall an ihrer alten Schule an. Etwas mehr als drei Jahre konnte Frieda Berger noch im Schuldienst tätig sein. In dieser Zeit wurde sie 1953 zur Direktorin ernannt und für ihre vierzigjährige Dienstzeit geehrt, wobei man die drei Jahre der Suspendierung wegen ihres Engagements in Gruppierungen der NSDAP stillschweigend mitberechnete.

Ab Januar 1955 erkrankte Frieda Berger so stark an Hepatitis, dass sie nicht mehr arbeitsfähig war. Trotz eines mehrwöchigen Kuraufenthaltes in Bad Mergentheim erholte sie sich von dieser Krankheit nicht mehr und verstarb kurz nach ihrem 65. Geburtstag am 24. Oktober 1955 in Schwäbisch Hall.

Für Frieda Berger hatte sich der Kreis geschlossen, als sie Anfang der fünfziger Jahre wieder in gleicher Stellung tätig wurde wie vor dem „Dritten Reich“. Zweifellos war sie eine besonders fachkompetente Lehrerin und einsatzbereite Schulleiterin, die sich, wie vom Oberschulamt im Oktober 1955 bescheinigt, *um das Aufblühen der Haushaltungs- und Frauenarbeitschule Hall sehr verdient gemacht* hatte. Gleiches wird ihr heute noch von ehemaligen Schülerinnen bestätigt, die sich auch an Frieda Bergers warmherzige Hilfsbereitschaft in der Nachkriegszeit erinnern.

Fragwürdig bleibt jedoch ihr Engagement in der Zeit des Nationalsozialismus. Obwohl sie selbst betonte, unpolitisch gewesen zu sein, war ihre ganze soziale und pädagogische Arbeit von der nationalsozialistischen Ideologie geprägt, die sie kritiklos und ohne sich zu widersetzen weitertransportierte. Gerade in ihrer Stellung als bekannte und geschätzte Frau hatte sie Anteil daran, bei vielen Frauen und Mädchen ein Bild des NS-Regimes zu verankern, das Rassismus, Gewaltverherrlichung und staatliches Unrecht ausblendete. Ihre engagierte Mitarbeit und ihr Funktionieren für die Zwecke der Machthaber stellt sie in die Gruppe derjenigen Frauen, durch deren Zustimmung und Mitmachen das nationalsozialistische System mit all seinen Schrecken gesellschaftsfähig werden konnte.

Zusätzlich verwendete Literatur

U. Frevert: Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, darin vor allem Kapitel IV: Zwischen Tradition und Moderne: Frauen im Dritten Reich, Frankfurt 1986.

M. Kolb: Die Erziehung der weiblichen Jugend zur deutschen Frau und Mutter, in: F. Förtsch, A. Maisch (Hrsg.): Frauenleben in Schwäbisch Hall 1933–1945, Schwäbisch Hall 1997.

C. Koonz: Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich, Reinbek bei Hamburg 1994.

A. Kuhn (Hrsg.): Frauenleben im NS-Alltag. Bonner Studien zur Frauengeschichte, Pfaffenweiler 1994.

N.S. Frauenbuch, hrsg. im Auftrage der Obersten Leitung P.O., NS-Frauenschaft, München 1934.

H. Schmidt-Waldherr: Pervertierte Emanzipation und Organisation von weiblicher Öffentlichkeit im Nationalsozialismus, in: B. Schaeffer-Hegel (Hrsg.): Frauen und Macht, Pfaffenweiler 1998.

R. Wiggershaus: Frauen unterm Nationalsozialismus, Wuppertal 1984.

Eine Frau, die sich was traute

Das aktive und außergewöhnliche Leben der Margarete Gutöhrlein

VON ELKE DÄUBER UND DORIS MÜLLER

Sie liebte Kinder über alles, war dominant, durchsetzungsfähig, tatkräftig und von unglaublicher Großzügigkeit. Gerne umgab sie sich mit angesehenen Persönlichkeiten, war eitel und manchmal exaltiert. So charakterisiert der Enkel Sven Koebner seine Großmutter Margarete Gutöhrlein. Im Jahre 1927 war sie mit ihrem Mann Georg und zwei bildhübschen Töchtern, den „Varieté­tänzerinnen“, von Berlin nach Schwäbisch Hall gezogen. Älteren Haller Bürgern ist die kleine, energiegeladene, etwas rundliche, immer elegant gekleidete Dame mit kessem Hütchen, welches meist noch eine wippende Feder zierte, in lebhafter Erinnerung. Als „Halbjüdin“ überlebte sie die Zeit des Nationalsozialismus in Hall. Als sie bereits über siebzig Jahre alt war, gründete sie das erste Albert-Schweitzer-Kinderdorf in Waldenburg.

Besonderes Interesse weckt Margarete Gutöhrlein als Frau, die ihren Anspruch auf ein eigenes, selbstbestimmtes Leben offensiv verfolgt hat. Damit entsprach sie so gar nicht dem konservativ-traditionellen Frauenbild ihrer Zeit. Welchen Abschnitt ihres Lebens man auch betrachtet, immer zeigte sie enormen Gestaltungswillen. Nicht alles gelang, was sie plante und anpackte, doch in jedem Fall blieb sie Akteurin. Sie ließ nicht mit sich machen, sie machte.

Geboren wird Margarete Pauline Gutöhrlein 1883 in Berlin. Das Geheimnis ihrer Herkunft lüftet sie erst im Jahre 1943, als sie sich von Verfolgung und Deportation bedroht fühlt. Da sie bis zu diesem Zeitpunkt nach den Nürnberger Gesetzen als „Volljüdin“ gilt, erbringt sie in einem kostspieligen und nervenaufreibenden Prozess den Nachweis, dass sie lediglich „rassischer Mischling“¹ ist. Mit der Beweisführung legt sie die uneheliche Schwangerschaft ihrer Mutter offen, was sie erst in dieser Notsituation über sich bringt: *Ich bin in Berlin als Tochter der Frau Helene Koppel und des Wilhelm Goerke am 9.8.86 [sic!] geboren ... Meine Mutter war Jüdin, mein Vater Goerke war Arier*².

1 Nach den Nürnberger Rassegesetzen von 1935 galt als Jude, wer von mindestens drei jüdischen Großelternanteilen abstammte. Wer nur zwei jüdische Großelternanteile besaß, galt als „Halbjude“. Für das Überleben der Betroffenen waren diese Zuordnungen am Ende entscheidend.

2 StAL EL 350, Bü ES 16408: Schreiben an das Landesamt für Wiedergutmachung vom 17.9.1956. – StadtA Schwäb. Hall Judenkartei. Hier wird als Geburtsname einmal Koppel nach ihrer Mutter und einmal Samuel nach dem Stiefvater angegeben. Das Familienregister nennt als Geburtsnamen Kop-



Abb.1 Margarete Gutöhrlein

Foto: Archiv Albert-Schweitzer-Kinderdorf Waldenburg

Ihre Mutter, Helene Koppel, 1858 in Dresden zur Welt gekommen, heiratet nach der Geburt der Tochter den jüdischen Kaufmann Julius Samuel, der aus Paskow stammt. Mit ihm bekommt sie 1893 den Sohn Kurt, Margarete Gutöhrleins Halbbruder. Das Mädchen wächst in Berlin auf, besucht zunächst eine private Schule, dann ein Mädchengymnasium und geht anschließend mit sechzehn Jahren nach Schottland, um in einer Missionspension ein englisches Sprachexamen abzulegen. Ob sie nach ihrer Rückkehr nach Deutschland als Sprachlehrerin arbeitet oder bereits ihren künstlerischen Neigungen nachgeht, ist nicht in Erfahrung zu bringen.

Die 25-Jährige heiratet am 26. Februar 1907 in Berlin-Charlottenburg den Zahnarzt Dr. Horst Wilhelm Knospe – ihre große Liebe, wie sie später schreibt. Das Ehepaar zieht nach Königsberg, wo die drei Töchter Ines, Eleonore, genannt Eleanor, und Karla auf die Welt kommen. Margarete Knospe tritt wie viele Juden in jener Zeit vom israelitischen zum evangelischen Glauben über und lässt sich am 31. Dezember 1910 in Königsberg taufen.³

pel. Das Geburtsdatum ist laut Familienregister der 9. August 1883. „Meine Großmutter war sehr eitel und hat sich gerne jünger gemacht“, so der Enkelsohn Sven Koebner am 29. 5. 2003.

³ StadtA Schwäb. Hall: Familienregister. Geburtsdaten der Töchter: Ines 28. 1. 1908, Eleonore 18. 8. 1909, Karla 9. 12. 1910.



Abb.2 Urlaub am Meer 1911: Die äußerst elegant gekleidete Margarete mit ihrem ersten Ehemann, dem Zahnarzt Dr. Horst Wilhelm Knospe, und den drei kleinen Töchtern.

Foto: Privatbesitz

Die älteste Tochter Ines ist erst drei Jahre alt, als sie mit ihren Kindern von Königsberg wieder nach Berlin zieht.⁴ Vier Jahre darauf lässt sie sich unter anderem aus weltanschaulichen Gründen – wie sie 1933 in einem Brief angibt – von Dr. Knospe scheiden.⁵ Sie macht eine Ausbildung zur examinierten Krankenschwester und übt diesen Beruf während des Ersten Weltkrieges aus.⁶ 1917 geht sie eine zweite Ehe mit dem Polizeikommissar Ernst Hugo Müser ein, doch auch diese wird vier Jahre später geschieden. Am 16. April 1921, fünf Tage nach ihrer Scheidung, schließt sie in Berlin-Wilmersdorf ihre dritte und letzte Ehe mit dem Kaufmann Georg Gutöhrlein⁷, dessen Familie in Schwäbisch Hall lebt.

In den Berliner Jahren hat sich die junge Frau ihren künstlerischen Neigungen gewidmet. In ihrem Wiedergutmachungsantrag aus dem Jahre 1956 gibt sie an: *Während meiner Ehe bildete ich mich als Schauspielerin bei Direktor Reinhardt in*

4 Telefonische Auskunft von Sven Koeber am 29.5. 2003.

5 Er nahm sich später das Leben (Aussage von Sven Koeber).

6 StAL EL 350, Bü ES 16408.

7 StadtA Schwäb. Hall: Familienregister.



Abb. 3 Winterurlaub in Garmisch-Partenkirchen in der Pension Viktoria im Januar 1923 (von links nach rechts: Margarete Gutöhrlein, ihre Töchter Ines, Karla und Eleanor, Georg Gutöhrlein)
Foto: Privatbesitz

*Berlin aus. Ich spielte die verschiedensten Rollen ... Nach dem ersten Weltkrieg ging ich wieder zum Theater und zum Film; auch habe ich Manuskripte geschrieben*⁸. Darüber hinaus liegt ihr vor allem die tänzerische Ausbildung ihrer drei begabten Töchter am Herzen, die sie nach Kräften fördert, aber auch kritisch überwacht.

Georg Gutöhrlein, 1889 in Neckargartach geboren, kommt durch den Bau der Bagdad-Bahn⁹, an welchem er beteiligt ist, zu Vermögen. Dies ermöglicht es ihm, im Jahre 1926 die „Mineralquelle Wildbad“ (Wildbadquelle) in Schwäbisch Hall zu erwerben¹⁰, die er im Laufe der Zeit zu einem florierenden Unternehmen ausbaut. Die Familie zieht also von Berlin in die Stadt am Kocher und nimmt zunächst Wohnung im Haus der Mutter von Georg Gutöhrlein in der Crailsheimer Straße 26.

Während die älteste Tochter Ines 1927 den in Berlin lebenden Schriftsteller Franz Wolfgang Koebner heiratet, beginnen ihre Schwestern Eleanor und Karla unter dem Künstlernamen „Sisters G.“ eine beachtliche internationale Varieté-Karriere. Die folgenden Jahre verbringen Mutter und Töchter überwiegend auf Reisen. Als Managerin der Tanzgruppe „Sisters G.“ schließt Margarete Gutöhrlein die Verträge ab und begleitet die Mädchen auf ihren zahlreichen Tourneen im In- und Ausland. Sie kümmert sich um alle Details, selbst um das künstlerische Programm: *Ich selbst habe jeden Tanz einstudiert, die Kostüme entworfen, die Bühnendekoration gezeichnet, ich war die Seele der Gruppe*¹¹.

„Sisters G.“ tanzen in den großen Varietés der europäischen Hauptstädte, haben Engagements in New York sowie in Los Angeles und spielen in Hollywood-Filmen mit: Als „speciality dancers“ treten sie in den 1930 und 1931 gedrehten Musical- und Comedy-Filmen „The King of Jazz“, „Recaptured Love“, „Kiss me Again“ und „God’s Gift to Women“ auf¹². Sie halten sich in diesen Jahren wohl nur gelegentlich in Hall auf.

Als am 30. Januar 1933 in Deutschland Hitler und die Nationalsozialisten die Macht übernehmen, befindet sich die Tanzgruppe auf Tournee in den Vereinigten Staaten. Die politische Entwicklung in ihrem Heimatland erfüllt Margarete Gutöhrlein mit verzweifelter Sorge. Am 12. April 1933 schreibt die schwer Erkrankte aus New York an ihre Tochter Ines in Berlin einen sehr erregten und

8 Max Reinhardt (eigentlich M. Goldmann, 1873–1943), Schauspieler, Regisseur und Theaterleiter. Er übernahm 1905 die Direktion des Deutschen Theaters in Berlin, das er mit Unterbrechungen bis 1933 leitete, und gründete eine Schauspielschule in Berlin und das Reinhardt-Seminar in Wien. 1938 emigrierte er nach New York.

9 Der Brockhaus. Bd. I: Bagdadbahn, die Eisenbahnstrecke von Konya, Türkei, nach Bagdad (3200 km), die als Fortsetzung der Anatol Bahn unter maßgeblicher deutscher Beteiligung 1903 begonnen und 1940 fertig gestellt wurde.

10 StadtA Schwäb. Hall 37/801.

11 StAL EL 350, Bü ES 16408: Schreiben an das Landesamt für Wiedergutmachung vom 17.9. 1956.

12 Internetrecherche nach den „Sisters G.“



Abb. 4 Die Varieté-Tänzerinnen Karla und Eleanor, in Europa und in den USA als „Sisters G.“ bekannt, Ende der 1920er Jahre. Das „G“ stand für Gutöhrlein.
Foto: Hulton-Deutsch Collection/CORBIS

wahrhaft prophetischen Brief, der hier auszugsweise¹³ wiedergegeben wird: *Ines Geliebtes! Ich erhielt zur gleichen Zeit einen Brief von Fritz aus Paris, der mir mehr als bestätigte, was in Deutschland zur Zeit los ist – und dann eine Depesche von Vati [Georg Gutöhrlein], wie wunderbar es in Deutschland sei – schamlose Auslandslügen, – Ineschen, ich habe in meinem ganzen Leben nur deutsch gefühlt, auch als ich Deinen Vater [Dr. Knospe] heiratete, der vielleicht heute an Hitlers Platz wäre, habe ja all den Fanatismus miterlebt – nur unsere große Liebe, besonders meine zu ihm, haben die großen politischen Auseinandersetzungen überbrückt – bis der Wahn seiner Anhänger und Familie ihn von mir riss und ihn, den armen Verirrten, in den Tod jagte. Doch jetzt sind seine Wahnideen lebendig geworden. 10 Millionen Menschen oder mehr versuchen auf geradezu entmenschte Art, das intelligenteste und gefühlvollste Volk der Juden – die meisten fühlen sich nur als Deutsche und haben ihr Hab und Gut und Blut für ihr Vaterland gegeben – auszurotten. Ineschen, jetzt fühle ich nur jüdisch, ich könnte gar nicht nach Deutschland zurück – was sollen wir dort?*

Margarete Gutöhrlein ist zu diesem Zeitpunkt entschlossen, die deutsche Staatsbürgerschaft aufzugeben und nach Amerika auszuwandern: *Eleanor und Carla können natürlich nicht ganz so fühlen, auch Du nicht, aber human sind sie, gefühlvoll, sie wollen Deutschland, so lange es unter Nazi Regime ist, nicht wiedersehen ... Nächste Woche fährt Carla mit einem bekannten Herrn nach Washington, da wir sofort jetzt Amerikaner werden – nie hätte ich gedacht, mein Deutschtum aufzugeben.*

Sie beendet den Brief zwei Tage später, am 14. April 1933: *An diesem anderen Tag war ich sehr erregt. Wir haben nun gestern einen bekannten Lungenspezialisten hier gehabt, der unbedingt haben will, daß ich sofort in ein Lungen-Sanatorium komme. Nun haben die Kinder beschlossen, daß wir erst Amerikaner werden, daß sie noch 4–6 Wochen in New York arbeiten und mich nun doch nach Deutschland bringen wollen. Da wir dann die ersten Papiere haben, stehen wir dann unter amerikanischem Schutz und können jederzeit zurück und können auch unsere nächsten Verwandten mitnehmen.*

Es liegt nahe, dass sich Margarete Gutöhrleins Pläne in so kurzer Zeit nicht verwirklichen lassen. Sie kehrt nach Deutschland zurück und erholt sich von ihrer Erkrankung. Anschließend geht sie mit ihrer Tanzgruppe weiterhin im In- und Ausland auf Tourneen. Nach ihrer eigenen Aussage wird sie auch als künstlerischer Beirat bei verschiedenen Theatern und beim Film tätig. In diesen Jahren verdient sie gutes Geld; in ihrem Wiedergutmachungsverfahren gibt sie ihr persönliches Einkommen mit etwa 1 000 Reichsmark monatlich an¹⁴.

Die Töchter heirateten schwedische Staatsbürger: Karla 1936 in Stuttgart den Kaufmann Per Oskar Olof Aberg und Eleanor zwei Jahre später in Schwäbisch

13 Außerdem wurden einige stilistische Glättungen vorgenommen. Der Brief liegt den Verfasserinnen vor.

14 StAL EL 350, Bü ES 16408.

Hall den Bankangestellten Gösta Lennart Brywolf aus Göteborg¹⁵. Diese Hochzeit, die am 22. Oktober 1938 in der Michaelskirche stattfindet, ist Zeitzeuginnen noch als großes Spektakel in Erinnerung.

Seit 1934 wohnt die Familie in der sogenannten Villa Gutöhrlein neben der Wildbadquelle in der Adolf-Hitler-Straße 1 (heute Johanniterstraße). Hier in der Weilervorstadt leben um diese Zeit kleine Handwerker, Arbeiter der Grossag und der Ritterbrauerei mit vielen Kindern. Inmitten dieser kleinbürgerlichen Kargheit unterhalten Gutöhrleins einen großbürgerlichen Haushalt mit Köchin und mit dem Chauffeur Merkel, der auch in der Wildbadquelle als Fahrer angestellt ist¹⁶.

Zur Einrichtung des Hauses gehören edle Chippendale-Möbel. In dieser vornehmen Pracht dürfen Kinder aus der Weilervorstadt (die sich heute als ältere Leute gerne daran erinnern) ohne Einschränkungen herumtoben und ihre Geburtstage feiern. Einige fühlen sich dort richtig zuhause, sie dürfen andere Kinder zum Spielen in Haus und Garten einladen. Margarete Gutöhrlein selbst genießt großes Ansehen. Sie wird als herzensgut geschildert, wie sie die Kinder auf der Straße anspricht und immer ein Bonbon zu verschenken hat. Sie lädt die Kinder der Arbeiter der Wildbadquelle regelmäßig ein, sie werden gut bewirtet und zu Weihnachten beschenkt. Und wenn die „Schwedinnen“ da sind, bestaunen die Bewohner der Weilervorstadt die feinen, eleganten jungen Frauen.

Im Jahr 1938, als die weltläufige Frau aus Schwäbisch Hall mit ihren Töchtern von einer Tournee in den Vereinigten Staaten wieder nach Deutschland zurückkehrt, wird ihr, der „Jüdin“, die Ausstellung neuer Reisepapiere für ein Engagement in Schweden verweigert. Das scheint das vorläufige Ende der Tanzgruppe „Sisters G.“ zu sein. Margarete Gutöhrlein gibt in ihrem Wiedergutmachungsverfahren zu Protokoll, dass sie ab diesem Zeitpunkt nirgends mehr auftreten können, obwohl noch Verpflichtungen bis ins Jahr 1942 bestehen. Es verwundert daher sehr, dass sie Ende August 1942 für den folgenden Monat eine Genehmigung vom Reichsministerium für Volksaufklärung für ein vierzehntägiges Engagement im Vergnügungspark im schwedischen Gotenburg erhält¹⁷.

Die schreckliche Vision von der Ausrottung der Juden, die Margarete Gutöhrlein bereits 1933 hat und der sie in jenem Brief an ihre Tochter Ines Ausdruck verliehen hat, ist inzwischen in Deutschland Wirklichkeit geworden. Die jüdischen Bürger sind entrechtet, aus dem Wirtschaftsleben ausgeschlossen, der Verfolgung und der Vernichtung ausgesetzt. Die meisten der in Hall lebenden Juden haben die Stadt bereits verlassen, sind in die USA oder nach Palästina ausgewandert. Diejenigen, die hier bleiben, werden 1941/42 in die Konzentrationslager im Osten deportiert.

15 StadtA Schwäb. Hall: Familienregister.

16 Der folgende Absatz gibt Aussagen von Zeitzeugen/innen und des Enkels Sven Koebner wieder.

17 StAL EL 350: Präsident der Reichstheaterkammer vom 24. 8. 1942, Bescheinigung über Engagement in Gotenburg/Schweden, Tätigkeit im Ausland genehmigt durch das Reichsministerium für Volksaufklärung. 1. 9.-15. 9. 1942. Gotenburg ist in der NS-Zeit der deutsche Name für Göteborg.

Margarete Gutöhrlein ist vorerst noch vor Verfolgung geschützt, da sie in „privilegierter Mischehe“ mit einem angesehenen Haller Bürger lebt. Doch da die Lage auch für sie immer gefährlicher wird, strengt sie 1943 jenen Prozess an, der den Nachweis erbringt, dass sie nicht „Volljüdin“, sondern „jüdischer Mischling I. Grades“ ist. Ihre Töchter Eleanor und Karla sind mit ihren Familien in Schweden in Sicherheit; Ines, die älteste, ist nach Ausbruch des Krieges zu ihr nach Schwäbisch Hall gezogen. Hier bringt sie ihre beiden Kinder Angelika und Sven zur Welt.

Gegen Kriegsende scheint es Margarete Gutöhrlein geraten, sich in Sicherheit zu bringen. Auf dem hoch über dem Kochertal liegenden Schloss Stetten findet sie Aufnahme und bleibt dort gemeinsam mit ihrer Tochter Ines und Enkelin Angelika bis zum Ende des Krieges. Ellida Freifrau von Stetten erinnert sich an die Berlinerin aus Schwäbisch Hall als *prima, grosszügig, witzig, kommunikativ*. *Sie kam mit einigen Säcken Zucker und wohnte unter einem Dach mit mir im Barockschloß, wo wir gemeinsam die „Eroberung“ der Burg durch die Amerikaner, die erste und einzige, erlebten.*

Das Kriegsende erlebt Margarete Gutöhrlein auf Schloss Stetten, wo sie dem Einmarsch der amerikanischen Soldaten wohl freudig entgegensieht. Eine Augenzeugin berichtet, dass sie am Donnerstag, dem 12. April 1945¹⁸, gemeinsam mit ihrer Tochter Ines auf der Schlosstreppe steht, um die Amerikaner zu begrüßen¹⁹. Zurück in Schwäbisch Hall, wird Margarete Gutöhrlein von der amerikanischen Militärregierung zur Leiterin des Roten Kreuzes in Hall bestellt.²⁰ Die im Dritten Reich gleichgeschaltete Organisation ist aufgelöst, ihre Mitglieder sollen auf ihre nationalsozialistische Tätigkeit hin überprüft werden²¹. Es geht um den Wiederaufbau des Roten Kreuzes und die schnelle Aufnahme der praktischen Arbeit. Die unbelastete „Halbjüdin“ und tatkräftige Frau, die wohl perfekt englisch spricht²², ist die ideale Partnerin für die Vertreter der Militärregierung und erlebt es als *eine besondere Freude ..., nach den Jahren der Anfechtung und Bedrückung, ihre Kraft wieder in den Dienst des Roten Kreuzes stellen zu dürfen* - so teilt sie es den Mitgliedern des Roten Kreuzes anlässlich ihrer „Antrittsrede“ am 22. September 1945 mit²³.

Wie bei zahlreichen Organisationen, die in den nationalsozialistischen Staats- und Militärapparat eingegliedert waren²⁴, soll auch bei der DRK-Kreisstelle

18 J. Rauser: Heimatbuch Künzelsau. Bd. 1, Künzelsau 1981, S. 138–140; Bd. 2, Künzelsau 1984, S. 266–267.

19 Ellida Freifrau von Stetten im Gespräch am 28. 2. 2003.

20 Kreisarchiv Schwäbisch Hall (KrA Schwäb. Hall) Amtliche Mitteilungen Nr. 61, 22. 9. 1945.

21 StadtA Schwäb. Hall 35/146.

22 StAL EL 350, Bü ES 16408: 1903 Aufenthalt in Schottland mit Sprachexamen, 1927–1938 mehrere Tournéen in den USA.

23 KrA Schwäb. Hall, Amtliche Mitteilungen Nr. 61, 22. 9. 1945.

24 Formaljuristisch wird die Einordnung des Deutschen Roten Kreuzes in den Bau von Partei, Staat und Wehrmacht durch das DRK-Gesetz vom 9. Dezember 1937 vorgenommen. Vgl. H. Seite/F. Hagemann: Das Deutsche Rote Kreuz im Dritten Reich (1933–1939). Frankfurt/M, 2001.

Schwäbisch Hall *eine Säuberung von politisch belasteten Personen vorgenommen*²⁵ werden. Als Repräsentantin der Militärregierung, die auf Entnazifizierung drängt, hat es Margarete Gutöhrlein vermutlich nicht leicht in einer Organisation, bei der die „Kameradschaft“ einen hohen Stellenwert hat²⁶. Auch scheint sie mit ihrer persönlichen Meinung nicht hinter dem Berg zu halten. So soll sie etwa DRK-Mitarbeiter als Nazis bezeichnet haben²⁷. Wahrscheinlich sind die schon bald sichtbar werdenden Spannungen innerhalb des Roten Kreuzes sowie zwischen der DRK-Kreisstelle und dem Gemeinderat nicht ausschließlich sachlich oder persönlich begründet, sondern haben auch eine politische Färbung²⁸.

Darüber hinaus spielen vermutlich auch andere Aspekte eine Rolle. Mit Margarete Gutöhrlein übernimmt die erste Frau eine Führungsposition innerhalb des Roten Kreuzes in Hall. Durch ihr selbstbewusstes, großstädtisches Auftreten, ihre schnellen, vielfach im Alleingang getroffenen Entscheidungen fühlt sich wohl mancher Mitarbeiter und Kooperationspartner vor den Kopf gestoßen. In dem Gemeinderat Georg Hofmann, als Bereitschaftsführer beim Roten Kreuz Schwäbisch Hall tätig, hat Margarete Gutöhrlein einen ihrer vehementesten Kritiker²⁹. Seine Haltung wird nicht ohne Wirkung auf die anderen Mandatsträger geblieben sein.

Im Mai 1945 hat Margarete Gutöhrlein ihre Arbeit als Leiterin des Roten Kreuzes in Schwäbisch Hall aufgenommen. Die zu bewältigenden Aufgaben sind enorm. Wie überall in Deutschland gilt es, die durchziehenden entlassenen Soldaten und die Flüchtlinge, darunter Schwangere, Kranke, Gebrechliche und Waisen, zu betreuen. Sie alle benötigen Kleidung, etwas Warmes zu essen, einen Schlafplatz. Viele müssen medizinisch versorgt werden. Mit ungeheurer Tatkraft geht Margarete Gutöhrlein ans Werk. Unter ihrer Leitung entstehen *aus einem Nichts*³⁰ eine Verpflegungsstelle sowie Schlafmöglichkeiten für Frauen und Kinder im Spital, ein Übernachtungsheim für Soldaten in der Jugendherberge und ein Lager für Flüchtlinge in Weckrieden³¹. Bereits ab Juni 1945 versorgt das Rote Kreuz wöchentlich und kostenlos 600 bis 700 durchziehende Soldaten³².

Bis Ende 1945 sind weitere Anforderungen gemeistert. Der Suchdienst für Kriegsgefangene und Vermisste ist installiert, Gefangene in den Ludwigsburger Lagern werden mit Päckchen versorgt³³, Briefe von Kriegsgefangenen regelmä-

25 StadtA Schwäb. Hall 35/146, o.D., vermutlich Mai 1945/12.9. 1945.

26 Gespräch mit Frau Else Schwarz am 17.3. 2003.

27 StadtA Schwäb. Hall 35/146, 27.11. 1946.

28 Auch der Präsident des Roten Kreuzes Württemberg und Baden schätzt die Situation im Haller DRK so ein. Vgl. StadtA Schwäb. Hall 35/146, 26.11. 1946.

29 StadtA Schwäb. Hall 35/146, 30.7. 1946.

30 Archiv des Albert-Schweitzer-Kinderdorfes Waldenburg: Schwester Margarete Rammo, Persönlicher Bericht über die Tätigkeit von Margarete Gutöhrlein vom 11.2. 1946.

31 KrA Schwäb. Hall, Amtliche Mitteilungen Nr. 18, 13.6. 1945; Nr. 71, 19.10. 1945.

32 KrA Schwäb. Hall, Amtliche Mitteilungen Nr. 30, 11.7. 1945.

33 KrA Schwäb. Hall, Amtliche Mitteilungen Nr. 78, 15.11. 1945.

Big an deren Angehörige weitergeleitet³⁴. Parallel dazu treibt Margarete Gutöhrlein unermüdlich Spenden ein³⁵. Sie organisiert Näh- und Bastelabende für einen Wohltätigkeitsbasar im Schwäbisch Haller Neubausaal³⁶, der 5000 Besucher anlockt und *den bemerkenswerten Erlös von 25000 Mark zugunsten des Roten Kreuzes*³⁷ erbringt. Schnell gelingt es ihr, *das Vertrauen der amerikanischen Militärregierung ... zu erwerben* – Zeitzeugen bescheinigen ihr ein besonderes Verhandlungsgeschick –, und so kann sie *manche zusätzliche Hilfsquelle erschließen*³⁸. Sie ist nicht nur eine hervorragende Organisatorin, sie hilft auch persönlich, wo sie kann: wie etwa den *zwei alten Haller Frauen*, die ausquartiert sind und *sonst unter freiem Himmel geblieben wären*, wenn Margarete Gutöhrlein sie nicht kurzerhand bei Bekannten untergebracht hätte³⁹.

Haller Bürgern und Bürgerinnen stellt sie sich als Vermittlerin gegenüber der Militärregierung, dem Landrat und dem Bürgermeister zur Verfügung. Und sie tut dies, *ohne jemand etwas nachzutragen*⁴⁰, wie ein Teilnehmer der Mitgliederversammlung am 22. September 1945 – wohl mit Blick auf die Judenverfolgung im Dritten Reich – feststellt. Der Andrang auf ihre *Sprechstunden für die notleidende Bevölkerung*⁴¹ ist so groß, dass ihr ein eigener Büroraum zur Verfügung gestellt wird⁴². Jeden Tag, von morgens früh bis spät in die Nacht ist Margarete Gutöhrlein für das Rote Kreuz im Einsatz. Er selbst – so erinnert sich ihr Ehemann – bekommt sie in dieser Zeit kaum noch zu Gesicht⁴³.

Da auf Anordnung von Major Philipp Lewis, Chef der Haller Militärregierung, das Rote Kreuz *eng an die Stadt angeschlossen* wird, ist diese zunächst für den Einsatz und die ordnungsgemäße Verwaltung des Roten Kreuzes verantwortlich⁴⁴. Nur wenige Monate lang verläuft die Kooperation reibungslos⁴⁵. Schon bald nimmt die städtische Verwaltung Anstoß daran, dass seitens des Roten Kreuzes Zuständigkeiten nicht beachtet, Dienstwege nicht eingehalten werden. Margarete Gutöhrlein scheint keine Frau zu sein, die sich mit Formalitäten aufhält. Den Fahrer des Roten Kreuzes setzt sie beispielsweise als Chauffeur für ihre persönlichen Dienstfahrten ein, was dann prompt zu Konflikten führt⁴⁶. Hatte

34 KrA Schwäb. Hall, Amtliche Mitteilungen Nr. 57, 13.9. 1945; Nr. 65, 2.10. 1945.

35 KrA Schwäb. Hall, Amtliche Mitteilungen Nr. 67, 6. 10. 1945; Nr. 71, 19. 10. 1945; Nr. 78, 15. 11. 1945. Vgl. Anm. 30.

36 KrA Schwäb. Hall, Amtliche Mitteilungen Nr. 71, 19. 10. 1945.

37 Stuttgarter Zeitung, 24. 4. 1946.

38 Archiv des Albert-Schweitzer-Kinderdorfes Waldenburg: Persönliche Berichte über die Tätigkeit von Margarete Gutöhrlein von Dr. Adolf Hammer, ehem. DRK-Arzt in Schwäbisch Hall, o.D., von Irma Schmid, 1945–1947 Sekretärin beim RK in Schwäbisch Hall, 5. 12. 1957.

39 Wie Anm. 30.

40 KrA Schwäb. Hall, Amtliche Mitteilungen Nr. 61, 22. 9. 1945.

41 KrA Schwäb. Hall, Amtliche Mitteilungen Nr. 71, 19. 10. 1945.

42 Wie Anm. 30.

43 Archiv des Albert-Schweitzer-Kinderdorfes Waldenburg: Georg Gutöhrlein, Tonbandaufnahme vom 26. 4. 1957.

44 StadtA Schwäb. Hall, 35/146, 26. 5. 1945.

45 KrA Schwäb. Hall, Amtliche Mitteilungen Nr. 75, 3. 11. 1945.

Bürgermeister Hornung dem Roten Kreuz noch im November 1945 *jede Unterstützung* zugesagt⁴⁷, reagieren die Stadtverwaltung und der Gemeinderat ab Frühjahr 1946 zunehmend zurückhaltend auf die Forderungen des Roten Kreuzes. Bitten um Mietermäßigung⁴⁸ sowie um Überlassung weiterer Räume im Hospital werden abgelehnt⁴⁹. Derweil packt der Kreisverband unter der Leitung von Margarete Gutöhrlein weitere Großprojekte an und erhält dafür in der Öffentlichkeit viel Anerkennung⁵⁰. Im März 1946 nimmt das „Margareten-Heim“ für *alte, gebrechliche* Flüchtlinge in Döttingen seine Arbeit auf⁵¹, im Mai wird im Gantenwald ein Bauernhof erworben, um dort ein Heim für Kriegswaisen einzurichten⁵².

Währenddessen wächst der Widerstand in den Reihen der Gemeinderäte gegen die „Ausdehnungsbestrebungen“ des Roten Kreuzes⁵³. Tatsächlich hat sich die Organisation inzwischen zu einem kleinen Unternehmen mit 23 Angestellten und einem breiten Aufgabenfeld entwickelt, das nach Meinung des Gemeinderats nicht ordnungsgemäß geführt wird⁵⁴. Die Querelen erreichen im Juli 1946 ihren vorläufigen Höhepunkt, als der Rat mit großer Mehrheit einen Antrag des Roten Kreuzes auf zeitweise Nutzung der Spitalwaschküche mit der Begründung ablehnt, es [sei] *allmählich an der Zeit ..., dem immer mehr sich breit machenden Einfluss des Roten Kreuzes Schranken zu setzen*⁵⁵. Margarete Gutöhrlein kann sich zwar erfolgreich gegen diese *Sabotage der Wohltätigkeitsbestrebungen des Roten Kreuzes*⁵⁶ wehren, doch der folgende Kompromiss in der *Frage der Waschküchenbenutzung*⁵⁷ trägt nicht zur Entspannung bei – im Gegenteil. Drei Monate später findet ein konspirativ anmutendes Gespräch zwischen dem Haller Bürgermeister und dem Generalsekretär des Roten Kreuzes Württemberg und Baden statt. Die Herren Ernst Hornung und Daur beraten, wie das Problem mit dem Roten Kreuz, das in ihren Augen vorrangig ein Problem Gutöhrlein zu sein scheint, in den Griff zu bekommen ist. Mit Bürgermeister Hornung als Gegenkandidat soll verhindert werden, dass Margarete Gutöhrlein bei den anstehenden Wahlen in ihrer Leitungsfunktion bestätigt wird⁵⁸.

Margarete Gutöhrlein wartet diese Wahlen nicht ab. Im Dezember bittet sie darum, ihre Sichtweise im Gemeinderat persönlich vortragen zu dürfen. Wieder ist

46 Gespräch mit Kurt Epple am 26.3. 2003.

47 KrA Schwäb. Hall, Amtliche Mitteilungen Nr. 75, 3. 11. 1945.

48 StadtA Schwäb. Hall 35/146, 29.3. 1946.

49 Ebd., 15.5. 1946; 29.5. 1946.

50 KrA Schwäb. Hall, Das Zeitecho, 22.3. 1946. – Stuttgarter Zeitung, 24.4. 1946; 17.7. 1946.

51 KrA Schwäb. Hall, Das Zeitecho, 22.3. 1946.

52 GemeindeA Bühlerzell, BA 647.

53 StadtA Schwäb. Hall 35/146, 30.7. 1946.

54 Ebd.

55 KrA Schwäb. Hall, Amtsblatt für den Kreis und die Stadt Schwäbisch Hall Nr. 42, 10.8. 1946.

56 StadtA Schwäb. Hall 35/146, 14.8. 1946.

57 Ebd., 16.8. 1946.

58 Ebd., 27.11. 1946.

es der Rot-Kreuzler Georg Hofmann, der sie am schärfsten attackiert. *Frau Gutöhrlein* [habe als Leiterin des Roten Kreuzes] *nicht demokratisch, sondern diktatorisch regiert. Er sei daher dagegen, dass sie die Möglichkeit erhalte, ihre Ansichten auf demokratischem Boden zu verfechten*⁵⁹. Margarete Gutöhrleins Ersuchen wird einstimmig abgelehnt⁶⁰. Anfang Februar 1947 legt sie die Leitung der Kreisstelle des Roten Kreuzes nieder⁶¹. Am 7. März 1947 findet die Neugründung des Kreisvereins vom Württembergischen Roten Kreuz Schwäbisch Hall statt. Zum Vorsitzenden wählt man Landrat Dietz⁶², Bürgermeister Hornung wird Vorsitzender des Ortsvereins⁶³.

Nachdem sie sich so leidenschaftlich für die Sache des Roten Kreuzes engagiert hat, muss diese Entwicklung ein harter Schlag für Margarete Gutöhrlein sein. Ihr Einsatz für das Rote Kreuz hat eine polarisierende Wirkung. Anerkennung und Begeisterung stehen Widerstand, ja Ablehnung gegenüber. Von offizieller Seite findet eine Würdigung ihrer Aufbauleistung nicht statt. In der Denkschrift zur Feier des 60-jährigen Bestehens des Roten Kreuzes in Schwäbisch Hall vom 13./14. Mai 1950 wird sie nur kurz erwähnt⁶⁴.

Vielleicht sind diese Erfahrungen mit dafür verantwortlich, dass Margarete Gutöhrlein sich für einige Jahre ins Privatleben zurückzieht. Auch scheint es um ihre Gesundheit nicht gut bestellt zu sein. 1956 stellt sie einen Antrag auf Wiedergutmachung des Schadens an ihrem beruflichen Fortkommen bei dem zuständigen Landesamt in Stuttgart. Als Jüdin habe sie seit 1938 keine Reisepapiere mehr erhalten und habe deshalb nicht mehr mit ihrer Tanzgruppe auftreten können, argumentiert sie. Auch habe sie durch die Aufregungen in den Jahren 1938 bis 1945 ihre Gesundheit eingebüßt⁶⁵. Ihr Arzt dränge auf Schonung wegen ihres angegriffenen Herzens⁶⁶. Der Antrag wird Ende 1957 abgelehnt, eine später eingereichte Klage ebenfalls abgewiesen⁶⁷. Sie konzentriert sich ganz auf ihre Familie, besucht wohl regelmäßig ihre Töchter und Enkel in Schweden. Wenig ist aus dieser Zeit überliefert.

Doch dann, im Jahr 1956 – Margarete Gutöhrlein ist inzwischen 73 Jahre alt – verschreibt sie sich erneut mit Leib und Seele einer Idee, an deren Realisierung sie bis zu ihrem Tod arbeiten wird: der Gründung eines Kinderdorfes in Waldenburg. Sie hat eine Vision. Das *Kinderdorf soll ein lebendiges Beispiel dafür sein* –

59 Ebd., 18.12. 1946.

60 Ebd.

61 KrA Schwäb. Hall, Das Zeitecho, 8.2. 1947.

62 KrA Schwäb. Hall, Tätigkeits- und Geschäftsbericht des Württembergischen Landesvereins vom Roten Kreuz, Kreisverein Schwäbisch Hall e.V. Berichtszeit: 1.4. 1947 bis 31.Dezember 1948, o.O., o.J.

63 Denkschrift zur Feier des 60-jährigen Bestehens des Roten Kreuzes in Schwäbisch Hall 13./14. Mai 1950.

64 Ebd.

65 StAL EL 350, Bü ES 16408.

66 Ebd.

67 Ebd.

so schreibt sie – *dass die Menschen in Frieden miteinander leben können, ob sie evangelisch oder katholisch sind und welcher Rasse sie auch angehören mögen*⁶⁸. Als sie in diesem Jahr Hermann Gmeiner, den Gründer des ersten SOS-Kinderdorfes kennen lernt, sind in Deutschland schon andere Kinderdörfer entstanden⁶⁹. Sie sucht ihn in Stuttgart im Anschluss an einen seiner Vorträge auf⁷⁰. Sofort ist Margarete Gutöhrlein von dieser Idee begeistert. Sie reist nach Imst in Österreich, um das erste SOS-Kinderdorf zu besuchen. Schon bei der Ankunft auf dem Hessentaler Bahnhof verkündet sie: *Ich gründe auch ein Kinderdorf*⁷¹. In kürzester Zeit gelingt es ihr, angesehene Persönlichkeiten für das Projekt und die Mitarbeit im Kuratorium zu interessieren. Am 31. Oktober 1956 wird der SOS-Kinderdorf e.V. Schwäbisch Hall gegründet. Margarete Gutöhrlein ist die Vorstandsvorsitzende. Noch im Herbst des selben Jahres überzeugt sie den Waldenburger Bürgermeister Franz Gehweiler vom Projekt Kinderdorf. Der Waldenburger Gemeinderat stellt daraufhin dem Verein kostenlos ein Grundstück zur Verfügung.

Doch bald darauf überwirft sich Margarete Gutöhrlein mit Hermann Gmeiner. Sie selbst strebt eine überkonfessionelle Einrichtung an, Gmeiner hält eine Mischung der Konfessionen für unmöglich, ja für schädlich⁷². In dieser kritischen Situation kann Margarete Gutöhrlein nicht nur die meisten Vereinsmitglieder von ihrer Haltung überzeugen, sondern gewinnt darüber hinaus einen prominenten Paten für das Projekt. Es ist eine ihrer genialen, mutigen Ideen, die sie unverzüglich in die Tat umsetzt. Mittels eines Telegramms⁷³ bittet sie den weltberühmten Albert Schweitzer um seine Einwilligung, das geplante Kinderdorf nach ihm benennen zu dürfen. Die Antwort kommt postwendend: *Gern tue ich dies*, schreibt Albert Schweitzer, *Kinderdörfer sind eine Notwendigkeit in unserer Zeit*⁷⁴. Am 11. Dezember 1957 wird der SOS-Kinderdorfverein in Albert-Schweitzer-Kinderdorfverein umbenannt⁷⁵. Seit die Kinderdorfinitiative den Namen Schweitzers trägt, nimmt die Mitgliederzahl beträchtlich zu⁷⁶.

Für Margarete Gutöhrlein sprechen auch inhaltliche Gründe dafür, Schweitzer in „ihr“ Projekt mit einzubinden. Sie sorgt sich um die Zukunft der vielen „Mischlingskinder“ in Deutschland. *Was wird aus den amerikanischen Mischlingen?*,

68 Archiv des Albert-Schweitzer-Kinderdorfes Waldenburg, Brief vom 22.5. 1958, Margarete Gutöhrlein an Albert Schweitzer.

69 Pestalozzi-Kinderdorf und Kinderdorf Seckach-Klinge.

70 Archiv des Albert-Schweitzer-Kinderdorfes Waldenburg, Gespräch zwischen Richard Kik, Margarete und Georg Gutöhrlein in Heidenheim am 26.4. 1957, Tonbandaufnahme.

71 Ebd.

72 Archiv des Albert-Schweitzer-Kinderdorfes Waldenburg, Briefwechsel Hermann Gmeiner/Architekt R Emmert.

73 Durch Vermittlung von Richard Kik, Freund Albert Schweitzers.

74 Archiv des Albert-Schweitzer-Kinderdorfes Waldenburg, Brief von Albert Schweitzer an Margarete Gutöhrlein vom 22.9. 1957.

75 Archiv des Albert-Schweitzer-Kinderdorfes Waldenburg.

76 Ebd., Brief vom 22.5. 1958, Margarete Gutöhrlein an Albert Schweitzer.

fragt sie. *Wo werden sie Fuß fassen?*⁷⁷ Damit reflektiert sie die langanhaltende Debatte zum Schicksal der „Besatzungskinder“ im Westdeutschland der Nachkriegszeit. Weder Behörden noch karitative Organisationen halten es in dieser Zeit für möglich, dass diese Kinder in die Gesellschaft ihres Geburtslandes integriert werden können. Vor diesem Hintergrund entstehen – unserem heutigen Empfinden nach abwegige – Ideen sozialer Fürsorge. Um afro-deutsche Kinder vor feindlichen Einflüssen zu schützen, sollen sie nach Übersee, in eine vermeintlich passendere Umgebung und Kultur, verbracht werden⁷⁸. Auch Margarete Gutöhrlein kann sich zu diesem Zeitpunkt vorstellen, Kinderdörfer in Afrika zu gründen und die zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner in Deutschland durch medizinische Ausbildungen auf eine Tätigkeit dort vorzubereiten⁷⁹.

Doch diese Gedanken kann sie genauso wenig weiter verfolgen wie den Plan, ein Haus für *arme verlassene Berliner Kinder* zu errichten⁸⁰. Ende Mai 1958 berichtet sie voller Begeisterung von einer Begegnung mit Willy Brandt. Der regierende Bürgermeister von Berlin, mit dessen Unterstützung sie dieses Projekt realisieren möchte, habe sie empfangen, schreibt sie an Albert Schweitzer, *obwohl ich völlig unpolitisch bin*.⁸¹ Knapp vier Wochen später ist Margarete Gutöhrlein tot. Am Abend des 15. Juni 1958 erliegt sie nach dem Besuch des Haller Sommernachtsfestes mit 74 Jahren einem Herzinfarkt.

Doch *ihr begonnenes Liebeswerk*⁸² wird von ihrem Mann Georg Gutöhrlein weitergeführt und vollendet. Mit Blick auf ihr Alter und ihren Gesundheitszustand hatte Margarete Gutöhrlein ihm dieses Versprechen bereits zu Beginn der Planungen abgenommen⁸³. Ende 1959 wird mit dem Bau der ersten drei Häuser des Kinderdorfes in Waldenburg begonnen. Margarete Gutöhrleins Vision hat Gestalt angenommen: Ab September 1960 finden Kinder unterschiedlicher Konfessionen im Dorf eine neue Heimat – wenn es auch noch eine Weile dauern wird, bis evangelische und katholische Kinder gemeinsam in derselben Kinderdorffamilie leben können.

Margarete Gutöhrlein wird auf dem Nikolaifriedhof in Schwäbisch Hall beerdigt. Auf dem imposanten Stein, der die Grabstätte der Eheleute schmückt, ist ihr Name erst auf den zweiten Blick zu entdecken: dicht über dem Erdboden, wie später hinzugefügt. Das Grabmal weist ihren Ehemann Georg als den *Erbauer des Albert-Schweitzer-Kinderdorfes Waldenburg* aus. Ihr Beitrag bleibt ungenannt.

77 Wie Anm. 53.

78 Vgl. *Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette: Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afro-deutsche „Besatzungskinder“ im Nachkriegsdeutschland*, Berlin 2002.

79 Wie Anm. 53.

80 Archiv des Albert-Schweitzer-Kinderdorfes Waldenburg, Brief vom 22. 5. 1958, Margarete Gutöhrlein an Albert Schweitzer.

81 Ebd.

82 Haller Tagblatt, 4. 10. 1958.

83 Gespräch am 16. 9. 2003 mit Sabine Grauert, Leiterin des Albert-Schweitzer-Kinderdorfes.

Gottlob Ernst Friedrich (von) Dürr (1792–1861), Königlich Württembergischer Oberamtsarzt, Bürger in Hall

VON WALTER DÜRR

Gottlob Ernst Friedrich Dürr war Sproß einer alten Haller Familie, die im männlichen Stamm seit 1558 in der Stadt lebte¹. Die Vorfäter waren Generationen lang Hutmacher, dann auch Gürtler. Der erste Akademiker der Familie war sein Großvater, der seit 1750 als Präzeptor am Gymnasium in Hall wirkte.

Der Vater Friedrich Peter Dürr war 1786 bis 1823 als Salzverwalter Leiter der Verwaltung im Haal, also sowohl in der Reichsstadtzeit als auch anschließend in Königlich Württembergischen Diensten.

Nach der Schulzeit am Haller Gymnasium und dem Studium an der Universität Tübingen ließ sich Gottlob Ernst Friedrich Dürr in Hall als praktizierender Arzt



Abb.1 Oberamtsarzt Dr. Gottlob Ernst Friedrich Dürr, 1826 (als Bräutigam seiner zweiten Frau)



Abb.2 Friederike Dürr, Witwe des Oberamtsrichters Englert, 1826 (als Braut des Oberamtsarztes Dr. Dürr)

1 G. Wunder: Ahnentafel Dürr.

1800.

I. Schola Niethiana			
162	1	Johannes Laurentius Gros.	X)
163	2	Laurentius Petrus Buhel	X)
164	3	Johannes Friederic. Buhel	X ^{1/2}
165	4	Friederic. Jacobus Texlor.	X
166	5	Johannes Ludovicus Bethel	X
167	6	Georgius Friederic. Seyboldt	X
168	7	Gottlob-Ernest-Frieder: Dürr	VIII)
II. Schola Hartmanniana			
169	1.	Friederic. Francisc Hartmann	X)
170	2	Johannes Conradus Kroeglinger	X
171	3.	Friederic. Davides Holch.	X
III Schola Hartmann. Trans Kocher			
172	1	Johannes Laurentius Friedericus Schiller	X
173	2	Johannes Friederic Schloßlein	X

Abb. 4 Eintrag im Matrikelbuch des Gymnasium illustre 1800, Dürr als Nr. 168 mit acht Jahren

Stiefmutter war den Kindern eine gute Mutter. Die Kinder wurden im Frühjahr und Herbst zum Arzt geschickt. Die Kinder spielten viel auf dem gegenüberliegenden früheren Kirchhof St. Michael und auf der Limpurg. Lehrer in der Schule nicht besonders, mit Ausnahme von Klotz und Graeter.

2. Der Schüler des Gymnasium illustre

Als Achtjähriger, als Jüngster von sieben Mitschülern, trat Dürr in die Klasse I. des Lehrers Niethius (Ludimagister urbanus) des Gymnasium illustre ein, zunächst als Quintaner. Es bestanden aber offenbar auch Parallelklassen (II Schola Hartmanniana, III Schola Hartmann Trans Kocher, IV Schola Wagnerian. Vici Gelbing, V Schola Alleriana des A. Sub Limp., VI Schola Kochleri Xenodech)³. Es ist anzunehmen, daß er zuvor in einer Art Vorklasse die Grundbegriffe des Lesens und Schreibens in deutscher Sprache erlernt hatte, wie dies Kolb⁴ für die Zeit mindestens seit Brenz (1521) erwähnt.

3 Matrikelbuch des Gymnasium illustre.

4 W. Kolb: Schola latina und Gymnasium illustre in Schwäb. Hall, Stuttgart 1916.

Die Schulanstalt war 1654 aus der bestehenden Schola Latina zum Gymnasium illustre erhöht worden, womit solche Gymnasien bezeichnet wurden, die auch akademische Kurse enthielten. Ziel war, *die angehenden Fakultisten*, also Studenten, *nicht ganz unvorbereitet zum Studium an der Universität zu entlassen*. Deshalb waren die Lehrer der beiden letzten Klassen, Sekunda und Prima, akademisch gebildet wie etwa Professor Friedrich David Graeter, der zu Dürrs Schulzeit Rektor des Gymnasiums war (1804–1811). Graeter war ein Literaturwissenschaftler von hohen Graden, der Briefwechsel z.B. mit Wieland, Klopstock und Jakob Grimm führte. Graeter trug an den oberen Klassen u. a. Philosophie vor⁵.

Das Gymnasium umfaßte fünf Klassen⁶. An die oberste Klasse schlossen sich die beiden Jahreskurse der Exempti an (sozusagen Sonderklassen). Im Frühjahr und Herbst fanden jeweils Prüfungen statt, die mehrere Tage umfaßten. In den hier beobachteten Jahren betrug die Zahl der Prüflinge der einzelnen Klassen jeweils weniger als 20. Die Lehrpläne sind, handschriftlich in Latein verfaßt, erhalten (ab 1810 in Deutsch). Die Schulbücher wurden teilweise in Hall gedruckt.

Der Unterricht umfaßte z.B. für die Klasse Dürr's 1800 zunächst Katechismus einschließlich Religionsgeschichte, Bibelkunde aus dem Alten und Neuen Testament, lateinische Grammatik mit allen Konjugationen und Deklinationen, Arithmetik mit einfachen Zahlen (*Numeri simplicii*), Schönschrift (*Calligraphia*). Im Lehrplan wurde nach älteren (*Veterani*) und jüngeren (*Novitii*) Schülern der Klasse unterschieden.

In gewissen Fächern, z.B. Zeichnen (*Ars delineandi*), wurden einzelne Schüler, so auch Dürr, privat unterrichtet (von *Friedericus Petrus Haager, Artis delignatoriae magister publ. const.*).

In manchen Fächern, z.B. Französisch, Zeichnen, wurden Kurse mit Schülern unterschiedlicher Klassenzugehörigkeit zusammen unterrichtet. Die Durchlässigkeit der Klassen war also größer als heute. Je nach Kenntnisstand wurden die Fortgeschritteneren nach einem oder einem halben Jahr der nächsthöheren Klasse zugewiesen, wie aus den Teilnehmerlisten der einzelnen Klassen ersichtlich ist.

Die Lehrinhalte der einzelnen Klassen sowie die Prüfungsgegenstände der jeweiligen Frühjahrs- und Herbstprüfungen sind erhalten. So sind 1808 fünf Schüler mit speziellen Aufgaben, z.B. Interpretationen von Gedichten von Schiller mit Übersetzung ins Lateinische und Griechische, protokolliert.

Später ist auch der Einfluß der Königlichen Aufsichtsbehörde bemerkbar, wenn es bei den Wissenschaften zum Gegenstand der Moralphilosophie z.B. heißt: *Auf den allergnädigsten Befehl vom 25. April 1810 ...*

5 Kolb (wie Anm. 4), S. 74–78.

6 B. Illänder: *Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Hall vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Ende der Reichsstadtzeit (1648–1806)*, Schwäbisch Hall 2001, S. 227–228.

Series Quintanorum
in
Examine Vernali MDCCCI
Præceptore Theoph. Friderico Christophoro Ritterso.

Ordo.	Nomina.	Numerus anorum. act. Claf. Alfen.		
1.	Fridericus Nicolaus Koch P.	11.	2.	9.
2.	Sophonias Jacobus Majer	12.	2.	6.
3.	Christophorus Fridericus Pabst	12.	2.	8.
4.	Georgius Andreas Koch S.	12.	2.	36.
5.	Fridericus Davides Kochendoeffer P.	11.	2.	29.
6.	Georgius Fridericus Cesterlin P.	10.	1.	18.
7.	Georgius Fridericus Boetz.	12.	2.	36.
8.	Johannes Henricus Bonhoeffer.	8.	1.	17.
9.	Johannes Jacobus Vogel.	10.	1.	37.
10.	Guilielmus Henricus Kochendoeffer S.	11.	2.	21.
11.	Christophorus Fridericus Stroebel.	13.	2.	27.
12.	Johannes Fridericus Laurentius Schiller P.	10.	1.	6.
13.	Gottlob: Ernestus Fridericus Dürr	8.	1.	4.
14.	Fridericus Franciscus Schiller S.	9.	2.	1.
15.	Johannes Henricus Sekel.	10.	1.	—
16.	Johannes Fridericus Franciscus Hartmann.	12.	7.	6.

Abb. 5 Verzeichnis der Schüler bei der Herbstprüfung 1801, Dürr als Nr. 13

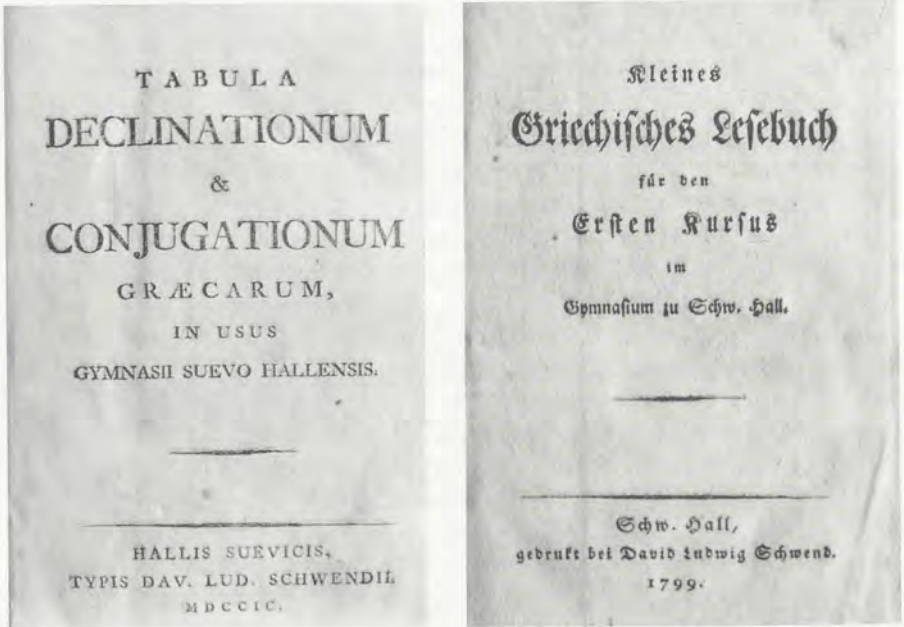


Abb. 6 Am Gymnasium illustre benützte Schulbücher

Die Prüfungszeugnisse sind jeweils tabellarisch, z.B. 1810 für alle zehn Prüflinge, zusammengestellt. Die Liste der Kandidaten dieser Herbstprüfung führt auch das Berufsziel der einzelnen Schüler auf.

Schon immer wurde, auch in den oberen Klassen, großer Wert auf die Calligraphie gelegt; so ist auch die Handschrift der Prüflinge bewertet, z.B. *verbessert sich* (bei Dürr), *deutlich aber nicht schön* (bei Hartmann), *Anlage zum Schönen* (bei Preu).

Im Unterrichtsplan ist 1810 bei den alten Sprachen zum Griechischen die Behandlung des dritten und vierten Gesangs von Homers Ilias genannt, ergänzend heißt es: *Der Primaner Dürr hat über den ersten Gesang, welcher vorigen Winter interpretiert wurde, ein vollständiges alphabetisches Glossarium ausgearbeitet, welches bereits seiner allerunterthänigsten Bittschrift um Erlaubnis zu studieren beygelegt ist.*

Im Lateinischen wurde damals neben Cicero das fünfte Buch von Vergils Aeneis interpretiert. Ergänzend heißt es: *Der Primaner Dürr hat die ersten 300 Verse in lateinischer Prosa schriftlich umgearbeitet und erläuternde Anmerkungen in lateinischer Sprache beygefügt.*

Es werden dann eigene Ausarbeitungen der Primaner aufgeführt, so von Wilhelm Hetzel, Franz Graeter, Bernhard Kochendörfer, Häußler von Kupferzell und Koch von Ellwangen.

Zu Dürr heißt es:

1. *Zwey teutsche Aufsätze über den Frühling und Herbst*
2. *Einen lateinischen über die Moralphilosophie*
3. *Eine griechische Rede auf das glorreiche Geburtsfest Sr. Königlichen Majestät.*

Beim Prüfungsgegenstand der Rhetorik wurde bei der Herbstprüfung 1810 sowohl die Beredsamkeit der Alten in den verschiedenen Stilrichtungen dargestellt, jedoch auch die zeitgenössische in Form der politischen, gerichtlichen und Kanzelberedsamkeit demonstriert. Die Rhetorik der Alten wurde durch eine Rede über die Freundschaft, die gerichtliche Rhetorik durch die Rede zur Verteidigung einer Brudermörderin nachgeahmt.

Im Sommer 1811 schloß Dürr zusammen mit sieben anderen Schülern seine gymnasialen Studien ab. Mit 19 Jahren war er der Älteste, der Jüngste zählte 14 Jahre.

Kolb schildert das Ritual der Abschluffeier so⁷: *Der Abschluß des Gymnasialstudiums erfolgte durch die Prüfung mit anschließender Promotion und Sitzung des Scholarchats [der Schulaufsicht] ... und die unter Vorsitz des Konsuls und Scholarchats und zahlreicher Teilnahme von Schulfreunden gehaltenen Abschiedsreden der Schüler ... Die Reden der Abgehenden waren keineswegs bloße valedictiones, sondern zugleich Darstellungen der gewonnenen Kenntnisse; besonders wurden Stoffe, die in den letzten Jahren behandelt waren, vorgeführt oder Zeitereignisse besprochen. ... Die Sprache dieser Reden war natürlich meist lateinisch ... In den Ankündigungen dieser Redeakte werden die zum Auftreten bestimmten Schüler ohne Ausnahme mit ungemein warmen und lobenden Worten empfohlen. Es läßt sich eine hübsche Stufenleiter zusammenstellen, die von einfacheren Prädikaten ... bis zu weit ausgesponnenen Lobreden hinaufführt.*

Diese Stufenleiter der Lobpreisungen ist auch auf der für die Abschluffeier im Oktober 1811 vorliegenden Ankündigung zu finden: *Ornatissimus, Dilectissimus, Ingenium suum, Indefessa diligentia, Egregium specimen eruditionis et diligentiae ...* Der Repräsentationssucht des Zeitalters entsprechend, wurden die Namen der redenden Schüler (außer Dürr noch Wilhelm Friedrich Hetzel, Friedrich Lorenz Beer und Friedrich Franz Haspel) mit Großbuchstaben gedruckt, der des Rektors Graeter ebenfalls, aber etwas größer, während Name und Titel des Herrschers natürlich am größten und im Druck kräftiger gehalten sind⁸.

Noch im gleichen Jahr hob König Friedrich sämtliche Gymnasien in denjenigen Städten auf, die nicht das Prädikat „Unsere gute Stadt“ erhielten. Dies war auch für Hall der Fall. Die Anstalt wurde in eine dreiklassige Lateinschule herabgestuft, Graeter blieb deren Vorstand noch bis 1818.

⁷ Kolb (wie Anm. 4), S. 91–92.

⁸ Die Übersetzung der gedruckten Einladung findet sich als Anhang 1 im Anschluß an den Aufsatz. Für Übersetzungshilfe danke ich Herrn Studiendirektor H. Meinen.

Herbstprüfung I. Classis

Ord. Nuzg.	Name.	Neben- fächer u.	Stand des Letzter	Geburts- tag.	Alter	Zeit des Friedrich in Prima.	Abwe. in Prima.	Dr. Prüfung.
1.	Goldtob Ernst Friedrich Dürr	—	Königl. Salz- verwalter	23. Jun. 1792.	18 $\frac{1}{4}$	Größt 1807.	Nic. krankh. u. d. d. d.	Medicin.
2.	Friedrich Franz David Hartmann	Esper Contab. u. Privat- praxis.	Organist u. Schullehrer.	17. Jun. 1789.	21.	Prima 1808.	Schul- in d. d. u. d. d.	Schul- lehrer.
3.	Joh. Friedr. Seiferheld	—	Rath- Consultant +	26. Oct. 1792.	18.	Prima 1809.	Schul- in d. d. u. d. d.	Schreiber.
A.	Wilhelm Carl Hezel I.	Rector Amann für die Prima.	Stadt- Gerichts- Assessor.	6. Jul. 1795.	15.	Prima 1809.	Schul- in d. d. u. d. d.	Rector u. d. d. u. d. d.
5.	Wilhelm Friedrich Hezel II.	—	Bürgermeister u. Königl. Rath- Assessor.	28. Jul. 1794.	16.	Größt 1809.	Schul- in d. d. u. d. d.	Rechtsgehl. Jämkeit.
6.	Jo. Friedrich Franz Haspel.	—	Rath- Consultant. Recht. D. d. d.	1. Aug. 1795.	15.	Größt 1809.	Schul- in d. d. u. d. d.	Theologie u. d. d. Schreiber.
7.	Jo. Heinrich Franz Graeter	—	Bijoutier.	9. Jun. 1797.	13 $\frac{1}{4}$	Prima 1810.	Nic. in d. d. u. d. d.	Bijoutier.
8.	Johann Bern. hard Kochendörfer	Contab. u. beratis.	Zimmer- meister.	6. Jan. 1795.	15 $\frac{3}{4}$	Prima 1810.	Schul- in d. d. u. d. d.	Personier
9.	Christoph Friedr. Ferdinand Häufstler	Contab. aus Kupfer- hüt.	Kreis- Rath- Physicus u. Kupferzell.	11. Jun. 1795.	15 $\frac{1}{4}$	Prima 1810.	Schul- in d. d. u. d. d.	Rechtsgehl. u. d. d. u. d. d.
10.	Andreas Adam Koch.	Contab. u. beratis.	Schullehrer in Ellwangen.	26. May 1797.	13 $\frac{1}{2}$	Prima 1810.	Nic. in d. d. u. d. d.	Abrogat.

Abb. 7 Ergebnis der Herbstprüfung 1810

1810.
Sel. & Prima

Gebrauch	Ortho	Schreib.	Latini.	Griff.	^{tauff} Anst.	Philo.	Ganz	Wahrheitsliebe
					hik.	logica.	Wissf.	
Sehr gut	Vorzüglich	Macronia dat u. a. form.	Große Begierde u. a. form. zu werden	Vorzüglich u. a. angeeignet	Gefühl u. Fleiß	Sehr brav	Gut und auch Vorwissen.	_____
gut, aber langsam	Sehr gut	gut	Ausgezeichnet	Sehr gut	Sehr gut	Sehr müde und mit großem Tummel	deutlich aber nicht schön	d. 26. May 1810. und ist eine Probe vor, bey seinen Vater.
Vorzügl.	ziemlich gut	Eiße	Nicht fortgef. sehr	Nicht fortgef. sehr	Gut	gut	Anlage zum Schreiben	Tratop den Atte. Junius aus, sic. quent wie aber von ihm, ein fast gar nicht mehr.
Vorzügl. u. ausgezeich. net	Gut	Sehr gut	Vorzügl. n. ausgezeich. net	Sehr gut	Vorzügl. Fantasie u. Willk.	Vorzügl. u. mit Fleiß u. Ged.	Gebildet und Anlage zum Schreiben	Frage nach die noch die Frau ist man den 2006 - 8. hat aber p. Johan. gang aus.
Gut	unordentlich	Pro. harron.	Sehr brav	gut und fleißig	Gut	Fleißig und aufmerksam.	Vorzügl.	_____
Nicht schlecht	Im Ganzen gut	Noch nicht gleichförmig!	Zurück gelieben, noch beginn. mit Neigung.	fleißig und	Noch schwach	aufmerksam	Gut, wenn es sich nicht	Gebrauch, bis jetzt vorzüglich.
Vorzügl.	Lebhaft	Vorzügl. lich.	Ausgezeichnet	Sehr gut	Vorzügl.	Gut	Gut aber flüchtig	Vorzügl. in der aber bald seine Pen.
Gut	Nicht ganz entwickelt, aber gut	ziemlich gut	Gut	Mittelmäßig	Sehr brav	Gut	Gut, aber nicht gleich.	Früher da- lte an, wenn sie sich aber zur Schreiberei.
Sofort gut	Sofort gründlich und gut	Gut, klar und sorgfältig	Spezial, für die An. geliebte, fänger, sehr gut.	Gut	Selbst	Selbst	Selbst gut	Sehr gut.
Sofort gut	Gut	Gut	Gut	Aufbau, sehr gut	Sofort gut	Gut	Mittelmäßig	Gut, aber sehr im Bräuphil u. in d. s. m.

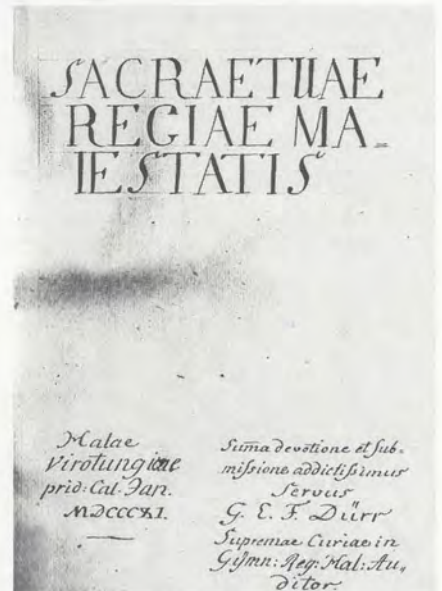


Abb. 8 Lexicon Homericum, Titel- und Widmungsblätter

Bei Kolb heißt es dazu: *Die Geschichte der Anstalt selbst schließt mit dem Jahre 1811; was noch übriggelassen wurde, war ein Torso*⁹.

Noch im Sommer 1811 wandte sich Dürr auf dem vorgeschriebenen Dienstweg an König Friedrich, um sein Lexicon Homericum diesem widmen zu dürfen.

Hinsichtlich der Erlaubnis zur Widmung an König Friedrich lag 1917 noch ein empfehlendes Gutachten des Bibliothekars Lehr (oder Lohr) vom 8. Januar 1811 [?] vor, das von der Hand des Königs die Bemerkung trug: *Erlaubt F.*¹⁰. Es ist heute nicht mehr vorhanden. Sein Inhalt lautete: *Zur submissester Folgeleistung des mir unter dem gestrigen ertheilten allerhöchsten Befehls allerunterthänigsten Bericht zu erstatten, ob das beygefügte Manuscript des Gymnasiasten Dürr in Hall würdig sey, Allerhöchstdemselben im Druck dediziert zu werden, habe ich die Gnade mich dahin submissesst zu äußern, daß sich in diesem Werk zwar kein ungewöhnliches Genie eines jungen Menschen, aber ein ungewöhnlicher, geregelter Fleiß und eine auch das Kleinste sorgfältig beachtende Genauigkeit überall ausspricht. Es ist immerhin eine Arbeit, die für den jungen Menschen einnehmen muß, und die dem Anfänger in der griechischen Sprache bey dem Übersetzen des ersten Gesanges der homerischen Iliade von Nutzen seyn wird. Stuttgart, den 8. Jan. 1811.*

Das jugendliche Werk wurde in der Neuen Oberdeutschen Allgemeinen Literaturzeitung 1811 rezensiert¹¹.

3. Der Student

Die Militärdienstpflicht wurde von König Friedrich neu festgesetzt. Das Württembergische Militärkonscriptionsgesetz von 1806 beruhte zwar auf dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht. Es hatte aber noch zahlreiche Ausnahmen von der Militärdienstpflicht gestattet. In der neuen Militärkonscriptionsordnung vom 20. August 1809 wurde das vorangegangene Gesetz verschärft. Sämtliche Ausnahmen von der Wehrpflicht wurden verworfen. Nach § 1 war *jeder Untertan Unseres Königreichs ohne Unterschied des Rangs und der Geburt ... militärpflichtig*, und zwar vom 18. Lebensjahr an. Die Dienstzeit betrug bei der Infanterie acht Jahre, bei der Kavallerie und Artillerie zwölf Jahre. In § 2 hieß es: *Überhaupt aber haben die Söhne sämtlicher Staatsdiener und Unterthanen, welche nach der Konscriptionsordnung berechtigt sind, die Erlaubnis zum Studium einholen zu dürfen, um diese Erlaubnis bei Seiner Königlichen Majestät immediate einzukommen*¹².

⁹ Kolb (wie Anm. 4), S. 79–80.

¹⁰ Handschriftliche Notiz von Dr. Richard Dürr aus dem Jahr 1917 sowie Mitteilung d. königl. württ. Archivdirektion Stuttgart vom 2. 4. 1917.

¹¹ Neue Oberdeutsche Allgemeine Literaturzeitung, München 1811, Spalte 771f.

¹² P. Sauer: Das württembergische Heer in der Zeit des deutschen und des norddeutschen Bundes, Stuttgart 1958, S. 5–9.

Diese Bestimmungen trafen auch auf den mit 19 Jahren aus dem Gymnasium abgehenden Dürr zu. Es war keineswegs sicher, ob er die Ausnahmegenehmigung zum Studium erhalten würde.

Das entsprechende Gesuch ist in dem bereits zitierten Handschreiben enthalten, in dem er auch um die Erlaubnis zur Widmung seines *Lexicon Homericum* angefragt hatte. ...*wagt [er], in tiefster Devotion anzufragen, ob Seine Königliche Majestät ihn nicht der allerhöchsten Erlaubnis würdig finden möchten, die Universität des Reichs mit dem nächsten academischen Jahrcursus beziehen zu dürfen ...* Die Antwort auf dieses Gesuch ist nicht mehr aufzufinden. Die Genehmigung wurde aber offensichtlich erteilt, wie man aus dem Eintrag in einem Register der Universität Tübingen ersehen kann¹³.

In der Eintragung im Dekanatsbuch der Universität über die später abgelegte Prüfung ist die königliche Erlaubnis zum Studium besonders in Parenthese hervorgehoben¹⁴: *ein damals seltenes Beyspiel*. Zu seinen Studien ist im Dekanatsbuch vermerkt: *Hier hörte er bey Prof. Kielmeyer vergleichende Anatomie der Thiere, allgemeine und spezielle Chemie, Pflanzenphysis u. spezielle Botanik und allgemeine Zoologie; bey Herrn Prof. v. Autenrieth allgemeine Pathologie, allgemeine und spezielle Therapie, Medicina forensis u. Klinik; bey Herrn Prof. Gmelin Physiologie, mat. Medika u. Pharmazie; bey Herrn Prof. v. Fropiep Anatomie und Entbindungskunst. Er hatte in den letzten Zeiten eine gute Preißschrift übergeben. ...*

Die erwähnte Preisarbeit verfaßte er während des Studiums über ein von der medizinischen Fakultät vorgegebenes wissenschaftliches Thema, nämlich *Über das daßeyn oder nicht daßeyn von Nerven in der Nabelschnur*¹⁵.

Dürr stellte der Preisschrift das Motto voran: *In magnis voluisse, sat est, eine Sentenz, die sich bei Properz findet: In großen Dingen genügt schon der Wille zur Tat (Properz 2, 10, 5).*

Zum Hintergrund dieser königlichen Preisaufgabe für die Medizin im Jahre 1815 findet sich in Paul Dürres Familienchronik die – ob real oder nicht – immerhin zum Schmunzeln des heutigen Lesers anregende Begründung¹⁶. *Die Preißaufgabe bestand darin, daß man erklären sollte, woher es komme, daß, wenn eine Mutter ein Kind unter dem Herzen trägt, und sie über irgend etwas z. B. eine Maus, einen Laubfrosch erschrickt und erst mit der Hand an ihr Herz langt, sie nach dem Volksglauben diesen Gegenstand an ihr Herz bekommt und das dieser daselbst fest anwächst.[!]*

Der damalige Dekan, Prof. Dr. Kielmeyer, beurteilte die eingereichten Schriften. So merkte er zu Dürres Arbeit an¹⁷: *In magnis etc. zeichnete sich [die erste Abhandlung] durch den Umfang und die Vielseitigkeit der Untersuchung, die Menge*

13 Universitätsarchiv Tübingen 5/29b.

14 Universitätsarchiv Tübingen 14/14a.

15 Universitätsarchiv Tübingen 69/2.

16 Dürr (wie Anm. 2).

17 Universitätsarchiv Tübingen 53/1.

In magnis voluisse, sat est.

" An Funiculus umbilicalis mammarum "

" nervis possit vel careat, iique, si "

" absint, praeparati, castra omnium "

" dubitationem ponantur. "

I^{tes} Capit. — Physiologische und vergleichend anatomische

historische Beweise für das Nichtdaseyn von Nerven

in der Nabelschnur.

86-104.

A. An einem Thier.

69.

B. An Menschen.

71.

II. Galvanische Versuche.

72.

Resultat dieser Versuche.

78.

II^{tes} Capit. — Reduktion der sympathischen

Erscheinungen zwischen Mutter und Kind, nicht

auf einen mechanischen Zusammenhang der

Nerven, sondern auf andere physiologische

und pathologische Gesetze, durch die diese

Phänomene ihre Erklärung finden können. 105.

und Verschiedenartigkeit der gefertigten und beygelegten anatomischen Präparate und durch die richtigere Methode auf chemischem Weg zur Lösung der Frage zu gelangen oder beyzutragen aus und hatte in dieser Hinsicht Vorzüge vor der zweyten.

Diese zweite Arbeit stammte von Leopold Riecke aus Brünn. Sie wurde als so gut erachtet, daß die Preiszuteilung durch Los entschieden wurde, wobei Dürr der Glücklichere war. Da im Vorjahr jedoch kein Preis vergeben worden war, erhielt auch Leopold Riecke einen Preis. Die Preisverleihung mit Übergabe der goldenen Preismedaille erfolgte am Geburtsfest des Königs am 6. November 1815 im großen Hörsaal¹⁸. Die beiden medizinischen Preisträger waren auch weiterhin gute Freunde, wie aus einem Blatt im Stammbuch Dürrs ersichtlich ist. Die Preisarbeit durfte gemäß königlicher Verordnung vom 1. März 1812 als Inaugural-Disputation gedruckt werden.

Zu diesem Druck ersuchte Dürr den akademischen Senat um einen Beitrag von genannten Stipendien, da seinem *Vater es schwer werden würde, ihn zur Vollen- dung seiner akademischen Laufbahn mit dem gehörigen Geld zu unterstützen*¹⁹. Ob diesem Gesuch stattgegeben wurde, ist nicht bekannt.

Das abschließende Examen ist im Dekanatsbuch unter dem 19. und 21. September 1815 protokolliert²⁰, *Er bestand im tentamen zur Zufriedenheit u. wurde zum rigorosum zugelassen. Custos bey Beantwortung der schriftlichen Fragen war Herr Prof. v. Autenrieth. Im rigorosum, das den 21^{sten} zugleich mit den 2 folgenden Candidaten gehalten wurde, fielen die Urtheile über die bewiesenen Kenntnisse dafür aus: Er habe in der Anatomie, Medicina forensis, Formulosa mittelmäßige, in der prakt. Medizin ziemlich gute, in der [?] ziemlich gute, in der Physiologie und Pharmazie mittelmäßige, in der Chemie gute, in der Botanik mittelmäßige. Auf das Diplom kommt, auch in Betracht seiner Preißschrift, post comprobata eruditionem.*

Der Vater Friedrich Peter Dürr erhielt für das Studium seines Sohnes aus insgesamt etwa neun Familienstipendien nach Abzug von Kapitalsteuer und Schreibkosten 962 fl 48 B. Er hat 1825 eine subtile Aufstellung der für seinen Sohn aufgewandten Studienkosten zu Tübingen und im Ausland, d.h. für die an das Studium anschließenden wissenschaftlichen Reisen und Aufenthalte, z.B. in Berlin, angefertigt. Er errechnete insgesamt 3.221 fl 57 B.

In diesem Dokument findet sich auch der Hinweis auf die von ihm 1812 für 450 fl für seinen Sohn erworbene Dr. Graeter'sche Bibliothek.

Nach bestandenen Examen reiste er für die Dauer etwa eines Jahres ins Ausland. Solche wissenschaftlichen Reisen waren damals zur Weiterbildung wichtig und erhöhten die ärztliche Kompetenz. Auch zu solchen Reisen war die königli-

18 Ebd.

19 Ebd.

20 Wie Anm. 14.

che Genehmigung erforderlich. Das Gesuch um Erlaubnis zu dieser Reise²¹ wurde zwar positiv beschieden, die Bitte um eine finanzielle Unterstützung aber abgelehnt, da das Geld schon *anderwärts angewiesen sei*²².

Der Vater bemerkt dazu in der erwähnten Kostenaufstellung: *Als er hierauf zu weiterer Vervollkommnung seiner Kenntniße auf Anrathen unserer Gönner und Freunde noch eine wissenschaftliche Reyse auf die Universitäten nach Bayern, Sachsen und Preußen biß Berlin unternommen, verursachte dieses Vorhaben neue Kosten ...*

Zunächst besuchte Gottlob Ernst Friedrich Dürr ab 18. Februar 1816 die Universität in Würzburg, dann ab Mai 1816 für die Dauer etwa eines Jahres die Universität Berlin. Über den Aufenthalt in Berlin existiert ein Zeugnis des Prof. Dr. Horn, Königl. geheimen und Medizinalrats, ord. Prof. der Klinik und dirigierenden Arztes des Charité-Krankenhauses vom 30. März 1817 über die Tätigkeit von Ostern 1816 bis Ostern 1817, wo ihm *musterhafter Fleiß als Praktikant bei der Untersuchung, Beobachtung und Behandlung der ihm anvertrauten wichtigen Kranken und so gründliche medizinische praktische Kenntniße und Applikation* bescheinigt wird, daß Horn sich *verpflichtet halte, demselben bei seinem Abgange von Berlin ein ganz vorzügliches Zeugnis zu erteilen*. Auch ein Zeugnis des D. Christoph Wilhelm Hufeland, Königl. Preuß. Staatsrat und Leibarzt, bezeugt ihm entsprechende Qualitäten.

4. Niederlassung in Hall und Bewerbung zum Oberamtsarzt

Am 12. Mai 1817 ließ sich Dürr als praktischer Arzt in Hall nieder. Die entsprechende Anzeige im Hallischen Wochenblatt vermerkt: *Unterzeichneter ist nun entschlossen, nach vollendeter Reise vom Ausland, seine ärztlich-practische Laufbahn zu eröffnen, um seine medicinischen und geburtshülflichen Dienste dem Publikum zu widmen. Dürr, Doctor der Medizin und Geburtshülfe*²³.

Die Erlaubnis zur Praxiseröffnung hatte er bereits vor Antritt seiner wissenschaftlichen Reisen am 11. Dezember 1815 erhalten²⁴. Schon in den ersten Jahren nach seiner Niederlassung scheint er das Zutrauen des Publikums und die Wertschätzung seiner ärztlichen Kollegen erworben zu haben, wie aus dem Gutachten anlässlich der Ernennung zum Oberamtsarzt zu entnehmen ist²⁵.

Nach dem Tode des vorangegangenen Oberamtsarztes Dr. Haspel, der großes Ansehen in der Bevölkerung genas, war er zunächst dessen Amtsverweser²⁶. Er bewarb sich dann neben zwei anderen Kandidaten um die Nachfolge.

21 StAL E 162/II, Bü. 108.

22 Ebd.

23 Hallisches Wochenblatt (H.W.) Nr.21, 14.5. 1817.

24 Wie Anm.21.

25 StAL E 162/I, Bü. 398.

26 H.W. Nr.1, 5.1. 1820.

Das Verfahren der Kandidatenauswahl und deren Begutachtung ist im Protokoll der Amtsversammlung vom 6. April 1820²⁷ nachzulesen. Drei Bewerber bemühten sich um die Stelle, nämlich Dr. Majer, damals bereits Unteramtsarzt in Ilshofen, 40 Jahre alt, Dr. Dürr, knapp 28 Jahre alt, und Dr. Bonhöffer, 35 Jahre alt. Anscheinend hatte die Amtsversammlung zu den Vorschlägen abgestimmt und Dr. Majer 20 Stimmen, Dr. Dürr ebenfalls 20 Stimmen und Dr. Bonhöffer 18 Stimmen gegeben.

Das Protokoll enthält Gutachten über die drei Kandidaten. Zu Dr. Dürr, der letztendlich der Medizinalsektion als Oberamtsarzt vorgeschlagen wurde, lautet die Beurteilung, nachdem sein bisheriger Lebenslauf einschließlich seiner schulischen Leistung im Gymnasium, seine Studien an der Universität Tübingen einschließlich Examina und seiner anschließenden wissenschaftlichen Reisen referiert worden waren: *Mit seiner Zurückkunft nach Hall practizierte er daselbst und schickte dann einige gute Specimina an das med. Collegium ein, die wirkl. guten praktischen Blick und Scharfsinn verriethen. Der verstorbene OA Dr. Haspel übertrug ihm auch während seiner langwürrigen Krankheitsanfälligkeiten mehrere Entbindungen für ihn zu versehen, wobei er die Zufriedenheit des Publikums erhielt. Nach dem Oamtl. Zeugnis hat derselbe sich bereits das vorzügliche Zutrauen des Publikums und der dortigen Ärzte erworben, so wie ihn auch die k. Regierung für den Jaxtkreis, wenn er gleich der jüngste unter den praktizierenden Ärzten Hall's ist, als einstweiligen Verweser der OA-Arztstelle aufgestellt ... Nach der Ansicht der unterzeichneten Stelle ist unter den drei vorgeschlagenen Ärzten in Hall der, zwar unter denselben der jüngste, D. Dürr, am meisten wissenschaftlich gebildete und zu Vernehmung der OAmtsarztstelle ganz geeignete Competent ...* Als Randbemerkung findet sich: *Um dieser Ursachen willen dürfte bei diesem jüngsten und erst seit kurzem praktizierenden Arzt, der eigentl. seine Laufbahn erst mit einer Unteramtsarztstelle nach den Gesetzen beginnen sollte, eine Ausnahme stattfinden, da man durch die Wahl der Amtsversammlung darauf beschränkt ist, zwischen ihm und den zwey anderen gewählten zu entscheiden.*

In dem Protokoll wird dann die weitere Frage diskutiert, *ob bei dem bedeutenden Umfang und der Seelenzahl der Stadt Hall, so wie wegen der zum Reisen zum Theil sehr beschwerlichen Lage des O.Amtsbezirkes das Physikat in Hall unter zwei Ärzten, wovon der eine die Stadt mit dem nicht unbedeutenden Krankenhaus, der andere aber das Land besorgte, zu ... teilen [sei].* Eine solche Teilung wurde jedoch abgelehnt, weil der verstorbene D. Haspel *als älterer Mann das ganze doch ohne Tadel versehen hat.*

Durch Erlass des Ministeriums des Inneren vom 27. Juni 1820 wurde Dürr dann zum Oberamtsarzt ernannt²⁸. Er erhielt ein Gehalt von 500 fl einschließlich der *Pferds-Ration* und der Vergütung für Schreibmaterialien. Das Gehalt war vom Oberamt, umgelegt auf dessen Gemeinden, zu bezahlen. Später, nach Neuord-

27 Wie Anm. 25.

28 Ebd. sowie Königl. Würtf. Staats- u. Regierungsblatt Nr. 36, 5. 7. 1820.

nung der gesetzlichen Bestimmungen (1824), wurde das fixe Gehalt für Oberamtsärzte aus der Staatskasse bezahlt und für die Oberämter erster Klasse (wie z.B. Hall) auf 400 fl reduziert²⁹, worauf sich dann Dürr später an die Amtsversammlung wegen dadurch entgangener Emolumente wandte, was dann zu entsprechenden Beschlüssen der Amtsversammlung führte.

5. Zur Organisation des Gesundheitswesens im Königreich Württemberg

Nach dem Ende der Reichsstadtzeit wurde im jungen Königreich die öffentliche Gesundheitspflege unter König Friedrich auf eine neue Grundlage gestellt³⁰. Das Gesundheitswesen auf dem Lande wurde 1814 neu geregelt. Es wurde der neuen Einteilung der 64 Oberämter und der Landvogteien von 1810 angepaßt. Jedes Oberamt erhielt unter der Benennung „Oberamtsarzt“ einen öffentlichen Gesundheitsbeamten mit dem Wohnsitz in der Oberamtsstadt. Er hatte alle Medizinalanstalten und das medizinische Personal zu beaufsichtigen und die Überprüfung der Apotheken und der Wundärzte samt ihres Instrumentariums vorzunehmen. Den Hebammen hatte er Unterricht zu erteilen und sie zu prüfen. Er konnte daneben wie Dürr noch praktizierender Arzt sein.

König Wilhelm ordnete Leitung und Aufsicht über das Gesundheitswesen 1818 schon wieder neu, indem die Sektion des Medizinalwesens zum Medizinal-Collegium umgestaltet und Zuständigkeiten geändert wurden. Die Aufgaben des Oberamtsarztes wurden 1824 in einem Gesetz umrissen³¹.

In den folgenden Jahrzehnten wurden über die Rechte und Pflichten der Oberamtsärzte immer wieder neue Gesetze und Verordnungen erlassen, die alle denkbaren Vorkommnisse zu regeln suchten. In späteren Jahrzehnten hatten die Oberamtsärzte dem Minister des Innern sogar ihre beabsichtigte Verhehlung anzuzeigen *und steht diesem die Genehmigung zu*³². Das betraf freilich Dürr nicht mehr, denn er hatte bereits 1826 geheiratet!

6. Medizinalberichte

Die an das Medizinalkollegium in Stuttgart über das königliche Oberamt Hall gerichteten ausführlichen Berichte vermitteln ein eindrucksvolles Bild der gesundheitlichen und sozialen Verhältnisse in Stadt und Oberamt Hall über vier

29 Königl. Württ. Staats- u. Regierungsblatt 1824, Gesetz v. 17. 7. 1824, S. 536.

30 W. Bertheau: Die Entwicklung des allgemeinen öffentlichen Gesundheitswesens bis zur Gegenwart, in: Vogteien, Ämter, Landkreise in Baden-Württemberg, Bd. II. Hrsg. Landkreistag Baden-Württemberg, Stuttgart 1975, S. 252–253.

31 Wie Anm. 29.

32 Das Medizinalwesen des Königr. Württemberg 1910 (MAB 1881, S. 1). Hrsg. Med. Rat Dr. J. Kraus, Stuttgart ³1910.

Jahrzehnte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts³³. Sie sind auch medizinhistorisch äußerst interessant, auch wenn manche Bewertungen und Therapien einem heutigen Arzt fremd anmuten und, mangels spezieller medizinhistorischer Kenntnisse, unverständlich erscheinen mögen. Die persönlichen Berichte wurden bisweilen vom Oberamt ergänzt durch eigene Kommentierungen, ehe sie auf dem Dienstweg weitergeleitet wurden.

Die Jahresberichte wurden jeweils im Herbst (September/Oktober) erstellt und bezogen sich auf das zurückliegende Jahr (nicht Kalenderjahr), reichten also vom Juli des aktuellen Jahres bis Juni des vorangegangenen. Sie sind in Trimester bzw. Quartale unterteilt.

Zunächst wird ein sehr detaillierter Überblick über die meteorologischen Verhältnisse mit Höchst- und Tiefsttemperaturen, Wetterlagen, Windrichtungen gegeben; dies geschah wohl, weil sehr viele Erkrankungen damals bei den schlechten hygienischen Verhältnissen und mangels kausaler Therapie wetterabhängig erschienen.

Es folgt dann eine Übersicht über die Häufigkeit der alljährlich vorkommenden Erkrankungen, zu denen auch die Infektionskrankheiten wie Masern, Scharlach, Röteln, Keuchhusten zählten, jedoch auch rheumatische, Magen-Darm-Erkrankungen und Lungenerkrankungen.

Zu Beginn der Berichte wird eine allgemeine Aussage über den Gesamtgesundheitszustand der Bevölkerung im Oberamt gegeben (Salubrität).

Aus den Berichten ist nicht zu ersehen, ob dieser allgemeinen Übersicht nur Dürrs eigene, allerdings offensichtlich sehr eingehende Kenntnis des Krankheitszustandes in der Bevölkerung zugrunde lag und inwiefern er regelmäßig auch Informationen seiner ärztlichen Kollegen verwertete, mit denen er in seiner Funktion als Physikatsarzt ohnehin in Kontakt stand.

In den Medizinal-Zustandsberichten werden die Wundärzte und Tierärzte aufgezählt, sodann über Apotheken und Materialhandlungen, über *Medicinal-Exzesse* (Untersuchungen und Bestrafungen wegen Medikurierens und Verkaufs von Arzneistoffen durch unberechtigte Personen), Beschaffenheit der Nahrungsmittel, Gifte, Heil- und Verpflegungsanstalten (Hospital und Armenhaus), Mineralquellen und Bäder, Krankheiten, die einer medizinalpolizeilichen Aufsicht unterlagen, z.B. Epidemien, Lues, Krätze, Cretinismus, Geisteskranke, berichtet.

Falls meldepflichtige Krankheiten auftraten, zumal bei Epidemien, wurden sofort separate Berichte erstellt, nicht nur, um die medizinische Therapie im Speziellen mitzuteilen, sondern auch um gesundheitspolizeiliche Maßnahmen wie Absperrung, Desinfektion nach Beendigung einer Erkrankung zu veranlassen bzw. durchzusetzen, was dann den Stadtschultheißenämtern oblag.

In den Berichten werden dann bemerkenswerte Einzelfälle mitgeteilt, die Dürr offensichtlich selbst behandelt hatte, wie man aus seinen dezidierten Rezeptu-

ren, die einem heute ausgebildeten Arzt nicht mehr ohne weiteres in allen Einzelheiten verständlich sind, entnehmen kann. Dabei zitiert er bisweilen auch Mitteilungen aus der wissenschaftlichen Literatur.

Regelmäßig wird auch über die Gesundheitssituation im Zuchtpolizeihaus und der Strafanstalt für jugendliche Gefangene berichtet, für die ein eigens verpflichteter Gefängnisarzt zuständig war, der auch die statistischen Angaben übermittelte. Bei den offiziellen Visitationen hat der Oberamtsarzt aber, vermutlich gemeinsam mit Beamten des Oberamtes, diese Einrichtungen besucht und beurteilt.

Stets werden die Statistiken über die Leichenschau mitgeteilt, die seit 1828 gesetzlich angeordnet war, um der Angst vor dem lebendig Begrabenwerden zu begegnen. Die Leichenschau wurde von Chirurgen und Nichtchirurgen vorgenommen. Ob es hierbei nur um die sichere Feststellung des Todes ging oder ob auch Erhebungen von Todesursachen angestellt wurden, ist aus den Medizinalberichten nicht zu ersehen, doch dürften dazu andere Quellen zur Verfügung stehen, zumal die Leichenschauer ihre Bücher den Pfarrämtern vorzulegen hatten. Dabei ist auch die Säuglings- und Kindersterblichkeit aufgeführt. Extra erwähnt sind Selbstmörder mit der Art ihres Todes. Sie wurden grundsätzlich obduziert, um Fremdeinwirkung auszuschließen. In den Sterbestatistiken ist auch die älteste Frau und der älteste Mann aufgeführt. Immer wird auch die Einwohnerzahl des Oberamtes mitgeteilt, die in den hier behandelten Jahren um 26000 lag.

In die Berichte eingeschlossen sind die veterinärärztlichen Berichte des Oberamtstierarztes.

In manchen Berichten wird ein Abschnitt angefügt, in dem der Oberamtsarzt Wünsche zu Verbesserungen (Desiderien) vorträgt, z.B. die Aussetzung eines jährlichen Betrags für einen Amtsdienner, um die Beförderung wichtiger Gegenstände zu sichern und zu beschleunigen, was bis dahin durch Mägde oder Kinder erfolgte.

Gelegentlich sind auch kritische Töne angeschlagen. So wird die amtliche Überregulierung der oberamtsärztlichen Aufgaben mit einem Schreiben vom 16. Januar 1843 angesprochen³⁴: Dürr war der Meinung, ... daß die Nothwendigkeit periodischer Visitationen der Handapotheken der Chirurgen und praktischen Ärzte, wiewohl ein schlauer Chirurg Mittel genug finden wird, sich auch vor jedem Überfall des Oberamtsarztes sicher zu stellen und verbotene Arzneistoffe bei Seite zu halten, gewiß allgemein anerkannt werden wird, und daß ich daher nur dafür seyn kann, daß solche periodischen Visitationen vorgenommen werden, daß ich dagegen recht sehr bezweifeln muß, ob eigene Reisen der Oberamtsärzte behufs der Visitationen der Amtsorte in Rücksicht auf Straßenreinlichkeit, Kirchen, Schulen etc. irgendeinen practischen Nutzen haben. Gegen den Schmutz und Koth in den Dörfern kämpfen die Oberämter Jahr aus, Jahr ein meistens ohne Erfolg; es wird nicht besser werden, wenn auch der Oberamtsarzt sich davon durch eigene Reise über-

34 StAL E 162 I, Bü. 367.

zeugt; ebenso ist es mit den Armenhäusern, Kirchen und Schulen; liegen hingegen Erinnerungen vor, so bringt sie entweder der Decan bei der Kirchenvisitation oder der Oberamtmann beim Rüggericht zu Tag oder beschwert sich der Pfarrer oder Schulmeister oder auch die Gemeinde. Die soeben bezeichneten Bezirksbeamten sind zu beurtheilen, ob die Armenhäuser in entsprechendem Zustand, ob eine Kirche oder Schule feucht, ob sie zu klein ist, ob Ventilatoren fehlen, ob Abtritte nicht anders angelegt werden sollten, ob nicht Vorhänge zum Schutz gegen Beschädigung der Augen der Kinder nöthig und was derlei Dinge mehr sind, wohl ebenso gut im Stande [wie Oberamtsärzte bei ihren Visitationen]; ... nützen nun die vereinten Bemühungen des Oberamtmanns und des Decans und endlich des k. Konsistoriums oder Kirchenraths nichts, um die Erweiterung oder den Neubau eines Schulhauses oder einer Kirche schneller zu bewirken, ... so wird der Oberamtsarzt es auch nicht vermögend seyn und es wird daher nichts nützen, wenn er auch vollends sagt, diese oder jene Kirche und Schulhaus ist feucht, zu klein oder schlecht gelegen. Ebenso ist es mit den Bemühungen für besseres Trinkwasser oder mit den Warnungen vor schlechten Landweinen ...

Es werden dann entsprechende Vorschläge über die Delegation gewisser Aufgaben an Unteramtsärzte und Anregungen über die Häufigkeit von Visitationen gemacht.

Im vorzüglich organisierten Beamtenstaat des Königreichs wurden aber nicht nur Sachfragen gesetzlich geregelt, auch der schriftliche Umgangsstil zwischen Behörden und Amtsträgern bedurfte offensichtlich einer amtlichen Regelung, wie ein Ministerialerlaß vom 13. Dezember 1850 erkennen läßt, nach dem der Vorschlag der Oberamtsärzte geprüft werden sollte³⁵, ... *den Bezirksbeamten des Landes aufzugeben, ihre Requisitionen an die Oberamtsärzte künftig in ersuchendem statt in befehlendem Style zu richten.*

Bei der Bedeutung der Infektionen als Volkskrankheiten im 19. Jahrhundert, zumal vor der Entdeckung ihrer Ursachen durch die Mikrobiologie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, nehmen die Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung, Eindämmung und Prophylaxe in den Berichten einen breiten Raum ein.

Vor allem Pocken, Typhus, Ruhr, Cholera, aber auch die infektiösen Kinderkrankheiten wie Scharlach, Diphtherie, Masern sind als meldepflichtige Krankheiten in den Berichten aufgeführt, auch statistisch aufgelistet.

7. Das Pockenproblem im 19. Jahrhundert

Die Pocken (Menschenpocken, Blattern, lat. Variola) sind bekanntlich eine lebensgefährliche Erkrankung, die auch heute noch eine Sterblichkeitsrate von 20–50% aufweist. Wie man heute weiß, wird sie durch ein Virus ausgelöst³⁶. Es

35 StAL E 162 I, Bü. 370.

36 *Psyhyrembel*: Klinisches Wörterbuch, Berlin 2551986.

gibt bislang kein spezifisches Gegengift. Die Krankheit kann auch in einer abgeschwächten Form verlaufen und wird dann lateinisch als Variolois oder Varioloid bezeichnet. Schon im alten China und in Indien scheint die Einimpfung der Variola (sogenannte Variolation) früh üblich gewesen zu sein, also die Übertragung von Material von an Pocken Erkrankten, die die Krankheit überstanden hatten, an bisher nicht Erkrankte. Bei derart Geimpften verlief die Krankheit selten tödlich. Man rechnete einen Todesfall auf 300 bis 500 Erkrankte. Der Nachteil der Variolation war aber, daß die Krankheit von den derart Geimpften in unerwünschter Weise weiterhin auf Ungeimpfte übertragen werden konnte. Auf diese Weise wurde eine Pockenepidemie permanent gemacht.

Im Gegensatz zu den Menschenpocken (Variola) sind die Kuhpocken (lat. Vaccine, von lat. vacca Kuh) eine beim Rindvieh, meist am Euter, vorkommende Erkrankung. Die Krankheit wird durch ein zwar ähnliches, aber anderes Virus verursacht. Die Erkrankung kann auch auf den Menschen übertragen werden (sogenannte Melkerknoten), verläuft dann aber harmlos.

Es war das Verdienst des englischen Landarztes Edward Jenner, durch sorgfältige Versuche 1796, deren Ergebnisse 1798 und 1800 veröffentlicht wurden, erkannt zu haben, daß die Melkerkrankheit (Vaccine) ebenso sicher wie die Menschenpocken (Variola) Immunität gegen die Menschenpocken verleiht.

Die Vaccination (im Gegensatz zur Variolation) ist also die Übertragung von Lymphe der Kuhpocken auf den Menschen. Sie wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, teilweise auch noch in der zweiten Hälfte, von Arm zu Arm durchgeführt. Hierbei wurde die von den Geimpften reproduzierte Vaccine auf Ungeimpfte übertragen.

Die Methode der Überimpfung von Arm zu Arm wurde wegen der Möglichkeit einer Übertragung von Krankheiten, z.B. Lues, später verlassen und durch die Verwendung tierisch gewonnener Lymphe ersetzt³⁷. Heute dient ein auf Kälbern speziell gezüchtetes Vacciniavirus als Lebendimpfstoff.

Die Veröffentlichungen Jenners wurden in der ganzen Welt rasch bekannt. Auf dem Kontinent unternahmen und förderten in erster Linie deutsche Ärzte die Vaccination, so z.B. Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1836, seit 1801 in Berlin), den Dürr in Berlin während seines wissenschaftlichen Aufenthaltes 1816 besucht, und unter dem er dort auch gearbeitet hatte.

Es darf unterstellt werden, daß Dürr zumindest seit dieser Zeit ein überzeugter Verfechter der segensreichen Wirkung der Pockenschutzimpfung war. Dies erhellt auch aus seinen Beobachtungen und Mitteilungen in den oben zitierten Jahresberichten. Insbesondere setzte er sich für die Zweitimpfung ein.

Schon im zweiten Dezennium des 19. Jahrhunderts hatte man nämlich beobachtet, daß vor 15 bis 20 Jahren geimpfte Individuen bei erneutem Ausbruch von Pockenepidemien angesteckt wurden und der Krankheit erlagen. So wurde der Glaube erschüttert, daß die Schutzkraft einer einmaligen Jugendimpfung Immu-

37 C. Liebermeister: Infektionskrankheiten, Leipzig 1885, S. 165–184.



Abb. 11 Zeitgenössische Darstellung einer Arm-zu-Arm-Impfung gegen Pocken, 1820 (aus: Sournia [u.a.]: *Illustrierte Geschichte der Medizin*. Deutsche Ausgabe Bd. VI, Salzburg 1980, Abb. 2473)

nität für das ganze Leben bewirke. Daher kam es zur Einführung der Revaccination, zuerst in Deutschland.

Württemberg war in Deutschland einer der Vorreiter der Pockenschutzimpfung. Bereits im Jahre 1818 wurde das *Gesetz über die allgemeine Einführung der Schutzpocken* erlassen³⁸. *Der Staat verlangt nämlich als Zwangspflicht von allen Untertanen, daß sie sich der Impfung der Schutzpocken unterwerfen; nicht nur ist jedes Kind vor dem dritten Jahre zu impfen bei Vermeidung manchfaltiger Nachteile für Aeltern und Kind, sondern es ist auch schon bei Fällen besonders dringender Gefahr eine allgemeine Nachimpfung angeordnet worden* [die Zweitimpfung wurde gesetzlich 1829 verordnet³⁹]. *Die Impfung wird theils von den eigentlichen Ärzten, theils von eigendst dazu geprüften Impfärzten besorgt; in jeder Gemeinde sind genaue Impfbücher zu führen, und alljährlich hat der Oberamtsarzt*

38 R. Mohl: *Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg*. 2. Theil, Tübingen 1831, S. 386 u. 392.

39 O. v. Boltensern: *Geschichte der Medizin*, Leipzig [o. J.], S. 371–372.

einen übersichtlichen Bericht über den Stand dieses Geschäftes in seinem Bezirke der Kreisregierung einzusenden.

Es wurden bei Nichtbefolgen auch Strafen angedroht: *Die Nachtheile bestehen in einer jährlich, und zwar in steigendem Maase, wiederkehrenden Geldstrafe für die Aeltern vom 3^{ten} bis zum 14^{ten} Jahre des Kindes, Verweigerung der Aufnahme in eine öffentliche Erziehungsanstalt, ebenso des Besuches der Universität, der Gymnasien und Lyceen, der Aufnahme in eine Zunft oder der Zulassung zu einer Staatsprüfung, der Ertheilung eines Wanderbuches, endlich selbst der Heuraths-Erlaubnis*⁴⁰.

Die gesetzliche Pflicht zur Pockenschutzimpfung wurde aber im Lande keineswegs uneingeschränkt beachtet. Fehlinformationen, auch Aberglaube standen vielfach im Wege. Die Aufklärung der Bevölkerung über die Notwendigkeit, Vorteile der Schutzimpfung und die Nachteile ihrer Unterlassung spiegeln sich auch in der Haller Presse wider, wie eine Anzeige im Hallischen Wochenblatt Nr. 4 vom 24. Januar 1821 ausweist, wo Dürr über gelegentliches oder vermeintliches Versagen der Impfung aufzuklären versucht⁴¹.

Allerdings war die Impfhäufigkeit im Jagstkreis im Vergleich zu den übrigen Regionen Württembergs offensichtlich relativ günstig, wie man einer Mitteilung aus dem Jahr 1848/49 entnehmen kann, wo es heißt: *Seit der gesetzlichen Einführung der Kuhpockenimpfung in Württemberg ist eine solche Häufigkeit der Menschenpocken im Lande nicht mehr erhört worden, wie in dem verflossenen Jahre [1848]. Am wenigsten verbreitet war die Krankheit im Jagstkreis, wo an vielen Orten die Kinder um das 14. Jahr zum zweiten Mal mit Kuhpockenstoff geimpft zu werden pflegen*⁴².

Die Dramatik des Geschehens beim Ausbruch von Pockenerkrankungen als Epidemie oder in sporadischer Form wird vor allem in den Medizinalberichten, jedoch auch in den amtlichen Bekanntmachungen in der Haller Presse deutlich. Diese Berichte des Oberamtsarztes sind, angesichts der gesetzlichen Meldepflicht wie auch der akuten Gefahr für die Bevölkerung, als Akutberichte abgefaßt, unabhängig von den Jahresberichten. Es finden sich auch Zwischenberichte zum Verlauf und nach dem Ende der Erkrankungen ein zusammenfassender Abschlußbericht.

Die Akutberichte schildern den aktuellen Untersuchungsbefund, die sofort getroffenen therapeutischen Maßnahmen, die Quarantäneanordnungen und bitten dann das königliche Oberamt, über die Schultheißenämter die Sicherung der Absperrmaßnahmen polizeilich durchzusetzen und die sofort eingeleiteten Revaccinationen für die bisher nicht betroffenen Personen der unmittelbaren Umgebung zu unterstützen.

40 Ebd.

41 H.W. Nr. 4, 24. 1. 1821, Nr. 33, 21. 6. 1837, Schwäbischer Hausfreund (Schwäb. Hausfr.) Nr. 25, 28. 2. 1844.

42 WJB 1848, 1. Heft, S. 34.

Als Beispiel seien Auszüge aus den Berichten über Pockenerkrankungen zitiert, die im Spätjahr 1848 bis März 1849 in Bubenorbis und in Eltershofen ausbrachen.

In Bubenorbis erkrankten fünf Personen, nämlich drei Männer, eine Frau und ein Säugling, der Älteste 34 Jahre, das Kind fünf Wochen alt. Alle vier erwachsenen Personen waren mit Erfolg einmal geimpft, aber niemals revacciniert worden. Drei Personen hatten die echten Pocken in ihrer schweren Verlaufsform, wovon zwei starben.

Der Oberamtsarzt sah höchst mangelhafte Pflege und Unreinlichkeit in hohem Grade als wesentlichen Grund für den tödlichen Ausgang. Der Infektionsweg konnte im Nachhinein über Mainhardt ins Oberamt Weinsberg verfolgt werden, wo von Frühling bis Herbst 1848 Pockenerkrankungen geherrscht hatten.

Die Epidemie in Bubenorbis konnte schließlich durch Revaccinationen und Absperrung eingegrenzt und zum Abklingen gebracht werden.

Über den an echten Pocken (Variola) erkrankten, schließlich verstorbenen Wagner Nägele lautet der aktuelle Befundbericht⁴³: *In den letzten Tagen trat bei demselben noch heftigeres Fieber ein als das, das die 1.^{te} Pocken-Eruption begleitete, 24 Stunden lang ging fortwährendes Frösteln voraus und mit diesem 2.^{ten} Fiebersturm wurden alle leeren Räume auf der ganzen Hautoberfläche vollends mit Pocken ausgefüllt: Die zuerst erschienenen Pocken haben an Größe und Umfang zugenommen. Sämtliche Pocken, die theils von der Größe einer durchschnittenen Erbse, theils eines Kreuzers und in ihrer Mitte die charakt. Telle zeigen, haben einen dunkelrothen Hof um sich, riechen ganz specifisch (wie Schimmel) und treten im Gesicht und Hals bereits in das Stadium suppurationis. Die Pocken dieses Kranken sprechen unzweideutig für das Vorhandenseyn der aechten wahren Blatter von entzündlichem Charakter mit sehr heftiger Gesichts Geschwulst und ungewöhnlicher Entstellung des Gesichts wie des Kopfs, mit Blattern auf der Bindehaut der Augen, mit Blattern in beyden Nasenhöhlen, die beyde Nasenöffnungen verschließen, schmerzlichen Schlingbeschwerden, großer Trockenheit im Schlunde, Geschwulst und Zusammenklebung der Augenlieder, Geschwulst und erschwelter Bewegung der Glieder. ...* Dürr kommentiert diesen Befund:

Könnte man einen solchen Pockenkranken von den Gesunden besichtigen lassen, ich stünde dafür, der Anblick des Bildes dieser peinlichen, lebensgefährl. eckelhaften und scheußlichen Krankheit würde augenblicklich den Menschen die von der Wiederimpfung nichts wissen wollen und sie als unnöthig belächeln, ihren Irrwahn benehmen und den Entschluß, den ImpfArzt um eine Wiederimpfung anzufragen, in ihnen lebhaft hervorrufen ...

In seinem später erstatteten Abschlußbericht schildert Dürr den Pockenausbruch in Eltershofen Mitte Oktober 1848 als glücklicherweise nur kleine Epidemie. Nacheinander erkrankten drei Personen. Es handelte sich um die Verlaufs-

43 Bericht über die Pockenerkrankung des Wagners Nägele zu Bubenorbis v. Jan./Febr. 1849, StAL E 162 I, Bü. 1844.

form des Varioloids. Die drei Personen überstanden die Krankheit. Sie waren alle nur einmal geimpft, nie revacciniert worden.

Interessant war hier zu beobachten, wie wirksam die sofortige Impfung der (noch) Nichtbetroffenen unmittelbar nach Ausbruch der Infektion sich erwies: Der erste Kranke im Ort war der 34 Jahre alte Maurer Bühler, bei dem am 14. Oktober 1848 die Pockenerkrankung diagnostiziert wurde. Im Rahmen der sofort begonnenen prophylaktischen Impfungen wurde auch der 17 Wochen alte Säugling der Ehefrau des Drehers Stricker vorsorglich geimpft. Am 31. Oktober brachen auch bei der das Kind stillenden Mutter die Pocken aus. Außer einem minimalen Ausschlag an Brust und Oberschenkeln geschah bei dem Säugling aber nichts. Damit war die Wirksamkeit der vorbeugenden Impfung aufs Neue klar erwiesen. Da man einen vorangegangenen Kontakt der betroffenen Eltershofener nach außerhalb nicht feststellen konnte, nahm der Oberamtsarzt eine spontane Entstehung an, eine Auffassung, der man aber später nicht mehr folgte⁴⁴.

Sporadische Fälle von Pocken traten im Oberamt Hall z.B. auch 1837, 1844, 1850, 1851 und 1854 auf. Aufrufe und Aufforderungen zur Pockenschutzimpfung wurden jährlich in der Haller Zeitung veröffentlicht. Wiederholt erschienen auch aufklärende Bekanntmachungen, so z.B. 1821, 1825, 1832, 1833, 1847, zusätzlich auch im Zusammenhang mit den zitierten Pockenausbrüchen. Bisweilen mangelte es auch nicht an Androhungen von Strafen bei Nichtbefolgung der Aufforderung zur Impfung wie z.B. 1837 in einer „Polizeiverordnung zur nochmaligen Einimpfung der bereits geimpften Personen von 14 bis 36 Jahren“⁴⁵: *Sollte die Aufforderung bei oben gedachten Personen erfolglos seyn, was man aber nicht hofft, weil in dem Fall, daß die Menschen-Pocken bei einem, nicht zum zweiten Mal Geimpften ausbrechen sollten, die Absperrung seiner Familie und des ganzen Hauses von allem Umgang mit anderen und dadurch Mangel an Arbeits-Verdienst eintreten, und der Ungehorsame dann nicht nur diesen Schaden, sondern nach Befinden der Umstände auch noch die Kosten zu tragen hätte, welche die Sperre selbst verursacht; so haben die Widerspenstigen es sich selbst zuzuschreiben, wenn ernstere Maasregeln gegen sie ergriffen werden müßten. Die Folgen solcher Vernachlässigung der Revaccinationen haben sich in neuester Zeit an erwachsenen Personen zu Ilzhofen, Altdorf und Aspach gezeigt, welche in frühester Jugend gut geimpft waren, was die bei ihnen vorgefundenen Impf-Narben klar bewiesen, deren ungeachtet sie dennoch von den Menschen-Pocken angesteckt wurden. Eltern, Vormünder und Dienstherrschaften werden daher dringend aufgefordert, ohne allen Zeitverlust bei ihren Untergebenen für die nochmalige Impfung zu sorgen und andere selbständige Personen, welche selbst Familienväter und Mütter sind, werden dieses Schützungs-Mittel für sich und die Ihrigen nicht ver-*

44 Wie Anm. 42.

45 H.W. Nr. 33, 21. 6. 1837.

säumen, um sich die, sie möglicherweise treffen könnenden, nachtheilige Folgen und mit Kosten verbundenen Unannehmlichkeiten zu ersparen.

Zuweilen wurden auch die Pfarrämter besonders dringend ersucht, die Wiederholungsimpfung bei ihren Pfarrgenossen zu propagieren und namentlich darauf hinzuwirken, daß die Konfirmanden durchgängig der Revaccination unterworfen würden.

Auch die Gemeindevorsteher wurden aufgefordert, ihren Einfluß zur Aufmunterung ihrer Gemeindeangehörigen bis zum 40. Lebensjahr, sich der Nachimpfung zu unterziehen, zu nutzen. Zur Nachahmung empfohlen wurde die an vielen Orten bestehende Einrichtung, die Kosten aller Nachimpfungen, soweit sie bei öffentlichen Impfungen stattfanden, auf die öffentlichen Kassen zu übernehmen⁴⁶.

Die amtlich angeordnete Isolierung der Erkrankten erwies sich oft als schwierig, weil sie oft Privatpersonen überlassen werden mußte, die sich als unzuverlässig erwiesen. So stellt der Oberamtsarzt einmal fest, *die gesetzliche Sperre ist befohlen und bereits vollzogen, nur scheint sie nicht verlässlich zu seyn: Landjäger als Wache wären sicherer.*

Die Einsicht in die Notwendigkeit der Pockenschutzimpfung war auch zur Mitte des 19. Jahrhunderts in der Stadt Hall offensichtlich im Schwinden begriffen. Im Medizinalvisitationsbericht von 1863 – nach dem Tode Dürrs – findet sich die Bemerkung: *Die Stadtbehörden haben auch den Wunsch um Aufhebung des Impfwangs vorgebracht. Und weiter: Impfung geordnet/in der Stadt macht sich Renitenz bemerklich, die Revaccination nicht vollständig durchgeführt ... Behörden wurde eine Bitte um Beseitigung des Impfwangs vorgebracht*⁴⁷.

8. Zum Solbad

Das im Jahre 1827 gegründete Haller Solbad verdankt hauptsächlich der Anregung von Dr. Dürr seine Entstehung; er trug dann auch durch zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften dazu bei, das Solbad in weiteren Kreisen bekannt zu machen. E. Schraut⁴⁸ hat die Geschichte des Solbads neuerdings ausführlich dargestellt, so daß lediglich als zusätzliche Quelle die gutachtliche Stellungnahme und Begründung Dürrs im Vorfeld der Planung im Anhang zitiert werden soll⁴⁹.

46 Schwäb. Hausfr. Nr. 23, 29. 1. 1847.

47 StAL E 162 I, Bü. 1735.

48 E. Schraut: Zur Badekur nach Hall, in: Hall im 19. Jahrhundert, Sigmaringen 1991, S. 99–110.

49 Gutachtl. Stellungnahme Dürrs zur Errichtung einer Soolbadeanstalt v. 12. 12. 1825 (StAL E 175 I, Bü. 4955), Transkription siehe S. 138, Anhang 2.

9. Einige besondere, in den Medizinalberichten geschilderte Vorkommnisse

Im Januar 1850 wurde unter der Schuljugend im Dorf Hessental verbreitet Krätze (lat. Scabies: leicht übertragbare, durch Krätzmilben hervorgerufene Hautkrankheit) festgestellt⁵⁰. In der katholischen Schule fanden sich unter 79 Schülern 54 mit Krätze behaftet, in der protestantischen unter 36 Schülern zwei. Es wurde Schulverbot für alle Betroffenen bis zur Heilung verordnet. Die katholische Schule mußte deshalb auf längere Zeit geschlossen werden. Bei der Visitation der Eltern ergab sich, daß auch diese von Krätze befallen waren.

Im Jahresbericht 1852 findet sich die Feststellung: *Das Trinkwasser ist nicht nur in der Stadt schlecht, sondern auch in zwei Drittheilen des Oberamtsbezirkes*⁵¹.

Eine sehr dramatische Episode spielte sich 1852 in Großaltdorf ab⁵². Am 6. Mai nachts 1 Uhr zeigte man dem königlichen Oberamtsgericht an, daß in dem Hause des Bauern Hanselmann zu Altdorf innerhalb der vorangegangenen sechs Tage zwei Knaben von elf und 13 Jahren schnell erkrankt und innerhalb von zwei bis drei Tagen verstorben seien. In derselben Familie sei nunmehr am 6. Mai ein Mädchen von siebeneinhalb Jahren an denselben Symptomen erkrankt, so daß sich der Verdacht auf eine Vergiftung ergab. Das Oberamt forderte daher Dr. Dürr zur schleunigen Reise nach Altdorf, das damals viereinhalb Stunden von der Oberamtsstadt entfernt lag, auf, um über die Todesursache der Kinder und die Art der Erkrankung Aufklärung zu erhalten und für den Fall, daß die Umstände die Vornahme einer gerichtlichen Inspektion und Sektion notwendig machten, dieselbe an dem noch im Hause liegenden 13 Jahre alten toten Knaben vorzunehmen.

Dr. Dürr kam um 3 Uhr morgens in Altdorf an. Es erfolgte die genaue Befragung der Eltern und des Arztes Dr. Hezel über den Hergang der Erkrankung der drei Kinder. Die Symptomatik des neu erkrankten Mädchens verschlimmerte sich während der sechsständigen Anwesenheit des Arztes. Das konnte für eine mögliche Vergiftung sprechen, wenn auch nicht ausschließlich. Es wurde daher eine Sektion der beiden toten Knaben vorgenommen. Die sehr eingehenden Sektionsberichte sind überliefert. Der Magen-Darm-Inhalt wurde später zur toxikologischen Analyse dem Apotheker Roser in Hall übergeben. Sodann fand eine kriminologisch genaue aber ergebnislose Durchsuchung des Hauses auf verdächtige Substanzen statt. Man konnte nach dem Ergebnis der Sektion weder eine Vergiftung noch eine ungewöhnliche Form des typhösen Fiebers ausschließen.

Eine Wende in den zunächst zweifelhaften Erkenntnissen kam, als zwei Tage später die 14 Jahre alte Tochter der Familie als vierte Patientin an denselben Symptomen erkrankte und schließlich die schon am 7. Mai harmlos begonnene

50 StAL E 162 I, Bü. 2241.

51 Ebd., Bü. 2245.

52 Wie Anm. 50.

Erkrankung eines dreieinhalbjährigen Knaben der Familie als fünftem Patienten sich verschlimmerte. Auch die Mutter der Kinder erkrankte schließlich an ähnlichen Symptomen dieser zunächst unbekanntem Krankheit.

Der veränderte Gang der Erkrankung des noch lebenden Mädchens sowie das negative Ergebnis der chemischen Untersuchung des Magen-Darm-Inhaltes der Verstorbenen sprachen letztendlich für eine ungewöhnliche Form eines Typhus. Bekanntlich war damals zwar die hohe Ansteckungsgefahr und die Symptomatik des Typhus in allen seinen Verlaufsformen und Komplikationen gut bekannt, nicht aber die bakterielle Ursache (*Salmonella typhi*), so daß der Nachweis der Erkrankung nur indirekt auf epidemiologischem Wege möglich war.

Wiederholt, so auch 1856, kam es im Frühling und Sommer zum gehäuften Auftreten von Scharlach⁵³. In einer Familie erkrankten sieben Kinder nacheinander, bis die Krankheit schließlich nach vier Monaten ihr Ende erreicht hatte. Es kam auch zu einzelnen Todesfällen. Die Krankheit trat zuerst in der Stadt Hall auf. Nachdem sie hier abgeflaut war, ging sie auf das Oberamt über.

Im Mai 1857 wurde Dürr in eine Gemeinde des Oberamtes Gaildorf gerufen, wo fünf Personen einer Familie, nämlich eine 65jährige Frau, ihre zwei Söhne von 25 und 23 Jahren, eine Magd von 23 Jahren und ein Knecht von 27 Jahren, innerhalb von zehn Tagen an einem typhusähnlichen Bild schwer erkrankt waren⁵⁴. Alle hatten in der Zeit von zwei Tagen von Fleisch gegessen, das ungebührlich lange in einer Salzlake gelegen und dadurch faulig geworden war. Da aber im Ort selbst und seiner Umgebung keine Typhusfälle aufgetreten waren, und als die weitere potentielle Ursache einer Vergiftung durch verdorbene Würste, damals wohl nicht selten, ausgeschlossen werden konnte, blieb als Ursache schließlich nur die Fleischvergiftung. Alle fünf Personen überlebten.

Im Etatjahr 1853/54 befanden sich im Zuchtpolizeihaus 1239 Gefangene, davon erkrankten 327 Männer und 166 Frauen. Immerhin starben in diesem Jahr 32 Männer und zwei Frauen, davon zwölf an Lungenentzündung (Pneumonie), fünf am Typhus, vier an Tuberkulose. In der Strafanstalt für jugendliche Gefangene, in der sich 253 Knaben und 56 Mädchen befanden, starben vier Knaben, teils an Typhus, teils an Pneumonie⁵⁵.

Im Weiler Ziegelbronn, der damals 127 Einwohner zählte, brach Mitte Oktober 1854 die Ruhr aus⁵⁶. 21 Personen im Alter von 1¼ bis 73 Jahren erkrankten. Eine junge Frau von 21 Jahren, die keine ärztliche Hilfe genossen hatte, und ein Knabe von 13 Jahren starben. Dennoch bezeichnete der Oberamtsarzt den Verlauf der Epidemie als gutartig. Der Schlußbericht kommt zu der Aussage: *Da in den meisten der erkrankten Familien große Armut, Mangel an dem Nöthigsten, Unbehilflichkeit in der Anwendungsweise äußerer Heilmittel wahrzunehmen war, so*

53 StAL E 162 I, Bü. 2261.

54 Ebd., Bü. 2265.

55 Ebd., Bü. 2253.

56 Ebd., Bü. 1844.

bemühte sich der Unterzeichnete, von Blutegehn – Einreibungen – Blasenzügen – Cataplasmen und Clystieren c.c. möglichst Umgang [Abstand] zu nehmen und dafür mehr auf den pünktlichen Gebrauch der erforderlichen innerlichen Medikamente sein Augenmerk zu richten ... und weiter: In Betracht der Armut der Gemeinde wurde die Staatsfürsorge genehmigt.

Im Jahresbericht 1854/55 ist die Vergiftung von vier Personen mit tödlichem Ausgang vermeldet⁵⁷. Betroffen waren ein 66jähriger Mann, eine 47jährige und eine 42jährige Frau sowie ein 9jähriger Knabe. Das Ergebnis der drei Sektionen (die vierte wurde nicht genehmigt) ergab teilweise widersprüchliche Befunde, so daß die Todesursache durch Vergiftung zwar nicht eindeutig nachweisbar, aber doch sehr wahrscheinlich war.

10. Wissenschaftliche Aktivitäten

Schon immer hatte Dürr sich um Wissenschaft und Fortbildung gekümmert, zunächst bei seinen Reisen nach dem Universitätsstudium. Es stand ihm die von seinem Vater für ihn erkaufte Graeter'sche medizinische Bibliothek zur Verfügung, die er aktualisierte. Seine wissenschaftliche Bildung wurde ihm anlässlich seiner Ernennung zum Oberamtsarzt als Vorzug angerechnet. Aber auch später (1856) findet sich in einem Medizinalvisitationsbericht bei der Aufzählung der im Oberamt tätigen Ärzte die Bewertung: *Er ist bei weitem der beschäftigste Arzt und trotz seines zunehmenden Alters [von 63 Jahren] eifrig bestrebt, den Fortschritten der Heilkunde zu folgen; seine Registratur wurde in musterhafter Ordnung gefunden; seine Bibliothek ist überaus reichhaltig und die besten neueren Arbeiten enthaltend*⁵⁸.

Als Mitglied des württembergischen ärztlichen Vereins organisierte er die 7. Jahrestagung 1835 in Hall, über die im Haller Wochenblatt ausführlich berichtet wurde. Anwesend waren 127 Personen, davon 66 Mitglieder, überwiegend Oberamtsärzte aus dem nördlichen Württemberg⁵⁹. Als Vorsitzender des wundärztlichen Vereins der Oberämter Öhringen, Künzelsau und Gaildorf leitete er die wissenschaftlichen Verhandlungen in Hall am 18. September 1844⁶⁰.

Am wichtigsten als wissenschaftliche Anregung dürfte der persönliche Austausch durch seine korrespondierende Mitgliedschaft in mehreren medizinischen Gesellschaften im deutschen Ausland gewesen sein, so in Baden (Offenburg 1837), Leipzig (1839), Berlin (1840), Erlangen (1842, 1846).

Wissenschaftliche Veröffentlichungen, insbesondere über das Solbad, erschienen im medizinischen Correspondenzblatt (Literatur bei *Schraut*, wie Anm. 48).

57 Ebd., Bü. 2257.

58 Ebd., Bü. 1735.

59 H. W. Nr. 37, 10. 7. 1835, Nr. 38, 15. 7. 1835, Nr. 41, 29. 7. 1835.

60 Schwäb. Hausfr. Nr. 105, 4. 9. 1944.

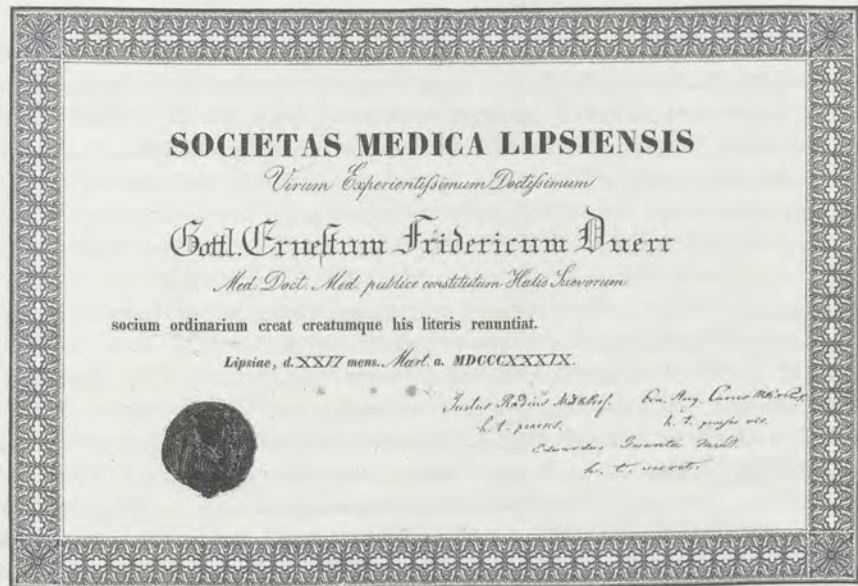
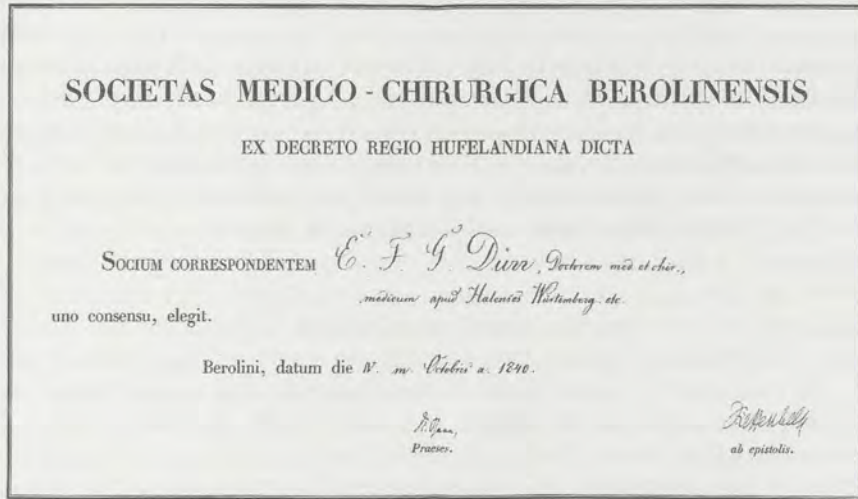


Abb. 12, 13 Dürr als korrespondierendes Mitglied wissenschaftlicher Gesellschaften

Eine persönliche Freundschaft, die über die Kollegialität hinausging, verband ihn mit Justinus Kerner, dem Oberamtsarzt von Weinsberg und bedeutenden württembergischen Dichter. Die insgesamt acht vorhandenen Briefe streifen in medizinischer Hinsicht den damals modernen Magnetismus Messmers, auch in Zusammenhang mit der Erkrankung des Mädchens von Orlach, sowie gemeinsame Solbadpatienten. Kerner und Dürr pflegten das vertrauliche Du.

Wissenschaftliche Reisen führten ihn, zumindest nach 1848, nach Salzburg, Würzburg, Zürich, Wien, Ischl, Linz, Gotha, Berlin, München.

11. Familie, Persönliches

Die im Beruflichen geschilderten Lebensumstände der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts spiegeln sich auch im Leben der Familie Dürr wider. 1821 verheiratete sich Dürr mit der Tochter des Stadtschreibers Schmidt aus Winnenden, die ihm in einer glücklichen, aber nur kurzen Ehe zwei Söhne gebar. Der Ältere, Eduard, starb 1827 als 3jähriges Kind bei einer Scharlachepidemie; der zweite Sohn, Louis, schlug ganz aus der Art, führte ein unstetes Leben, ging schließlich nach Amerika und starb dort als Soldat im amerikanischen Bürgerkrieg auf dem Schlachtfeld bei Memphis an Typhus einen elenden Tod.

1825 starb Dürres Ehefrau mit 30 Jahren an „Auszehrung“. Er heiratete 1826 ein zweites Mal, die Schwester seines Jugendfreundes Schmid aus Öhringen, die ebenfalls ihren ersten Gatten in frühen Jahren verloren hatte. Auch diese zweite Ehe war sehr glücklich, was der erhaltene Briefwechsel deutlich macht. Aus ihr gingen ebenfalls zwei Söhne hervor, Robert (1827–1908), der gleichfalls Arzt wurde und später zu den Mitbegründern des evangelischen Diakonissenhauses in Hall gehörte. Ein zweiter Sohn, Paul (geboren 1837), wurde ebenso Arzt, war noch kurze Zeit in Hall niedergelassen, ehe er mit 27 Jahren starb.

Gottlob Ernst Friedrich Dürr war ein geachteter Bürger seiner Heimatstadt. Er war zeitweise Ältester im Kirchengemeinderat von St. Michael.

Seine Verdienste wurden 1854 mit der Ernennung zum Ritter des Ordens der württembergischen Krone gewürdigt. Es war dies die dritte Stufe des Ordens, den König Wilhelm 1818 gestiftet hatte. In dem Stiftungsprotokoll war festgelegt, daß bürgerliche Mitglieder des Ordens mit diesem den Personaladel erhielten. Auch war damit der Zutritt bei Hofe, sonst aber kein eigener Rang verbunden. Ab dieser Zeit führte Dürr den Titel „von“ in den amtlichen Schriftstücken. Auch er hatte mehrfach unter Krankheiten zu leiden, wie man z.B. aus einer Privatanzeige in der Haller Presse erfährt⁶¹: *Meine Krankheit ist in Folge zu langer Nichtbeachtung durch gewissenhafte Berufs-Erfüllung hartnäckiger und dauernder geworden, und ich fühle mich jetzt noch so geschwächt, daß ich, um meinen Beruf in seinem ganzen Umfang wieder vorstehen zu können, noch einige Wochen*

61 Schwäb. Hausfr. Nr. 33, 15. 6. 1842.

zu meiner Erholung nötig habe. Durch den Besuch eines Curorts würde dieser Zweck ohne Fehl erreicht: Da ich aber den gleichen Nutzen auch hier zu erlangen mir verspreche, wenn ich den größeren Theil des Tages in freier Luft mich aufhalte; so stelle ich die freundliche Bitte, in besondern und dringenden Fällen, wo man durchaus meinen Rath wünscht und ein Rath von Hause aus genügt; mich dies falls Morgens von 6 bis 8 Uhr – an Regen-Tagen auch Vormittags zwischen 10 und 12 Uhr – besuchen zu wollen, damit ich nicht den ganzen Tag in Anspruch genommen bin und meine Absicht hierdurch wieder vereitelt wird. Dr. Dürr.

Gottlob Ernst Friedrich Dürr verstarb plötzlich ohne krankhafte Vorzeichen am 26. September 1861 mit 69 Jahren an „Lungenschlag“. Er hatte noch am 10. September den alljährlichen Medizinalbericht ausgefertigt⁶². Am 29. September 1861 wurde er auf dem Nicolaifriedhof in Hall bestattet. Das Grabmal ist heute noch erhalten.

Anhang 1

Die Übersetzung der gedruckten Einladung lautet:

Dem geneigten und um die Tugend der Wissenschaft wahrhaft bemühten Leser
Gruß und Hochachtung

Fried. Dav. Graeter, Rektor des kgl. Gymnasium Illustre

In Kürze wird der hochgeehrte junge Mann, G.F. DÜRR, älterer Sohn des hochverehrten F.P. DÜRR, des kgl. Salzverwalters, unseren Musensitz verlassen, um höheren Studien zuzustreben. Ihnen allen, Vorstehern und Lehrern des Gymnasiums, ist wohl bekannt, daß dieser unser geschätzter Mitbürger ebenso sehr durch seinen Charakter, der ihn bei uns allen beliebt und willkommen machte, wie durch seine Begabung und seinen unermüdlichen Fleiß sich empfahl, da gerade jene Tüchtigkeit in ihm wohnt, die nach Ciceros Zeugnis den Geist Tag und Nacht mit dem Streben nach Ruhm antreibt und ermahnt, daß mit unserem Leben nicht auch die Erinnerung an unsere Namen aus dem Gedächtnis entschwinden, sondern der ganzen Nachwelt vermittelt werden sollte. Als Beleg seiner Bildung und seines Fleißes hat er schon vor sechs Monaten das „Homerlexicon“ auf den ersten Gesang der Ilias, Schwäbisch Hall 1811, drucken lassen. Die Güte des erhabensten und mächtigsten Königs, des unsterblichen Friedrich, Königs von Württemberg, machtvollsten Herzogs in Schwaben und Teck etc. geruhte, schon die ersten jugendlichen Früchte der Gelehrsamkeit seinem hochehrhabenen Namen widmen und öffentlich zueignen zu lassen. Jüngst gab er [Dürr] eine andere Probe auf philosophischem Gebiet, indem er in der Herbstprüfung nicht nur mittels der Religionsphilosophie die Haltlosigkeit des ontologischen Beweises über die Existenz Gottes hervorragend aufzeigte, sondern auch in der gesamten Logik, die ich im Auftrag des Scholarchats den Hörern der zweiten Klasse lehrte,

62 StAL E 162 I, Bü. 2281.



Abb. 14 Grabmal von Dr. Gottlob Ernst Friedrich Dürr auf dem Nicolaifriedhof in Schwäbisch Hall (Foto: Werner Hönes 2003)

wobei ich mich, als dennoch Hörer der ersten und obersten Klasse diese wissenschaftlichen Kenntnisse eingehend überprüfen wollten, nicht widersetzte, daß er sich einer strengen Befragung unterzog; in dieser erwarb er sich nicht geringe Anerkennung eines hervorragenden und sehr bekannten Mannes, eines höchst verehrungswürdigen Förderers der höheren Bildung und Philosophie, der diese Prüfung durch seine Anwesenheit gnädig auszuzeichnen geruhte. Deshalb werde ich – weil ich den Bitten dieses hervorragenden jungen Mannes nachgeben mußte – eine Disputation anstelle einer Rede ausrichten lassen. Er verfaßte dazu „12 psychologische Beobachtungen“, die er in handschriftlichen Exemplaren verteilte, weil die Kürze der Zeit den Druck verhinderte. Weit entfernt davon, daß dies unserer Einrichtung widerspricht, die seit 157 Jahren in Schwaben unter den ältesten Städten der Musen und schönen Künste bekannt ist, die, durch Frömmigkeit und Pflichtgefühl des unsterblichen BRENZ zuerst gegründet, aber durch die Großherzigkeit der Vorfahren und durch väterliche Zuneigung des Konsuls Ge. Fried. SEUFERHELD nach dem Elend des 30jährigen Krieges zum Gymnasium illustre erhoben wurde, die sich in wechselndem Geschick auf und ab wandelte und im Militärwesen den hochberühmten kaiserlichen Generalzeugmeister der Artillerie (res tormentaria) von HARRSCH, in der Philologie SEIBOLD, den im 17. Jahrhundert in ganz Deutschland besonders verehrungswürdigen Vater der grammatischen Methodologie, in der Rechtswissenschaft den unsterblichen LUDWIG, den Kanzler der Universität, die in Halle an der Saale in Blüte stand, in der Orientalistik Lorenz SEIFERHELD, der hierzulande gering, außerhalb aber hochgeachtet wurde, in der höheren Theologie und Exegese HUFNAGEL hervorgebracht hatte; durch die widrigen Zeitumstände und das Unheil des deutsch-französischen Krieges anscheinend schließlich seines Schutzes beraubt, wurde sie aber durch die Güte des erhabensten Königs, des unsterblichen Friedrich, nicht nur erhalten, sondern in ihren früheren ruhm- und ehrenvollen Stand zurückgeführt; und weit entfernt – ich wiederhole es –, daß eine solche Disputation (wenn sie denn Zustimmung findet) der Einrichtung des Gymnasium illustre widerspricht, vielmehr gerade dadurch ihrem Wiederaufleben die Krone aufsetzt. Denn es wissen gebildete Leute, daß schon im Jahre 1660 aus der Schule des LAYDIG eine Disputation in Ethik über das höchste Gut unter dem Vorsitz des hochgelehrten Vorgängers M. Jo. SCHÜBELIN, des Rektors des Gymnasiums und Professors, gehalten wurde, die vom Hörer der höchsten Gymnasialklasse, Jo. Dav. SEUFERHELD aus Umbstadt öffentlich verteidigt wurde. Unter meinem Vorsitz wird daher auch der hochgeehrte junge Fr. DÜRR demnächst zurecht seine „observationes psychologico-logicae“ verteidigen, dem die Hörer der Oberklasse Wilh. Fried. HEZEL, Fried. Lorenz BAER und Fried. Franz HASPEL als Disputationsgegner gegenüberzutreten sich nicht weigern. Zu dieser Disputation werden daher alle Freunde der Wissenschaften und Philosophie, Gönner, Honoratioren, Professoren, Praeceptoren, Lehrer und fortgeschrittene Schüler mit der gebührenden Hochachtung und Ehrerbietung ergebenst eingeladen, am 21. Oktober um 8 Uhr morgens zahl-

reich im oberen Auditorium zu erscheinen. Gegeben zu Schwäbisch Hall an den Iden des Oktober 1811.

Anhang 2

Der Unterzeichnete wurde in Gemäsheit eines Decrets des königl. Medicinalcollegii vom 19. und einem oberamtl. Erlaß vom 26. Sep. d.J. aufgefordert noch bestimmter anzugeben

„auf welche Art der Staat sowohl als auch die Stadt Hall für die allerdings wünschenswerthe Emporbringung der Salzbäder etwas thun könne?“

Er erlaubt sich vorerst den verzögerten Vollzug dieses Auftrags mit seiner eigenen Unpäßlichkeit, der Krankheit und dem Tod seiner Frau zu entschuldigen und glaubt in Beziehung auf die Sache selbst bemerken zu müssen, das zur Emporbringung der Salzbäder eine, wenn auch für den Anfang kleine, öffentliche Bade-Anstalt getroffen werden sollte. Dazu könnte sich wohl das auf dem großen Unterwörth befindliche Schießhaus am besten eignen. Jener [der Unterwörd] stellt sich als eine mit Castanienbäumen und Linden besetzte Insel dar, die von zweyen durch den Kocherfluß gebildeten Armen umströmt wird, und die theils in Beziehung zur Stadt selbst, theils zu dem in der Ferne sich zeigenden Stift Comburg äußerst freundlich gelagert ist. Das Gebäude darauf ist durch die vor einigen Jahren veränderte Straße zu seiner früheren Bestimmung als Schießhaus nicht mehr zu gebrauchen und seit dieser Zeit der Stadt entbehrlich. Es sollte nach dem Dafürhalten des Unterzeichneten ohne grose Kosten zu einem Baad eingerichtet werden können und seine Lage wäre aus mehr als einer Rücksicht sehr vortheilhaft. Denn es ist nicht nur auf etwa 200 Schritt in der Nähe der Salzquelle, sondern hätte auch den Vortheil, daß es – im Fall des Gelingens der Anstalt – jede Ausdehnung zuließ und daß der Unterwörth und der kürzlich von der Saline der Stadt wieder zurückgegebene sogenannte Holzacker zu angenehmen Spaziergängen für die Patienten verwendet werden könnten. Was die weitere Ausführung betrifft, so würde der Staat bey der bereits bestehenden Maschinerie am Salzbrunnen die Wasserleitung auf die kleine Strecke mit um so unbedeutenderen Kosten bestreiten, als er dazu mit Personal und Material hier hinlänglich versehen ist. Das Schießhaus würde die Stadt entweder an den Staat abtreten oder gegen einen verhältnismäßigen Beytrag zur Baadeanstalt einrichten, welcher Beytrag von Seiten des Staats um so billiger geschehen dürfte, als der Zweck dieser Anstalt ein gemeinnütziger ist und der Staat auch schon dadurch gewänne, daß diese Soolbadanstalt in Württemberg die einzige wäre. Die Verbesserungen auf dem Unterwörth und die Anlagen auf dem Holzacker aber würde die Stadt auf jeden Fall allein übernehmen und die ganze Anstalt könnte sodann an einen hierzu befähigten Mann zur Zurichtung der Bäder etc. verpachtet werden. Ob und in wie weit dieses Schießhaus für den Anfang auch zur Bewohnung für die Badgäste eingerichtet werden könnte, darüber getraut sich der Unterzeichnete kein Urtheil zu fällen, er glaubt dieß der Begutachtung eines Bau-

verständigen überlaßen zu müßen. Das aber endlich diese Anstalt (und sey sie auch anfangs nur klein) bey zweckmäßiger Einrichtung sich emporbringen werde, dürfte um so weniger einem Zweifel unterliegen, als Hall selbst schon einerseits durch seine Lage in einem freundlichen und heiteren Thale, andererseits wegen seiner mannigfaltigen öffentlichen Anstalten, Bequemlichkeiten, Zerstreuungen und dergl. zu demjenigen einladenden GenesungsOrte sich eignen möchte, wo das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt wäre. Sich damit p.p. Hall, den 12. Dezbr. 1825.

Oberamtsarzt Dr. Dürr

Danksagung

Herrn Dr. H.P. Müller, Kreisarchiv Schwäbisch Hall, danke ich für vielfältige Unterstützung bei der Quellensuche. Herrn Dr. A. Maisch, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, bin ich für Ratschläge zu Dank verbunden. Bei den Herren Oberstudiendirektor Preisendanz und Dr. H. Weber, Gymnasium bei St. Michael, bedanke ich mich für die Erlaubnis, das Archiv des Gymnasiums benützen zu dürfen.

Landschaftsgeschichtliches Zeugnis oder Talisman?

VON HERBERT EBERT UND THEO SIMON

Ein wichtiger Bestandteil der geologischen Forschung im jüngsten Erdzeitalter, dem Quartär, ist das Arbeiten mit sog. „Leitgeröllen“. Das Wissen um den Fundort und die Fundumstände sowie um die Herkunft der Leitgerölle ermöglicht die Rekonstruktion des Transportwegs und lässt auf geologische Vorgänge, die während des Transports stattgefunden haben, schließen.¹ Leitgerölle zu erkennen, wenn sie sehr gehäuft auftreten, wie z.B. die Hohenloher Feuersteine, bereitet keine Schwierigkeiten. Findet man dagegen nur ein einziges von ihnen, müssen Zweifel am Leitgeröll-Charakter aufkommen, insbesondere dann, wenn Menschen am Transport beteiligt gewesen sein können.

Fundbeschreibung

Das Fundstück wurde von Herbert Ebert im Frühjahr 2000 auf einem Acker ca. 10 km nordöstlich von Bad Mergentheim aufgelesen.² Das Stück besteht aus mikrokristallinem Quarz (SiO_2), mineralogisch aus Chalcedon, dem Material, aus dem überwiegend die Hohenloher Feuersteine³ und die Kieselknollen aus dem Oberen Jura bestehen. Das Stück ist ca. 5 cm lang, bis zu 3,5 cm breit und bis zu 2 cm hoch. In der Form gleicht es einer Hälfte eines der Länge nach halbierten groben Ellipsoids (Abb. 1 und 2). Tatsächlich handelt es sich um die eine Hälfte eines aufgespaltenen Steins mit einer gewölbten Außenseite und einer relativ flachen Spaltfläche. Die Außenseite zeigt vier verschieden ausgeprägte, allerdings nicht immer zusammenhängende, sondern auf mehrere Bereiche verteilte Arten von Oberflächen:

1. Ca. 40% der gesamten äußeren Oberfläche (Außenseite) zeigt unregelmäßig verteilte, etwa halbkugelige Vertiefungen bis 5 mm Durchmesser und 3 mm Tiefe. Einige dieser Vertiefungen sind mit Quarz (Achat) gefüllt. Die Oberfläche in dieser Teilfläche fühlt sich insgesamt glatt an.
2. Eine Teilfläche von ca. 20% ist sehr glatt und glänzend. Die bei der ersten Oberfläche beschriebenen Vertiefungen sind stark geglättet. Es dürfte sich bei

1 K. *Hucke*: Einführung in die Geschiebeforschung, Oldenzaal 1967 (Niederlandse Geologische Vereniging).

2 Der genaue Fundort ist dem Landesdenkmalamt und der Redaktion bekannt.

3 T. *Simon* und H. *Schüssler*: Die Entstehung der Feuersteine, in: H. *Schüssler*, T. *Simon* und M. *Warth*: Entstehung, Schönheit und Rätsel der Hohenloher Feuersteine, Bergatreute 2000, S. 25–40.

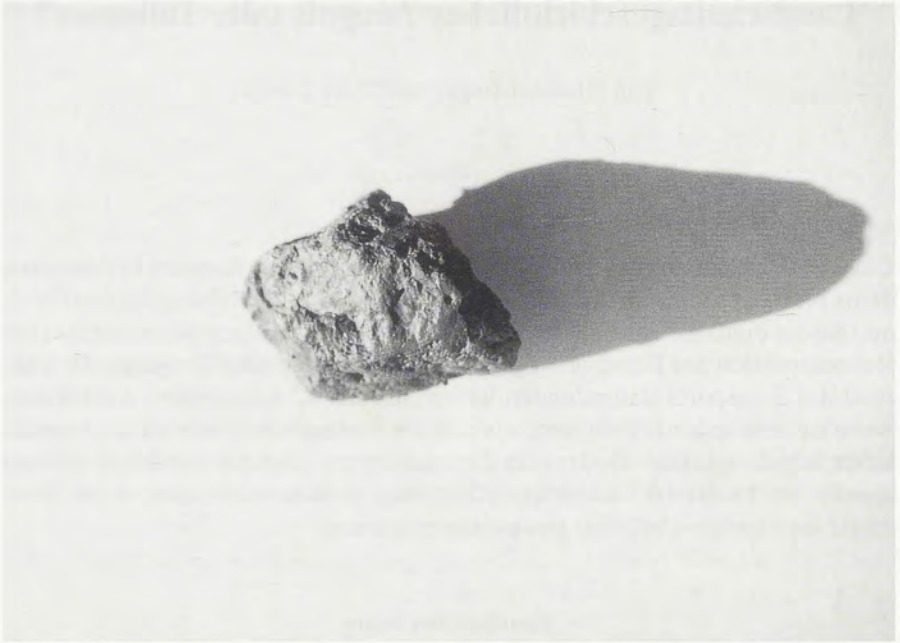


Abb.1 Gewölbte Seite des Fundstücks



Abb.2 Spaltfläche des Fundstücks

den ersten beiden Flächenarten um ursprüngliche Oberflächen des Feuersteins oder der Kieselknolle handeln.

3. Eine ca. 25% große Teilfläche zeigt eine unregelmäßig brüchige Oberfläche. Die Kanten des unregelmäßigen, mitunter muscheligen Bruchs sind gut gerundet. Diese Fläche ist eine ehemalige Bruchfläche.

4. Die restliche, ca. 15% große Fläche weist nicht ganz so gut gerundete Kanten auf wie die zuvor beschriebene. An einer Stelle sind fünf, bis 3 mm lange Rippen freigelegt, die den Rippen der Brachiopodengattung *Rhynchonella* gleichen. Diese Fläche ist die jüngste Bruchfläche an der Außenseite.

Die Spaltfläche selbst ist zwar rau, weist aber eine leichte Glättung auf, die unter dem Mikroskop erst richtig deutlich wird. Teilweise tritt muscheliger Bruch auf. Ein etwa 1 cm breiter und 3 cm langer Bereich besitzt eine ockerbraune Farbe, wogegen das ganze Stück sonst außen und innen dunkelrotbraun ist. Die Größe der Kristalle ist nur auf der Spaltfläche zu bestimmen. Sie beträgt bis 1/20 mm. In Teilbereichen sind die Kristalle kleiner als 1/100 mm. Die letzteren Bereiche erscheinen makroskopisch homogen und glatt. Dort herrscht auch der erwähnte muschelige Bruch vor. Das Interessanteste am gesamten Stück ist jedoch ein Hohlraum in der Mitte der Spaltfläche, der eindeutig organischen Ursprungs ist und einen Fossilabdruck darstellt (Abb.3).



Abb.3 Abdruck des Seegelstachels (Foto K.-P. Kelber, Würzburg)

Bestimmung

Die Beantwortung der Frage, welchem Gestein das Fundstück entstammt, war für weitere Folgerungen unabdingbar. Die Farbe und der Fundort ließen zunächst nur eine Schlussfolgerung zu, dass das Stück zu den Hohenloher Feuersteinen zu rechnen ist. Diese sind im höheren Mittelkeuper, meist im Knollenmergel entstanden. Das Fossil allerdings gleicht einem Seeigelstachel. Solche sind aber mit den damals im Knollenmergel herrschenden, überwiegend terrestrischen Ablagerungsbedingungen nicht vereinbar. Seeigel kommen ausschließlich im marinen Bereich vor. Die Frage, ob es sich vielleicht um einen Pflanzenrest aus dem Keuper handelt, konnte Klaus-Peter Kelber, Würzburg, ein Kenner der Keuperpflanzen, eindeutig verneinen: Es handele sich um einen Seeigelstachel. Dr. Hans Hagdorn, Ingelfingen, Echinodermen-Spezialist, bestimmte den Stachel als dem Seeigel *Plegiocidaris cerricalis* zugehörig. Dieser Seeigel kommt im oberen Oberjura relativ häufig vor. Eben in den Schichten, in denen auch Kieselknollen sehr häufig sind.

Damit ergeben sich aber weitere Fragen:

Wieso ist das Fundstück rot gefärbt?

Wie kam es an die Fundstelle?

Farbe

Kieselknollen aus dem Oberjura haben eine weiße, gelbliche oder graue Farbe mit Zwischentönen, auch hellrosarote Töne können selten beobachtet werden, niemals jedoch sind sie im Gesteinsverband intensiv rotbraun. Steinzeitliche Werkzeuge aus Oberjura-Kieselknollen zeigen allerdings mitunter tatsächlich eine rotbraune Färbung, allerdings nicht in der Intensität wie das vorliegende Fundstück. Wie Versuche ergaben, kann eine solche weniger intensive rotbraune Färbung durch mehrmalige oder langanhaltende Feuereinwirkung erreicht werden.

Bei Keuperfeuersteinen ist intensiv rotbraune Färbung keine Seltenheit. Diese ist ebenfalls nicht ursprünglich, sondern sie wurde im Verlauf des Transports vom anstehenden Gestein zum Fundort erworben.⁴ Auch Keuperkieselknollen können durch Hitzeeinwirkung eine rotbraune Färbung annehmen. Generell muss dies nicht durch den Menschen geschehen, sondern kann z.B. auch durch Waldbrände erfolgen – wobei hier wiederum auch der Mensch ursächlich sein kann, wenn es sich um Waldbrände bei Brandrodungen handelt.

Bei der Entstehung der Farbe des Fundstücks müssen folgende Möglichkeiten beachtet werden:

4 T. Simon: Erosion, Transport und Sedimentation der Feuersteine, in: *Schüssler, Simon, Warth* (wie Anm. 3), S. 41–54.

1. Färbung durch natürlichen Transport.
2. Färbung durch natürliches Erhitzen (Waldbrände).
3. Färbung durch Erhitzen unter menschlicher Einwirkung (Brandrodung, Feuerstellen).

Transport

Generell kommen zunächst zwei Transportarten des Fundstücks in Betracht: Eine natürliche und eine menschliche.

Vermutet man zunächst einen natürlichen Transportweg, so wäre der Fund eine landschaftsgeschichtliche Sensation, denn er würde einen fluviatilen Transport von der Alb bis zum Fundort belegen. Noch nie wurde im nördlichen Hohenlohe, im Taubergrund, im Bauland oder in den östlich angrenzenden Gebieten ein ähnlicher Fund gemacht. Die Folgerungen aus diesem Fund würde die bisherigen Ansichten über die Landschaftsentwicklung Frankens in den letzten Erdzeitaltern (Kreide, Tertiär, Quartär) umkehren.

Das Ausgangsgestein für das Fundstück steht heute im Osten (Fränkische Alb) und im Süden (Schwäbische Alb) an, ca. 80 bis 100 km entfernt. Seit Beginn der Kreide vor ca. 145 Millionen Jahren bis in die Tertiärzeit hinein (bis vor 10 Millionen Jahren) war die Fließrichtung und damit auch der Transport von Gestein als Ton, Schluff, Sand oder Kies im Bereich des Fundorts nach Südosten gerichtet. Dies ist durch viele landschaftsgeschichtliche Untersuchungsergebnisse untermauert, so dass für die Kreide und einen Teil der Tertiärzeit (vor 65 bis 10 Millionen Jahren) ein Transport von Osten oder von Süden auszuschließen ist.⁵

In der späten Tertiärzeit begann sich der Main verstärkt nach Osten zu entwickeln, und das Fundgebiet gelangte in den Einzugsbereich des rheinischen Flusssysteme.⁶ Erst ab der Quartärzeit (Beginn vor 2,6 Millionen Jahren) sind in den Terrassenschottern des Mains Gesteine des Oberjura vertreten.⁷ Die betreffenden Schotter liegen bis maximal 60 m über dem heutigen Mainniveau.⁸ Im Bereich des Mainknies bei Ochsenfurt, der dem Fundgebiet am nächsten liegende Mainlauf, würde das einer Höhe von ca. 180 m ü. NN entsprechen. Die Fundstelle liegt jedoch ca. 330 m ü. NN. Daraus kann geschlossen werden, dass das Fundstück kein Maingeröll sein kann.

5 G. Wagner: Die fränkische Landschaft im Wechsel der Zeiten (Erdgeschichtliche und landeskundliche Abhandlungen aus Schwaben und Franken 4), Öhringen 1922; ders.: Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte, Öhringen 1960, S. 168.

6 Wagner 1960 (wie Anm. 5); E. Rutte: Rhein – Main – Donau, Sigmaringen 1987, S. 57; T. Simon: Flußgeschichte von Kocher und Jagst, in: H. Hagdorn (Hrsg.): Neue Forschungen zur Erdgeschichte von Crailsheim (Sonderbände der Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg 1), Stuttgart 1988, S. 241–245.

7 R. W. Kurz: Untersuchungen zur ältest- bis mittelpleistozänen Terrassen- und Sedimententwicklung im Mittelmaintal (Würzburger geographische Arbeiten 72), Würzburg 1988, S. 22.

8 Ebd. S. 177.

Die generelle Flussentwässerung des Taubergebiets von Süden nach Norden ist ebenfalls erst in der Quartärzeit entstanden.⁹ Von hier allerdings kann das Geröll nicht kommen, da das Einzugsgebiet der Tauber auch heute noch nicht in das Juragebiet hineinreicht.

Es bleibt also nur der von Menschen bewerkstelligte Transport. Am Fundstück selbst sind zunächst Hinweise zu finden, die eine menschliche Einwirkung erkennen lassen (s.o.).

Als erstes wäre die Farbe zu erwähnen, die eher auf oftmaliges Erhitzen deutet als auf natürliche Ursachen. Möglicherweise wurde das Fundstück, vielleicht auch mehrmals, mit Farbstoff behandelt, mit dem auch die feinsten Poren durchdrungen wurden. Als solcher Farbstoff wurde Hämatit (Fe_2O_3 , auch Eisenglanz, Roteisenstein oder Rötel genannt) zu vielen Zwecken in steinzeitlichen Kulturen verwendet: Zum Gerben und Imprägnieren von Leder¹⁰, zum Färben von Körper oder Kleidung¹¹, als Grabbeigaben¹² oder zu sonstigen rituellen¹³ und künstlerischen Zwecken (z.B. Höhlenwandmalereien).

Ein gewichtiges Argument für menschliche Beeinflussung ist auch, dass das Stück auf der Spaltfläche, auf der der Seeigelstachel zu sehen ist, seine ursprüngliche Rauigkeit nicht mehr besitzt, sondern leicht geglättet und abgegriffen erscheint. Dies deutet auf oftmaliges Anfassen hin.

Begleitfunde

Sollte das Fundstück wirklich von Menschen geprägt worden sein, so sollten Begleitfunde aufgefunden werden können. Dies ist tatsächlich der Fall. In den Abb. 4 bis 8 sind Begleitfunde zusammengestellt, die sich im weiteren Fundbereich auf mehrere Plätze mit Durchmessern von ca. 50 m konzentrieren: Sichelklingen, Kratzer, Kernstücke, Klopffsteine, Reibsteine, Absplisse und Scherben. Die Scherben (Abb. 8) konnten von Herrn Dr. Claus-Joachim Kind, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, der Zeit der Mittleren Bandkeramik zugeordnet werden, was etwa einem Alter von 4000 Jahren v. Chr. entspricht¹⁴.

9 Simon (wie Anm. 6).

10 J. Hahn: Eiszeitliche Jäger zwischen 35 000 und 15 000 Jahren vor heute, in: H. Müller-Beck (Hrsg.): Urgeschichte in Baden-Württemberg, Stuttgart 1983, S. 271–330.

11 G. Albrecht: Die Jäger der späten Eiszeit, in: H. Müller-Beck (wie Anm. 10), S. 331–353.

12 E. Sangmeister: Die ersten Bauern, in: Müller-Beck (wie Anm. 10), S. 429–471.

13 Ebd. S. 442.

14 Ebd. S. 470.



Abb. 4 Sichelklingen (links oben, zwei Stücke) und Kratzer aus Oberjura-Kieselknollen



Abb. 5 Kratzer und Kernstück (unten rechts) aus Keuper-Feuersteinen



Abb. 6 Klopfsteine aus Keuperfeuersteinen, der rechte Stein besteht aus versteinertem Holz.



Abb. 7 Bruchstücke von Reibsteinen aus Sandsteinen des Kiesel- oder Stubensandsteins



Abb.8 Scherven aus gebranntem Ton

Folgerungen

Sowohl aus landschaftsgeschichtlichen Überlegungen als auch aus dem Erscheinungsbild des Fundstücks sowie auch dessen Begleitfunden, kann nur ein Schluss gezogen werden: Der steinzeitliche Mensch hatte Umgang mit dem Fundstück. Sicher verwendete er das Stück nicht als Werkzeug irgendeiner Art. Vielleicht war es zunächst hierfür gedacht, bis die Spaltung der vollständigen Kieselknolle den Seeigelstachel offenbarte. Das Außergewöhnliche an dem Stück führte dazu, dass es weder als Werkzeug weiterverarbeitet noch weggeworfen wurde. Das Stück wurde aufbewahrt und öfters in die Hand genommen. Als was es wertgeschätzt wurde, ist heute letztlich nicht mehr nachvollziehbar. Aber die Annahme, es hätte als eine Art „Talisman“ gedient, hat vieles für sich.

Dank

Wir danken Herrn Klaus-Peter Kelber, Würzburg, Mineralogisches Institut der Universität, und Herrn Dr. Hans Hagdorn, Ingelfingen, Muschelkalkmuseum, für die Bestimmung des Fossilabdrucks, Herrn Dr. Claus-Joachim Kind, Stuttgart, Landesdenkmalamt, für die Hilfe bei der Erkennung der Begleitfunde. Das Fundstück geht mit Fundangaben ins Eigentum des Hällisch-Fränkischen Museums über.

„Zu Limpurg auf der Veste, da wohnt ein edler Graf ...“

Über den Antrag zur Erhebung der Schenken von Limpurg
in den Grafenstand

VON STEFFEN HINDERER

Als der schwäbische Dichter Ludwig Uhland 1815 Gaildorf besuchte, wurde er von dem Epitaph des Schenken Ludwig Georg in der Gaildorfer Stadtkirche zu seinem Gedicht „Der Schenk von Limpurg“ inspiriert.

In diesem 12strophigen Gedicht zeichnet Uhland die Limpurger mehrmals mit dem Grafentitel aus. In der Romantik nahm man es mit Adelstiteln nicht so genau; ein Schenk wurde kurzerhand zum Grafen. Das Gedicht entsprang natürlich nur Uhlands Phantasie. Zu welchem Zeitpunkt und unter welchen Umständen die Limpurger zu ihrem Schenkenamt gelangten, liegt bis heute weitgehend im Dunkeln. Sicher ist hingegen, dass die ersten Inhaber des Schenkenamts sicherlich keine Grafen, sondern nur Ministerialen waren.

Die Grafen des frühen Mittelalters sollten ursprünglich die königseigenen Besitzungen verwalten und das Heeresaufgebot in ihrem Landesabschnitt organisieren. Zu Grafen wurden nur Personen erhoben, die das Vertrauen des Königs genossen, da dieser ihnen nicht nur seinen Besitz anvertraute, sondern sie auch noch mit etlichen Rechten wie Gerichtsbarkeit und Steuererhebung ausstattete. Außerdem waren die Grafen für den Schutz des Königs verantwortlich, wenn dieser von Pfalz zu Pfalz reiste und dabei eine Grafschaft durchquerte. Grafenämter befanden sich im 9. und 10. Jahrhundert durchweg in Händen des Adels. Gerd Wunder schreibt über die Schenken von Limpurg: *Soviel wir sehen, nennt sich der letzte Schenk Vollrat selbst 1676 Graf, und auch Schreiben des kaiserlichen Hofes vermieden den Grafentitel nicht, obwohl die Schenken nie offiziell zu Grafen erhoben wurden*¹. Dabei stützt sich Wunder, wie schon vor ihm viele, auf den ersten Erforscher der Limpurger Geschichte, Pfarrer Heinrich Prescher, der 1789 meinte: *Der Titel einer Grafschaft kam von dem Lande erst auf, nachdem sich die Besitzer und Regenten desselben Grafen zu schreiben anfangen, welches in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gewöhnlich zu werden anfangt*².

1 G. Wunder, M. Schefold, H. Beutter: Die Schenken von Limpurg und ihr Land (= Forschungen aus Württembergisch Franken 20), Sigmaringen 1982, S. 47.

2 H. Prescher: Beschreibung der Reichsgraftchaft Limpurg. 2 Bde., Stuttgart 1789 und 1790 (Nachdruck Kirchberg/Jagst 1977), hier Bd. 1, S. 7.

Tatsächlich gehörten die Schenken von Anfang an zum fränkischen Reichsgrafnenkollegium, das 1556 ins Leben gerufen wurde, um die politische Stellung und die Einflussmöglichkeiten der Grafenfamilien zu stärken. Dieser Kreis setzte sich zusammen aus den Grafenfamilien Castell, Wertheim, Hohenlohe und Rieneck, den Ministerialenfamilien Erbach und Limpurg sowie dem alten Rittergeschlecht Schwarzenberg.

Die Mitgliedschaft der Schenken von Limpurg im Reichsgrafnenkollegium, das für die Sicherung der westlichen Reichsgrenze nach Frankreich hin verantwortlich war und über Sitz und Stimme im Reichstag verfügte, wurde niemals in Frage gestellt. Doch die Anerkennung der Schenken beschränkte sich nicht nur auf ihre bloße Duldung. Als das Kollegium sich Ende 1555 formierte, wurde Schenk Karl I. von Limpurg (1498–1558) zum ersten Direktor und Kriegsrat gewählt. Dieser stand dem gesamten Kreis vor, war Sprecher und Organisator sämtlicher Angelegenheiten. Bei Abstimmungen besaß er als Vorsitzender die entscheidende Stimme. Dem Schenken Karl folgten in den kommenden hundert Jahren weitere 16 Mitglieder aus der Familie Limpurg, die ebenso dieses hohe Amt bekleideten. Der vorletzte Direktor des Kreises war Schenk Johann Wilhelm von Limpurg (1607–1655) – der letzte war Graf Friedrich zu Löwenstein. So bekleideten die Schenken dieses Amt regelmäßig. All dies deutet auf mehr als nur die bloße Duldung der Familie: Sie war in diesem Kreis absolut gleichberechtigt³. Wenn Prescher und Wunder also annehmen, dass die Limpurger nie offiziell in den Grafenstand erhoben wurden, so nur deshalb, weil sich im Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien keine Ernennungsurkunde erhalten hat. Das Fehlen einer solchen Urkunde ist jedoch nur ein Indiz, keinesfalls aber ein handfester Beweis, der gegen die Grafenerhebung spräche. Bisher ist auch kein Antragsschreiben der Limpurger bekannt geworden, allerdings auch keine Ablehnung eines solchen durch den Kaiser.

Nun sind aber im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein Akten aufgetaucht, die die ganze Angelegenheit in neuem Licht erscheinen lassen. Es handelt sich um neun Briefe, die zwischen dem 24. Juli und dem 1. Dezember 1665 abgefasst wurden⁴. Diese belegen eindeutig die Anstrengungen der Schenken von Limpurg, eine Erhebung ihrer Familie in den Grafenstand zu erreichen. Die Gründe für einen solchen Antrag liegen auf der Hand. Zum einen genossen die Limpurger durch ihr Erbschenkenamt hohes Ansehen im ganzen Reich. Zum anderen besaßen sie das Privileg der Reichsunmittelbarkeit, das eine juristische Verantwortung nur dem Kaiser gegenüber vorsah. Damit verbunden hatten die Limpurger durch ihren „semperfremen“ Status den Zutritt zu Kreis- und Reichstagen. Doch dies allein genügte nicht, den Grafentitel für sich in Anspruch nehmen

3 E. Böhme: Das fränkische Reichsgrafnenkollegium im 16. und 17. Jahrhundert. Untersuchungen zu den Möglichkeiten und Grenzen der korporativen Politik minderächtiger Reichsstände, Wiesbaden 1989, S. 64ff.

4 Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein La 30 Bü. 1801.

zu können. Die Verwandtschaft zum Hochadel war maßgebend. Die letzten Schenken-Generationen hatten keine Mühe, sogar kaiserliche und königliche Ahnen, auf jeden Fall jedoch die Verwandtschaft mit dem gesamten Hochadel Europas über die Mutterlinien nachzuweisen. Durch die Hochzeiten mit den Grafen und späteren Fürsten von Hohenlohe, Werdenberg, Montfort, Oettingen, Castell und anderen war ihre Abstammung aus dem vornehmsten Adel nicht in Frage zu stellen. Allein Elisabeth von Hohenlohe (†1445), Gemahlin Schenk Friedrichs III. von Limpurg (†1414), hatte in ihrer Ahnenschaft mindestens sieben Kaiser, 22 Könige sowie Dutzende Herzöge und Fürsten⁵.

Diese Hochzeiten wären niemals möglich gewesen, wenn die Limpurger zum Zeitpunkt der Eheschließung nicht schon längst zu den angesehensten Zeitgenossen gehört hätten. Dass dies so war, lässt sich wiederholt belegen. So reiht der Nürnberger Humanist und Historiker Hartmann Schedel in seiner 1493 erschienenen Weltchronik die Limpurger in die Reichsstände ein. In Schedels Chronik ist die Ordnung des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation nachgezeichnet. In der oberen Bildmitte thront der Kaiser als *Imperator gloriosus*. Rechts und links des Throns sitzen die sieben stimmberechtigten Kurfürsten, die die Attribute ihrer Staatsämter in Händen halten, in der zweiten und dritten Reihe darunter schließlich die von jeweils zwei Vertretern dargestellten Wappenträger. Hier werden die Limpurger als Vertreter ihres Standes mit dem Familienwappen gezeigt.

Wie und wann kamen nun die Schenken von Limpurg zu einem Grafentitel? Auf dem Deckel der Neuensteiner Akte steht: *Acta betreffend die Erhöhung des hochlöb[lichen] Hauses Limpurg in den Grafenstand. A[nn]o 1665*. Die darin befindlichen Briefe belegen, dass die beiden Schenken Franz (1637–1673) und Heinrich Kasimir (1640–1676) versuchten, für sich und das ganze Haus Limpurg den Grafentitel zu erhalten. Die Gaildorfer Linie stand in jenen Jahren unter der Vormundschaft der Obersontheimer Schenken, da der 17jährige Gaildorfer Schenk und Halbweise Philipp Albrecht (1648–1682) noch nicht für volljährig erklärt worden war.

In dieser juristisch sehr heiklen Angelegenheit suchten Franz und Heinrich Kasimir den Rat eines Fachmannes. Diesen fanden sie in dem Straßburger Juristen Johann Heinrich Böckler. Eine Standeserhebung konnte nur durch den Kaiser geschehen. Doch ihr Anliegen richteten die Schenken nicht, wie man vermuten sollte, direkt an den Monarchen in Wien. Um die nicht schlecht stehenden Erfolgsaussichten noch ein wenig zu verbessern und der Sache gehörigen Nachdruck zu verleihen, suchten sie die Protektion einer einflussreichen Persönlichkeit, die die Angelegenheit dem Kaiser vortragen sollte. Es handelte sich um einen der mächtigsten Männer des Reiches: Kurfürst Johann Philipp von Schönborn, Erzbischof von Mainz, Bischof von Würzburg und Worms. Als Erzkanzler des Reiches war er für die Einberufung und Organisation der Kaiserwahl verant-

5 D. Schwennicke (Hrsg.): Europäische Stammtafeln. NF XVII, Frankfurt 1998, Tafel 2.

wortlich. Er lud die sechs anderen Kurfürsten zur Kaiserwahl nach Frankfurt am Main ein und leitete als Stimmführer die Wahl. Als Erzkanzler hatte er das Recht der ersten Stimmabgabe. Vermutlich war es Böcklers Idee, diesen Reichsfürsten für die Limpurger Sache zu gewinnen, denn am 25. Juli 1665 schrieb Schenk Franz an seinen *Hochgebohrne[n], freundliche[n] liebe[n] Vetter, Schwager, Bruder und Gevatter* Schenk Heinrich Kasimir, dass ihm *Herrn Böcklers Vorschlag practicable und dem ganzen Hause Limpurg vortürlich zu sein scheinet*. Böckler reiste im Auftrag der Limpurger nach Mainz, um die Sache zu sondieren. Am 30. Juni teilte Böckler den Schenken mit, dass er nun zwei Schreiben abgefasst und diese an die Kanzlei des Kurfürsten gesandt habe. Im ersten Schreiben teilte er dem Erzbischof mit, dass das *hochlöb[liche] Hauß der Erbschenken und Herrn zu Limpurg gesonnen weren, bey keyser[licher] May[estät]t umb allergnädigste declaration und Erneuerung deß Graffenstands und Tituls als der Graffen und Herrn von Limpurg unterthänigst anzusuchen*. Im zweiten Schreiben sprach er ein heikleres Thema an. Obwohl der Dreißigjährige Krieg schon 17 Jahre zu Ende war, hatte das Limpurger Land immer noch unter den Kriegsfolgen zu leiden. Aus diesem Grund ließen die Limpurger den Kurfürsten durch Böckler wissen, dass sie die *Taxam* (Steuer) nicht in voller Höhe zu zahlen fähig wären. Dies sei auch mit ein Grund für die Bestrebungen der Schenken, die Grafenerhebung zu erlangen, da die Limpurger sich gegenüber anderen Grafenhäusern im Nachteil sahen, waren doch mit dem Grafentitel auch Sonderrechte und Steuervergünstigungen verbunden.

Am 24. Juli 1665 schrieb Schenk Heinrich Kasimir – auch im Namen von Schenk Franz – persönlich an den Kurfürsten. Der in Obersontheim abgefasste Brief betonte die *nachtheilige consequenz*, die ihrer Meinung nach das Fortbestehen des status quo mit sich bringen würde. Schenk Franz war zu dieser Zeit gerade im Welzheimer Schloss zu Besuch bei Schenkin Maria Juliana (1623–1695), der Witwe des 1655 verstorbenen Schenken Johann Wilhelm und Mutter des unter Obersontheimer Vormundschaft stehenden Philipp Albrecht.

Nach einem regen Briefwechsel im Juni und Juli folgten drei „stumme“ Monate, in denen vermutlich Kurfürst Johann Philipp von Schönborn die Erfolgsaussichten von seinen Hausjuristen klären ließ. Anscheinend kamen diese zu dem Ergebnis, dass die Chancen in diesem Fall sehr gut stünden, da am 31. Oktober 1665 ein Schreiben des Kurfürsten im Namen der Schenken von Limpurg an Kaiser Leopold nach Wien abging. Schönborn ließ die Schenken zu Wort kommen und darum bitten, *für sich und respective in Vormunds Nahmen ... deroselben ... und ihre descendenten Speckfeld und Gailndorffer Linien mit der verlangenden declaration und Erneuerung deß Grafenstands und Tituls der Graven und Herrn zu Limpurg sambt dem praedicat Hoch- und Wohlgeborn umb sovil ehender allergnedigst begnadigt werden mögen*. Der Mainzer Kurfürst sprach auch das Erbschenkenamt an, das die Limpurger in Vertretung der Habsburger zu vollster Zufriedenheit bisher ausgeübt hätten: *Aldieweilen dann nun dieselbe gleichwohl deß hei[ligen] Reichs Erbschenkhambt verdretten und gleich denen Reichsgrafen*

sessionem et votum in imperio [Sitz und Stimme auf dem Reichstag] haben und bey Reichsconventen gar mit denselben alterniren [abwechseln], sich mit den gräflichen Persohnen und dise mit den Ihrigen verheurathet und einander mit Verwandtschaft zugethan seind. Ein wichtiger Punkt in der Argumentationskette war die Tatsache, dass sämtliche anderen Vertreter der Reichserbämter (Waldburg, Pappenheim und Hohenzollern) bereits im Grafenstand waren und die Limpurger dadurch einen Nachteil für sich zu sehen glaubten. So schreibt Schönborn weiter: also zweifle ich auch nit, gleichwie auch alle andere Erbämter mit dem Grafentitul numehr begabt sein und sie auch dahero und in Ansehung ihrer und ihrer Voreltern, denen Römischen Kaysern und hei[ligen] Reich geleister getreusten Diensten nit weniger solcher Grafentitul wohl meritiren. Dass ausgerechnet er, der Kurfürst, für die Limpurger sprach, erklärte er mit dem großen Vertrauen, das er in sie setze: dieweilen aber auch sie, Herrn von Limpurg, in diese meine intercession ein sonderbares Vertrauen gesezt, und vermittelst dern umb so vil ehender zu ihrem desiderio [Wunsch] zu gelangen verhoffen, also habe ich auch ihnen dieselbe nit verwaigern, sondern Euer Key[serliche] M[ajestät] hie mit solch ihr Suchen zu allergnedigster Key[serlicher] Willfahung allerunderthönigst bestens recommendiren wollen.

Nun hieß es warten. Das Schreiben ging per Boten nach Wien, wurde dort in den kaiserlichen Kanzleien geprüft und schließlich dem Kaiser zur Entscheidung vorgelegt. Dieser Vorgang dauerte sicherlich einige Monate. In der Zwischenzeit versuchte der Limpurger Abgesandte Böckler, der die Angelegenheit in Mainz koordinierte, die Sache mit den zu verringernden Steuern zu regeln. Nun befahl aber Böckler eine *schwere Unpässlichkeit*, und er musste zurück nach Straßburg reisen, um sich dort zu kurieren. Die Schenken waren anscheinend nicht besonders erfreut über die mangelnde Korrespondenz, mit der sie über den Fortschritt unterrichtet werden sollten. Böckler entschuldigte sich am 13. November 1665 schriftlich, wies jedoch alle Schuld von sich: *Daß dero G[nade]n mein underthöniges von Maintz auß überschickhtes Schreiben so spath zukommen, ist ein Fehler deß Postmeisters zu Frankhfurt. Er erklärte weiter, dass er fünf Wochen da gebliben, und hette sich die Sach gar schleinig und artig außmachen lassen, wann die Schreiben zurecht kommen weren. Ebenso wies er darauf hin, dass er dem Mainzer Geheimen Secretario Berninger, der die Sache am kurmainzischen Hof bearbeitete, darauf aufmerksam gemacht habe, dass die Sache eile, worauff dann schleinigere expedition erfolget were. In punkto Taxambt (Steueramt) konnte er freudig verkünden, dass Ihrer Churfürst[liche] Gn[a]d[en] ... doch nun der halbe Tax nachgelassen und dadurch die freundliche Zuneigung Ihr Churfürst[liche] Gn[a]d[en] ... bezeuget worden. Für die geleistete Hilfe seitens des Geheimsekretärs Berninger empfahl Böckler: Sonsten hat H[er]r Berninger das seinig in disem Geschäft wohl gethan, und eine gnädige recompens [Vergütung] verdienet. Eine Summe von einhundert Gulden hielt Böckler für angemessen; das Jahresgehalt eines mittleren Beamten. Immerhin sei er ein Mann, der noch ferner gute Dienst leisten kann. Böckler endigte seine*

Ausführungen mit der Bemerkung: *Alßdann würde am keyßer[lichen] Hoff daß Werkh bald außgemacht werden.*

Der letzte erhaltene Brief in dem Aktenbüschel stammt vom 1. Dezember 1665. Schenk Franz bat darin seinen *Hochgeborne[n]*, *freundtlich geliebte[n] Schwager und Bruder* noch einmal um eine Stellungnahme, ob in der Vormundtschaftssache der Gaidorfer Linie weiterhin so zu verfahren sei wie bisher.

Nun schließt der Briefwechsel, ohne über den weiteren Verlauf und den Ausgang der Angelegenheit zu berichten. Vermutlich sind diese Brieffragmente über Schenkin Maria Juliana an das Haus Hohenlohe gelangt, in dessen Archiv sie sich heute befinden. Der Neuensteiner Aktenfund liefert jedenfalls die Gewissheit, dass die Limpurger eine Erhebung in den Grafenstand angestrebt haben. Der Ausgang dieses Versuchs bleibt Spekulation, doch sprechen alle Hinweise eine eindeutige Sprache. In einem Brief vom 20. Oktober 1681 titulierte Schenk Vollrat seine Gattin förmlich mit *Hochgeborene Gräfin*. Wunder vermerkt dazu: ... *auch Schreiben des kaiserlichen Hofes vermieden den Grafentitel nicht*⁶. Der Obersontheimer Pfarrer Adolf Rentschler schreibt 1911, dass die Schenken den Grafentitel 1676 angenommen hätten⁷. Wie er auf das Jahr 1676 kommt, belegt er nicht. Die Bearbeitungszeit von elf Jahren (1665–1676) erscheint doch ein wenig lang. So darf vermutet werden, dass Rentschler in Unkenntnis des heute bekannten Briefwechsels die Jahreszahl spekulativ festgelegt hatte, da in Briefen aus der Zeit um 1676 die gräfliche Anrede häufiger überliefert ist.

Hätte der Antrag von Kaiser Leopold aus irgendwelchen Gründen abgelehnt werden können? Es gibt eigentlich keinen Grund. Genealogisch und verwandtschaftlich erfüllten die Schenken sämtliche Kriterien. Politisch waren sie durch ihr Erbschenkenamt hoch angesehen, und ihre ErbamtKollegen hatten das Grafenprivileg schon längst. Nimmt man an, der Antrag wäre – warum auch immer – von Wien abschlägig beschieden worden, dann ist es schwer vorstellbar, dass sich die Schenken einfach darüber hinweg gesetzt und den Grafentitel in Urkunden und Briefen, auch in solchen nach Wien, ohne Erlaubnis geführt hätten.

So wurden beispielsweise 1659 die beiden Schenken Franz und Heinrich Kasimir (die später die Grafenerhebung betrieben) zu einer Beisetzungsfestlichkeit nach Stuttgart eingeladen. In der Einladung wurden diese noch mit dem Prädikat „Edler“ angesprochen. Darüber waren die Schenken beleidigt. Sie schrieben dem württembergischen Herzog einen Beschwerdebrief, in dem sie klarstellten, dass die Anrede „wohlgeboren“ für sie zu verwenden sei⁸. In einer Zeit, in der man auf Formalien und Titel so großen Wert legte, ist es undenkbar, dass sich die Limpurger unberechtigterweise des Grafentitels bemächtigt hätten. Die Reakti-

6 Wunder (wie Anm. 1), S. 47.

7 A. Rentschler: Graf Vollrath von Limpurg und seine Gemahlin Sophia Eleonora, Gaidorf 1911, S. 1.

8 St. Hinderer: Limpurgisch-württembergische Wortklauberei. In: Rundschau für den schwäbischen Wald, 2. 5. 1998.

on ihrer Grafenkollegen wäre nicht auszudenken gewesen, hätten die Schenken diesen Titel verwendet, ohne dafür eine kaiserliche Genehmigung zu haben. Der Neuensteiner Aktenfund enthält zwar keinen Beleg für die Grafenerhebung der Schenken von Limpurg, aber er beweist, dass sich die Schenken um 1665 um eine solche bemühten. Es wäre durchaus plausibel, wenn die Grafenerhebung etwa 1666 oder kurz danach durchgeführt worden wäre. Allerdings war es den Schenken nicht mehr lange vergönnt, den neuen Titel zu führen. 1713 erlosch das Haus Limpurg mit Graf Vollrat Schenk von Limpurg im Mannesstamm.

Über die Sterblichkeit in Württemberg während des 18. Jahrhunderts

Gesamtüberblick und neue Beispiele aus den Pfarreien
Backnang und Murrhardt

VON ANDREAS KOZLIK

1. Einleitung und Problemstellung

In den letzten beiden Jahrzehnten erschienen zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten, die sich mit der Bevölkerungsentwicklung Deutschlands in den vergangenen Jahrhunderten beschäftigten¹. Während die meisten davon ausführlich aber explizit die Bevölkerung einzelner Orte untersucht haben, gibt es nur wenige Versuche, diese Erkenntnisse für einen regionalen oder gar nationalen Bereich zusammenzufassen. Im Gegensatz zu den Verhältnissen in Deutschland existieren für andere Länder bereits detaillierte Untersuchungen auf Landesebene, so beispielsweise für Frankreich², England³ oder die Schweiz⁴. In Deutschland wurde für verschiedene Regionen Datenmaterial zur Sterblichkeit gesammelt, das aber noch tiefergehend analysiert werden müsste⁵. Für den norddeutschen Raum liegt zwischenzeitlich eine Arbeit vor, die diesem Anspruch für die Zeit des 18. und frühen 19. Jahrhunderts gerecht wird⁶. Solange im Gegensatz zu Frankreich und England in Deutschland noch kaum ortsübergreifende Untersuchungen durchgeführt werden, bleibt die Forschung auf die vergleichende Betrachtung von Einzelergebnissen angewiesen.

Daran kann erkannt werden, dass der Forschungsstand bei historisch-demographischen Fragen in Deutschland dem internationalen Standard hinterherhinkt. Dies hat zur Folge, dass selbst in modernen Überblicksdarstellungen die durch die Historische Demographie gewonnenen Forschungsergebnisse nur unter Vor-

1 E. *Rettinger*: Bevölkerungsgeschichte, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 133 (1997), S.495–573, bietet eine Auflistung der Veröffentlichungen aus den Jahren 1983–1997.

2 J. *Dupâquier* (Hrsg.): Histoire de la population française, Paris 1988, 3 Bde.

3 E.A. *Wrigley*, R. *Schofield*: The population history of England. 1541–1871. A reconstruction, Cambridge 1989.

4 M. *Mattmüller*: Bevölkerungsgeschichte der Schweiz. Teil 1: Die frühe Neuzeit, 1500–1700, Basel 1987.

5 A.E. *Imhof*: Lebenserwartungen in Deutschland vom 17. bis 19. Jahrhundert, Weinheim 1990.

6 R. *Gehrmann*: Bevölkerungsgeschichte Norddeutschlands zwischen Aufklärung und Vormärz, Berlin 2000.

behalt berücksichtigt werden: *Über Ab- und Zunahme der Bevölkerung, über Geburt und Tod in früheren Zeiten sind wir immer noch mehr oder weniger unzureichend unterrichtet*, wird beispielsweise das Kapitel zur Bevölkerungsentwicklung in einer modernen Darstellung der deutschen Geschichte eingeleitet⁷.

Angesichts dieser Desiderate möchte diese Arbeit ein kleiner Beitrag dazu sein, bisherige Ergebnisse zusammenzufassen, aber auch auf Forschungslücken hinzuweisen. Als Thema wurde die Sterblichkeit in Württemberg während des 18. Jahrhunderts ausgewählt. Für diesen Teilaspekt der Bevölkerungsgeschichte soll die bisherige Forschung gesichtet werden, um die Ergebnisse auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin zu untersuchen und sie im Vergleich mit anderen Regionen in einen Gesamtzusammenhang zu stellen. Eingebracht werden sollen außerdem eigene demographische Auswertungen des Verfassers, die für zwei württembergische Orte durchgeführt wurden. Hierbei handelt es sich um die Pfarreien Murrhardt und Backnang im heutigen Rems-Murr-Kreis.

Wenn im Rahmen dieser Arbeit auf die Verhältnisse in Württemberg eingegangen wird, so sollen diese nicht auf das Gebiet des Herzogtums Württemberg im 18. Jahrhundert beschränkt bleiben. Dies würde bis zum Frieden von Paris 1796 auch die linksrheinischen Besitzungen einschließen, jedoch die im Gebiet des Herzogtums liegenden Reichsstädte unberücksichtigt lassen, ebenso die anderen als Neuwürttemberg bezeichneten Territorien, die erst seit 1802 zum späteren Königreich Württemberg gehörten. Im folgenden soll die Sterblichkeit in dem Gebiet untersucht werden, das im 19. Jahrhundert württembergisch war.

Auf welche Forschungen kann diesbezüglich zurückgegriffen werden? Bereits 1939 wurden zwei demographische Untersuchungen veröffentlicht, die das Kirchspiel Böhringen auf der Schwäbischen Alb⁸ sowie das Kirchspiel Götelfingen im württembergischen Schwarzwald zum Thema hatten⁹. Wiewohl diese Arbeiten im Rahmen der nationalsozialistischen Rassenpolitik entstanden sind, zeugen sie methodisch vom damaligen hohen Standard der historisch-demographischen Forschung in Deutschland. Es sollte rund ein halbes Jahrhundert dauern, bis für Württemberg weitere detaillierte Forschungsergebnisse dieser Qualität vorlagen. An wissenschaftlichen Arbeiten, die für einzelne Orte durchgeführt wurden, wären hier die Untersuchungen für die beiden württembergischen Schwarzwalddörfer Aach und Schönmünzach¹⁰, die vier Dörfer Bondorf, Tailfin-

7 Ch. Dipper: *Deutsche Geschichte 1648–1789*, Frankfurt 1991, S.42.

8 G. Heckh: *Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungsbewegung des Kirchspiels Böhringen auf der Uracher Alp vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, in: *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* 33 (1939), S.126–169.

9 I. Müller: *Bevölkerungsgeschichtliche Untersuchungen in drei Gemeinden des württembergischen Schwarzwaldes*, in: *Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik* 9 (1939), S.185–206, S.247–264.

10 R.K. Adler: *Demographie und Familiengeschichte der beiden Schwarzwalddörfer Aach und Schönmünzach im Kreis Freudenstadt. Rückwirkungen der beginnenden Industrialisierung auf die ländliche Sozialstruktur*, St. Katharinen 1991.

gen, Nebringen und Mötzingen im Raum Herrenberg¹¹, Laichingen auf der Schwäbischen Alb¹² und diverse Forschungen über Teilorte der Gemeinde Allmendingen im Alb-Donau-Kreis¹³ zu nennen. Mit Öschelbronn bei Herrenberg wurde ein württembergischer Ort im Rahmen einer überregionalen Untersuchung ausgewertet¹⁴.

Regionale Zusammenfassungen, die über diese Einzelauswertungen hinausgehen, wurden zwar angekündigt¹⁵, stehen aber noch aus.

Leider hat insgesamt die Euphorie, mit der in den 1980er und frühen 1990er Jahren Historische Demographie betrieben wurde, nachgelassen, und so sind insbesondere für den württembergischen Raum in den letzten Jahren keine nennenswerten neue Arbeiten zu diesem Thema entstanden.

Dies ist ausdrücklich zu bedauern, denn selbst scheinbar flächendeckende Untersuchungen¹⁶ beruhen auf Auswertungen, die stichprobenartig für einzelne Regionen Deutschlands erhoben wurden. Um zumindest für den württembergischen Raum zu landesweiten Ergebnissen zu gelangen, wäre weiteres Datenmaterial dringend notwendig. Nur durch weitere Einzelarbeiten können die bisherigen Ergebnisse bestätigt oder korrigiert werden. Wenig Erkenntnisse gibt es bislang auch darüber, welche Entwicklungen in ganz Württemberg stattfanden und welche auf einzelne Orte oder Regionen beschränkt waren. Hierzu müsste Württemberg auch in geographischer Hinsicht repräsentativer untersucht werden. Hierbei wäre beispielsweise an das seit jeher dichtbesiedelte Remstal oder das Unterland am Neckar zu denken. Von einer Arbeit über Stuttgart, die heutigen Ansprüchen längst nicht mehr genügt¹⁷, und einer kleineren Untersuchung

11 A. *Maisch*: Notdürftiger Unterhalt und gehörige Schranken. Lebensbedingungen und Lebensstile in württembergischen Dörfern der frühen Neuzeit. Stuttgart 1992.

12 H. *Medick*: Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als allgemeine Geschichte. Göttingen 1996.

13 Z. B. G. *Sponholz*: Die Säuglingssterblichkeit in zwei ländlichen Gemeinden im 18. und 19. Jahrhundert. Konfessionell bedingte Werthaltungen als Risikofaktoren? Ellwangen 1995, Ulm Univ., Diss., 1995.

14 J. E. *Knodel*: Demographic behavior in the past. A study of 14 German village populations in the 18. and 19. centuries, Cambridge 1988.

15 G. *Fritz*: Einige Beobachtungen zu den demographischen Auswirkungen der Franzoseninvasion von 1692/93, in: W. *Schmierer* [u. a.] (Hrsg.): Aus südwestdeutscher Geschichte. Festschrift für Hans-Martin Maurer. Stuttgart 1994, S. 447, Fußnote 1. Die von *Fritz* angekündigte Arbeit wurde nicht fortgeführt, weil mehrere demographische Studien von Wolfgang von *Hippel* dasselbe Thema behandeln (1. Das Herzogtum Württemberg im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Die Kriegsauswirkungen im Spiegel der Kriegsschadensberichte von 1652 und der Steuerberichte von 1655; 2. Die Zählung der „Burger und Inwohner“ im Herzogtum Württemberg von 1598 – beide Arbeiten sind seit Jahren angekündigt in der Forschungsreihe der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg). Außerdem wird die in Arbeit befindliche Stuttgarter Dissertation des Bietigheimer Archivars Stefan *Benning* über Seuchen ebenfalls demographische Aspekte behandeln.

16 *Imhof* (wie Anm. 5) berücksichtigt u. a. die sechs Orte Bondorf, Mötzingen, Nebringen, Öschelbronn, Tailfingen und Unterjettingen im Herrenberger Raum.

17 A. F. *Stimmel*: Untersuchungen über die Bevölkerung, Geburts- und Sterblichkeits-Verhältnisse von Stuttgart, Tübingen 1834, Tübingen Univ., Diss. 1834.

über die Stadt Ulm¹⁸ abgesehen, existieren über die größeren Städte des Untersuchungsgebiets bisher keine historisch-demographischen Forschungen.

Auch im Gebiet um Murrhardt und Backnang ist die Bevölkerungsgeschichte noch relativ unerforscht. Immerhin gibt es eine Reihe kleinerer Veröffentlichungen, die hier kurz erwähnt werden sollen. Über die Bevölkerungsgeschichte Backnangs im 17. und frühen 18. Jahrhundert¹⁹ sowie über die Jahre 1841–1850²⁰ existieren bereits erste Arbeiten, eine zum 18. Jahrhundert ist noch unveröffentlicht²¹. Zu den Verhältnissen während der Jahre des Dreißigjährigen Kriegs in Sulzbach/Murr liegt ebenfalls eine demographische Untersuchung vor²², auch die Zahlen der Oberbrüdenener Kirchenbücher wurden in einem Aufsatz publiziert²³. In Murrhardt wurde um 1990 damit begonnen, die dortigen Kirchenbucheinträge detailliert statistisch auszuwerten. Die Ergebnisse wurden jedoch bislang nicht publiziert. Teilergebnisse davon fließen in diesen Aufsatz ein.

Solche intensive Feldforschungen auf Mikroniveau bergen zwei Gefahren in sich. Einerseits könnte es daran mangeln, sich bei der Auswertung an methodische Standards anzulehnen, so dass eine Vergleichbarkeit der erzielten Werte erschwert wird. Andererseits könnte es unterbleiben, die lokalen Daten mit bereits vorliegenden Ergebnissen zu vergleichen.

Für weitergehende Forschungen würden für Württemberg durchaus hervorragende Vorarbeiten zur Verfügung stehen. Dabei ist vor allem an die zahlreichen Ortssippenbücher zu denken, die bereits veröffentlicht wurden und deren Anzahl laufend steigt. Es wurde darüber hinaus bereits versucht, die Anfertigung von historisch-demographischen Auswertungen im Rahmen des Schulunterrichts zu fördern²⁴.

18 E. Meier: Die Sterblichkeit in der Reichsstadt Ulm in den Jahren 1786–1802, in: Gesundheitsfürsorge für das Kindesalter 4 (1929), S.247–253.

19 G. Fritz: Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte von Backnang im 17. und frühen 18. Jahrhundert. Insbesondere in den Jahrzehnten um den Franzoseneinfall 1693, in: Backnanger Jahrbuch 2 (1993/94), S.109–149.

20 M. Baschin: Untersuchungen zur Demographie der Stadt Backnang von 1841 bis 1850, in: Die Backnanger Gesellschaft um 1848, Backnang 1999 (Kleine Schriften des Stadtarchivs Backnang 1), S.26–44.

21 G. Fritz: Bevölkerungsgeschichte Backnangs im 18. Jahrhundert, Murrhardt 1996 [unveröffentlichtes Manuskript].

22 M. Klink: Zur demographischen Entwicklung in Sulzbach/Murr während des Dreißigjährigen Kriegs. Statistische Auswertung der Kirchenbücher, in: WFr 77 (1993), S.311–350.

23 W. Pabst: Ein Dorf im Wandel der Zeit. Bevölkerungsentwicklung der Gemeinde Oberbrüden zwischen 1652 und 1952, in: Geschichte und Geschichten aus unserer Heimat Weissacher Tal 12 (1997), S.87–138.

24 G. Fritz: Historische Demographie als fächerübergreifendes Thema des Geschichts-, Gemeinschaftskunde-, Erdkunde-, Biologie-, Religions- und Ethik-Unterrichts, in: Archiv-Nachrichten 1999, 19, Beilage Quellenmaterial für den Unterricht, S.1–8.

2.a. Die Sterblichkeit als Thema der Historischen Demographie

Die Bevölkerungsweise einer Gesellschaft beruht auf der Ausprägung der drei Komponenten Heirat, Fruchtbarkeit und Sterblichkeit. Dabei steht keines dieser Elemente für sich allein, sondern sie sind untereinander Wechselwirkungen unterworfen. Außerdem sind sie mit weiteren Faktoren verknüpft. Hierbei handelt es sich nicht nur um kulturelle und ökonomische Strukturen der Gesellschaft, sondern auch um die ökologischen und anthropologischen Gegebenheiten.

Aus heutiger Sicht wird kaum in Frage gestellt, dass ein neugeborenes Kind das Säuglingsalter überlebt. Es scheint ebenfalls relativ selbstverständlich zu sein, nicht während der Kindheit oder Jugend zu sterben und danach ein gesetztes Lebensalter zu erreichen.

Dabei wird wohl kaum bedacht, dass diese Grundannahmen zwar in der heutigen Gesellschaft meistens erfüllt werden (zumindest was die Industrienationen angeht), jedoch keineswegs auf frühere Zeiten zutreffen.

Dabei hält sich hartnäckig die Vorstellung, dass in historischen Zeiten die Menschen im Alter von 20 bis 30 Jahren starben. Obwohl dies als durchschnittliche Lebenserwartung durchaus zutreffen könnte, lässt sie völlig außer acht, dass diese Zahl dadurch entsteht, dass einerseits viele Menschen im Säuglings- oder Kindesalter starben, andererseits doch nicht wenige auch unter heutigen Maßstäben ein ansehnliches Alter erreichten.

Die Beweisführung, wie die diesbezüglichen Verhältnisse in früheren Jahrhunderten tatsächlich waren, ist eine Aufgabe der Historischen Demographie.

Aber es sind nicht nur die reinen Fragen nach der Sterbewahrscheinlichkeit und der Lebenserwartung, die die Sterblichkeit zum Thema der Historischen Demographie machen. Denn anhand der Ergebnisse kann weitergehenden Fragen nachgegangen werden. Veränderungen in der Sterblichkeit könnten mit Veränderungen der Lebensumstände zusammenhängen, so beispielsweise mit der Ernährung oder der medizinischen Versorgung. Der Zusammenhang von Säuglingssterblichkeit und Stillgewohnheiten ist ebenfalls seit längerem wichtiges Thema der Forschung.

Anhand der saisonalen Analyse der Sterblichkeit kann genauer betrachtet werden, welche Krankheiten den Tod verursacht haben und wie sich dies im Lauf der Zeit verändert hat.

2.b. Möglichkeiten und Grenzen der Historischen Demographie

Die Aufgabe der Historischen Demographie besteht nicht nur darin, Daten demographischer Strukturen zu interpretieren, sondern auch die dafür notwendigen Daten zu gewinnen. Diese Datenerhebung anhand verschiedenen Quellenmaterials siedelt die Historische Demographie zu Recht als Disziplin der Ge-

schichtwissenschaft an. Andererseits können die Ergebnisse der rein historischen Forschung erst dadurch aussagekräftig werden, dass sie durch Komponenten der Bevölkerungswissenschaft, Medizin, Meteorologie und anderer Disziplinen ergänzt werden.

Ein weiteres Spannungsverhältnis besteht darin, dass die Datenerhebung meist auf lokaler oder regionaler Ebene entsteht, diesbezüglich also intensive Feldforschung auf Mikroniveau zu leisten ist. Die Ausarbeitung und Verfeinerung der Forschungsmethoden sowie die sinnvolle Interpretation der Ergebnisse sind jedoch nur auf überregionaler, sogar internationaler Ebene möglich.

Bei der Auswahl der Quellen ist auch bezüglich der Sterblichkeit auf die von der Bevölkerungslehre übernommene Unterscheidung zwischen Bewegungs- und Bestandsmassen zu achten. Die Bewegungsmassen können aus Quellen ermittelt werden, die die Todesfälle laufend aufzeichnen. In Quellen für die Bestandsmassen ist der Bevölkerungsstand durch Zählungen erfasst, die zu einem bestimmten Zeitpunkt stattfinden.

Für die Untersuchung der Sterblichkeit in Württemberg im 18. Jahrhundert bieten sich die Kirchenbücher als fast ideale Quelle an, um für die Bewegungsmassen aussagekräftige Daten zu gewinnen.

Die Kirchenbücher verzeichnen zwar nur die kirchlichen Handlungen, hier also die Beerdigungen, aber sie haben durch die überwiegend monokonfessionelle Prägung der württembergischen Orte im 18. Jahrhundert den Charakter amtlicher Verzeichnisse der Sterbefälle. Im Sinne der Quellenkritik ist jedoch zu berücksichtigen, inwiefern die Eintragungen vollständig sind, beispielsweise ob und in welchem Maß Totgeburten aufgeführt und die Sterbefälle Auswärtiger oder Angehöriger anderer Konfessionen verzeichnet sind. Lücken in den Aufzeichnungen können durch Kriegs- und Epidemiezeiten ebenso entstehen, wie durch Vakanz der Pfarrstelle oder Versäumnis von Seiten der Kirchengemeinde. Bezogen auf die Sterblichkeit können anhand der Kirchenbücher folgende Daten gewonnen werden: Die Anzahl der Sterbefälle und das jeweilige Datum (manchmal nur das Datum der Beerdigung), dies nach dem Geschlecht getrennt; je nach Qualität der Buchführung sind auch Sterbealter und Todesursache erwähnt.

So können zumindest Aussagen über die absolute Entwicklung der Zahlen getroffen werden, über die Saisonalität der Sterbefälle sowie über Zeiten, in denen überdurchschnittlich viele Menschen starben. Wenn in den Quellen zusätzlich das Sterbealter angegeben ist, kann auch die Säuglings- und Kindersterblichkeit sowie das durchschnittliche Sterbealter errechnet werden.

Diese reine Auszählung der Sterbefälle für einen bestimmten Zeitraum wird aggregative Methode genannt. Sie ermöglicht es zwar, zu absoluten Zahlen zu gelangen, jedoch können beispielsweise keine Sterberaten errechnet werden. Die Sterberate ist die Zahl der jährlichen Sterbefälle pro 1000 der Bevölkerung. Um die Zahl der Sterbefälle aber mit dem jeweiligen Bevölkerungsstand in Verbindung bringen zu können, müsste dieser bekannt sein. Für die Zeit vor 1800 sind

Einwohnerzahlen jedoch nicht ohne weitere Umstände zu ermitteln. Ein weiteres, nicht zu unterschätzendes Problem stellt die Mobilität der Bevölkerung dar: Da durch Zu- und Abwanderung nicht von einer statischen Bevölkerung ausgegangen werden kann, entspricht die Gesamtheit der Kirchenbucheinträge nicht ohne Einschränkung der Bevölkerungsweise einer bestimmten Menschenmenge.

Werden die Einträge nicht nur durchgezählt, sondern für einzelne Personen nach ihren familiären Zusammenhängen geordnet, spricht man von der Familienrekonstitutionsmethode. Hierdurch erhält man ein Datengerüst, das die Sterbefälle differenzierter nach Alter, Zivilstand und sozialer Schicht aufschlüsseln kann. Mit dieser ungleich aufwändigeren Arbeitsweise können weitergehende Aussagen gemacht werden, beispielsweise über die Sterbewahrscheinlichkeit und die Lebenserwartung.

3.a. Die Sterblichkeit im 18. Jahrhundert

Eine Betrachtung der Sterblichkeit im 18. Jahrhundert wäre für sich allein nicht sinnvoll. Um beurteilen zu können, inwiefern es innerhalb dieses Jahrhunderts bei der Sterblichkeit zu Veränderungen kam, beziehungsweise ob sich daraus weitergehende Tendenzen ableiten lassen, ist es unumgänglich, die Bevölkerungsgeschichte des 18. Jahrhunderts in den Kontext der vorangegangenen und nachfolgenden Zeit zu stellen.

Ebenso wenig Aussagekraft hätte eine Betrachtung, die nur die württembergischen Verhältnisse berücksichtigen würde. Vielmehr ist hier ein Horizont vonnöten, der nicht an damaligen oder heutigen politischen Grenzen Halt macht, sondern im Prinzip den gesamten europäischen Kultur- und Wirtschaftsraum mit einschließt.

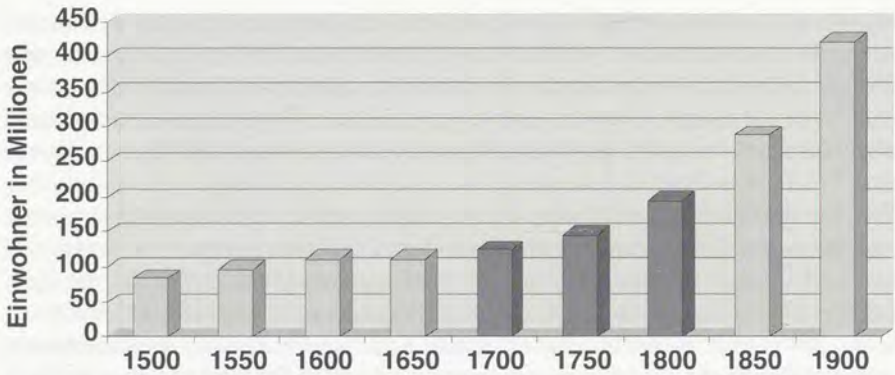
Anhand von drei Punkten soll die Sterblichkeit im 18. Jahrhundert charakterisiert werden.

1. Die unkontrollierbare Eigendynamik der Mortalität
2. Der Prozess der Stabilisierung der Mortalität
3. Die Rolle der Mortalität beim Vorgang des demographischen Übergangs

Inwiefern die Mortalität einer unkontrollierbaren Eigendynamik unterliegt, soll am Beispiel der Säuglingssterblichkeit näher betrachtet werden. Der Prozess der Stabilisierung der Mortalität wird im Zusammenhang mit den Mortalitätskrisen thematisiert werden.

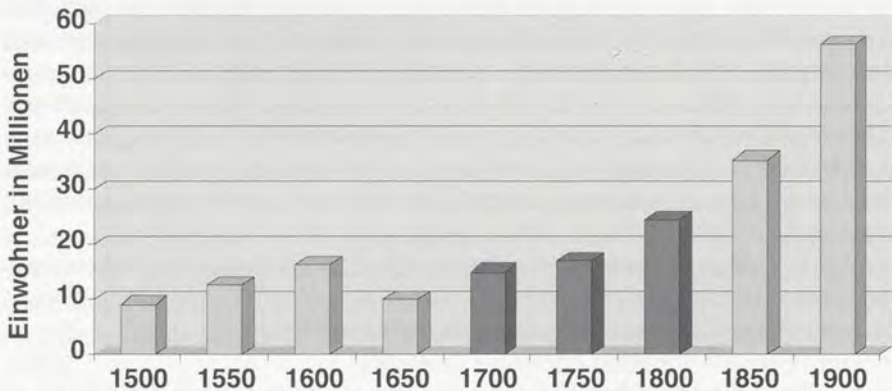
Zuerst zur Rolle der Mortalität beim demographischen Übergang:

Das auf den ersten Blick herausragende Merkmal der europäischen Bevölkerungsgeschichte war in den letzten Jahrhunderten zweifellos die enorme Bevölkerungszunahme.



Grafik 1 Entwicklung der Bevölkerung in Europa 1500–1900

Innerhalb der vier Jahrhunderte zwischen 1500 und 1900 hat sich die Bevölkerung in Europa mehr als verfünffacht (Grafik 1), in Deutschland sogar mehr als versechsfacht (Grafik 2). Im 18. Jahrhundert, das uns hier genauer interessieren soll, nahm die Bevölkerung in Europa um 56 % von 125 auf 195 Millionen Einwohner zu, innerhalb Deutschlands um 53 % von 16 auf 24,5 Millionen²⁵.



Grafik 2 Entwicklung der Bevölkerung in Deutschland 1500–1900

Das Herzogtum Württemberg zählte um 1730 etwa 425 000 Einwohner und wies um 1800 eine Bevölkerung von etwa 660 000 auf, dies entspricht einer Zunahme von 55 % innerhalb von 70 Jahren²⁶.

25 M. Livi Bacci: Europa und seine Menschen. Eine Bevölkerungsgeschichte, München 1999, S. 18–19.

26 W.G. Rödel: Die demographische Entwicklung in Deutschland 1770–1820, in: H. Berding [u. a.] (Hrsg.): Deutschland und Frankreich im Zeitalter der Französischen Revolution, Frankfurt 1989, S. 24.

Welchen Stellenwert die Sterblichkeit innerhalb dieser Entwicklung hat, darüber gibt oder gab es in der Forschung unterschiedliche Ansichten.

Um das enorme Bevölkerungswachstum während der Industrialisierung zu erklären, wurde lange von der Gültigkeit des Modells des demographischen Übergangs ausgegangen. Dieser demographische Übergang vollzieht den Wechsel vom alten demographischen Regime der vorindustriellen Lebensweise hin zu dem danach gültigen „modernen“ System, das sich durch eine stark erhöhte Überlebenswahrscheinlichkeit, eine niedrige Geburtenrate und damit eine gleichbleibende Bevölkerungszahl auszeichnet. Der statistische Unterschied besteht im Grunde darin, dass sich die vorindustrielle von der industriellen Lebensweise dadurch unterscheidet, dass sich sowohl Geburten- als auch Sterberaten auf unterschiedlichem Niveau befinden. Während die vorindustrielle Lebensweise durch hohe Geburten- und Sterberaten charakterisiert ist, finden sich in der industriellen Lebensweise niedrige Geburten- und Sterberaten. Den enormen Bevölkerungszuwachs erklärt das Modell des demographischen Übergangs in dessen zeitlichem Ablauf: Der Übergang von der vorindustriellen zur industriellen Lebensweise soll dadurch eingeleitet worden sein, dass als Ausgangspunkt der Entwicklung zuerst die Sterblichkeit zurückging. In der zweiten Phase ergibt sich daraus als scheinbar zwangsläufige Folge die Einschränkung der Geburtenhäufigkeit. Die Bevölkerungszunahme findet dabei hauptsächlich zwischen diesen beiden Phasen statt. Andere demographische Elemente haben hinsichtlich des demographischen Übergangs und der enormen Bevölkerungszunahme nur nachrangigen Charakter.

Dieses Modell des demographischen Übergangs hat bis in die heutige Zeit seinen festen Platz in Schul-, Lehr- und Handbüchern sowie in wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Darstellungen. Nachdem durch die historisch-demographische Forschung in den letzten Jahrzehnten zahlreiches Datenmaterial gewonnen wurde, das diesem Modell widerspricht, wird es nunmehr verstärkt in Frage gestellt²⁷ beziehungsweise Neubewertet²⁸.

Genauere Untersuchungen hierzu liegen beispielsweise für England vor. So wurde gerade für das „klassische“ Land der Industrialisierung nachgewiesen, dass das Bevölkerungswachstum im 18. und 19. Jahrhundert nicht durch Sterblichkeitsrückgang, sondern durch Geburtenanstieg aufgrund des geänderten Heiratsverhaltens zustande kam²⁹. Zwar kam es in England nach 1750 zu einem Rückgang der Sterblichkeit, aber die Fruchtbarkeit nahm bereits ab 1730 zu³⁰. Ebenso wenig handelte es sich beim Rückgang der Sterblichkeit um einen linearen Vor-

27 Th. Sokoll: Historische Demographie und historische Sozialwissenschaft, in: Archiv für Sozialgeschichte 32 (1992), S. 405–425, hier S. 408–411.

28 Livi Bacci (wie Anm. 25), S. 177–181.

29 Wrigley/Schofield (wie Anm. 3).

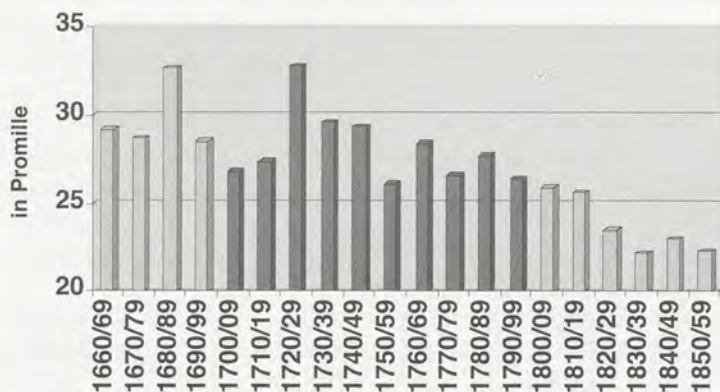
30 Th. Sokoll, R. Gehrman: Historische Demographie und quantitative Methoden, in: M. Maurer (Hrsg.): Aufriß der historischen Wissenschaften. Bd. 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003, S. 152–229, hier S. 186.

gang: Im Gegensatz zum Modell des demographischen Übergangs nahm die Sterblichkeit in England in der Zeit zwischen 1830 und 1870 wieder zu.

Livi Bacci schließt aus diesen neuen Forschungsergebnissen, dass die verschiedenen Bevölkerungen Europas auf vielfältigen Wegen zu niedrigen Geburten- und Sterberaten gelangten und dabei nicht der Logik von Ursache und Wirkung unterlagen, wie sie das Modell des demographischen Übergangs unterstellt³¹.

Wie hoch war nun tatsächlich die Sterblichkeit im 18. Jahrhundert und inwiefern fand ein Rückgang der Sterblichkeit innerhalb dieses Jahrhunderts überhaupt statt?

Bevor wir uns Deutschland zuwenden, soll die Sterblichkeit in den europäischen Ländern betrachtet werden, für die Auswertungen im nationalen Maßstab vorliegen. Für England wurden durch die „Cambridge Group“ sehr detaillierte Ergebnisse erarbeitet (Grafik 3). Es werden für das 18. Jahrhundert eher niedrige Sterberaten zwischen 24–28‰ errechnet, vereinzelt von Werten unterbrochen, die knapp über 30‰ liegen. Gründe für diese relativ niedrigen Werte wurden unter anderem in den klimatischen Verhältnissen gesucht, da die niedrigeren Temperaturen in England die Verbreitung mancher Infektionskrankheiten erschweren könnten³². Das Jahr 1729 stellt mit einer Sterberate von 44,7‰ eine Ausnahme dar, 1742 wurden nochmals 36,7‰ erreicht³³.



Grafik 3 Sterberaten in England 1660–1859

Die Zehnjahresdurchschnitte zeigen deutlich einen Rückgang der Sterberaten, der ungefähr im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts beginnt, aber erst im 19. Jahrhundert zu dauerhaften Werten unter 25‰ führt.

31 *Livi Bacci* (wie Anm. 25), S. 181.

32 *J. Vallin*: Mortality in Europe from 1720 to 1914. Long-term trends and changes in patterns by age and sex, in: *R. Schofield* [u.a.] (Hrsg.): *The decline of mortality in Europe*, Oxford 1991, S. 38–67, hier S. 44.

33 *Wrigley/Schofield* (wie Anm. 3), S. 532–535.

Für Frankreich werden höhere Sterberaten errechnet. Zwischen 1740 und 1749 liegen die Werte in der Regel zwischen 32–35 ‰, 1747 wird ein Spitzenwert von 47 ‰ erreicht³⁴. Auch im weiteren 18. Jahrhundert bleiben die Jahreswerte zwischen 30–40 ‰, um erst nach 1795 dauerhaft auf Werte unter 30 ‰ zu sinken.

Warum kam es in beiden Ländern gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu einem Rückgang der Sterblichkeit? Worauf dies zurückzuführen ist, darüber herrscht in der Forschung keine Einigkeit. Die These, dass dafür die Errungenschaften der modernen Medizin verantwortlich seien, wird von *Sokoll* und *Gehrmann* zurückgewiesen. Sie berufen sich dabei auf die Untersuchungen von *Thomas McKeown*, der davon ausgeht, dass die seit dem 18. Jahrhundert entstandenen Krankenhäuser einen eher ansteckungsfördernden Effekt hatten und die großen Epidemien erst in der Zeit nach 1800 eingedämmt wurden³⁵. Könnte der Rückgang auf den Anstieg des Lebensstandards zurückzuführen sein? Zumindest für England scheint ein Zusammenhang zwischen Entwicklung der Sterblichkeit und Reallohnentwicklung nicht zwingend gegeben zu sein: *Nur 16 % aller Mortalitätsveränderungen gegenüber dem Vorjahr lassen sich auf entsprechende Weizenpreisveränderungen zurückführen*³⁶. Vielleicht lag es an einer verbesserten Ernährung? *Lee* spricht in diesem Zusammenhang von *Faktoren, die nicht exakt quantifiziert oder überprüft werden können, wie ein verbessertes System von häuslicher Infektionsbekämpfung, bessere Wohnverhältnisse oder erhöhte Hygiene*³⁷. Es scheint plausibel zu sein, von einer Kombination ganz verschiedener Entwicklungen auszugehen. Vielleicht werden weitere Detailforschungen dazu mehr sagen können.

Aussagen über die Sterblichkeit in Deutschland während des 18. Jahrhunderts können bisher nur für einzelne Regionen gemacht werden. Dabei scheint es sich heraus zu kristallisieren, dass es zwischen Nord- und Süddeutschland zwei grundsätzliche Unterschiede gibt: einerseits ein Süd-Nord-Gefälle bezüglich der Höhe der Sterberaten, andererseits eine zeitliche Verschiebung, was das Absinken der Sterberaten betrifft.

Bei seinen Untersuchungen über Norddeutschland errechnet *Gehrmann* für die Zeit 1740–1780 eine Sterblichkeit von rund 30–37 ‰, die jedoch starken jährlichen Schwankungen unterworfen ist³⁸. Ab ungefähr 1780 zeigt sich die eindeutige Tendenz, dass die Sterblichkeit dauerhaft zurückgeht. Die Werte betragen dabei 25–30 ‰ und werden nur durch das Auftreten epidemischer Krankheiten in einigen Jahren durchbrochen. Diesen Rückgang um über 10 % führt *Gehrmann* jedoch darauf zurück, dass sich die exzessiven jährlichen Schwankungen bei der Sterblichkeit abgeschwächt haben, dass also Krisen nachgelassen haben. Er will aber nicht ausschließen, dass sich die Sterblichkeit ähnlich wie in England nach

34 *Vallin* (wie Anm. 32), S. 44.

35 *Sokoll/Gehrmann* (wie Anm. 30), S. 195–196.

36 *Sokoll* (wie Anm. 27), S. 419.

37 *R. W. Lee*: Historische Demographie in England. Ein Überblick, in: *M. Matheus, W. G. Rödel* (Hrsg.): *Landesgeschichte und Historische Demographie*, Stuttgart 2000, S. 109–133, hier S. 128.

38 *Gehrmann* (wie Anm. 6), S. 164.

1780 wieder auf einen Zustand wie vor dem 18. Jahrhundert einpendelt³⁹. Dieser Sterblichkeitsrückgang zwischen dem ausgehenden 18. Jahrhundert und den 1820er Jahren kann jedoch kaum als Beginn des demographischen Übergangs interpretiert werden, da der Rückgang in der Mitte des 19. Jahrhunderts stagniert, beziehungsweise die Werte sogar wieder ansteigen⁴⁰. Auch in Norddeutschland können regionale Unterschiede in den Sterberaten festgestellt werden. Da sie in erster Linie mit dem Grade der Bevölkerungsdichte übereinstimmen, kann ein Zusammenhang mit dem Risiko von Infektionen angenommen werden. Für die demographischen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts wird davon ausgegangen, dass zwischen zwei Drittel und drei Viertel der Sterbefälle auf eine von Mensch zu Mensch übertragbare Krankheit zurückzuführen sind⁴¹. Für die letzten zwei Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts werden die höchsten Werte der Sterblichkeit für Hamburg (36‰), Berlin und Lübeck (je 31‰) ermittelt, danach folgen die dichter besiedelten Gebiete mit Werten zwischen 26–29‰, während dünner besiedelte Territorien die geringste Sterblichkeit (25‰) aufweisen, wobei dabei auch Ausnahmen festzustellen sind⁴².

Für andere Regionen Deutschlands liegen leider keine flächendeckenden Erhebungen vor, so dass wir auf die Ergebnisse von Einzeluntersuchungen angewiesen sind.

Für die ländliche Region im Mainzer Umland ergeben sich für das 18. Jahrhundert Sterberaten von rund 30‰, wobei die Werte für einzelne Gemeinden starken Schwankungen unterliegen. Von einer Tendenz zu dauerhaft sinkenden Sterblichkeitsraten kann hier erst ab 1875 gesprochen werden⁴³.

Wenn wir uns nun der Sterblichkeit im württembergischen Raum zuwenden, sind einige Hinweise notwendig, um die Bevölkerungsgeschichte Württembergs besser in den gesamtdeutschen Zusammenhang einordnen zu können.

Innerhalb der verschiedenen Regionen Deutschlands war die Ausgangslage zu Beginn des 18. Jahrhunderts sehr unterschiedlich. Hier ist vor allem an die Folgen des Dreißigjährigen Kriegs zu denken. Dieser führte insbesondere durch die verstärkte Verbreitung von Epidemien innerhalb Deutschlands zu Gesamtverlusten von rund 40 % der Bevölkerung, wobei die regionale Verteilung der Verluste sehr unterschiedlich war. Während in den vom Kriegsgeschehen vollkommen verschonten oder nur wenig berührten Gebieten die Bevölkerung zu jener Zeit allenfalls stagnierte oder nur gering wuchs, wurden andere Regionen weitgehend entvölkert und hatten Bevölkerungsverluste von über 80 % zu erleiden. Zu diesen Gebieten, die besonders schwer betroffen waren, gehörte auch Würt-

39 Ebd., S. 137–138.

40 Ebd., S. 164–165.

41 *Livi Bacci* (wie Anm. 25), S. 84.

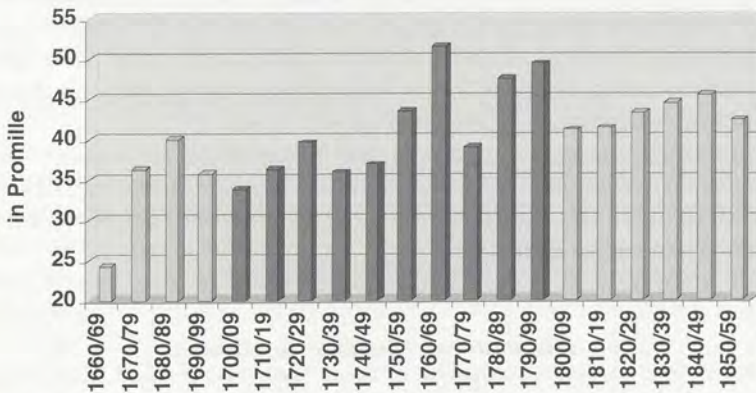
42 *Gehrmann* (wie Anm. 6), S. 174.

43 E. *Rettinger*: Die Umgebung der Stadt Mainz und ihre Bevölkerung vom 17. bis 19. Jahrhundert. Ein historisch-demographischer Beitrag zur Sozialgeschichte ländlicher Regionen, Stuttgart 2002, S. 292–294.

temberg. Während Württemberg um 1634 mit rund 50 Einwohner/km² zu den dichtbesiedeltesten Regionen in Europa gehörte, verringerte sich die Bevölkerung in den Jahren bis 1650 um über 50 %.

Dies führte dazu, dass Württemberg im Unterschied zu anderen Regionen noch insbesondere während des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts sehr von den Auswirkungen des Dreißigjährigen Kriegs beeinflusst war. Denn solange sollte es dauern, bis die Größe der Vorkriegsbevölkerung wieder erreicht wurde. In Laichingen auf der Schwäbischen Alb war dies beispielsweise erst um 1730 der Fall⁴⁴.

Medick hat bei seinen Forschungen über Laichingen auch die dortigen Sterberaten errechnet (Grafik 4)⁴⁵. Diese schwanken im Zehnjahresdurchschnitt zwischen 33,8–51,5 ‰, wobei die Werte innerhalb des 18. Jahrhunderts stark steigen. Während die Sterberate in den Jahren 1700–1749 bei 36,5 ‰ liegt, beträgt sie 1750–1799 46,2 ‰. Da für die Jahre 1658–1699 eine durchschnittliche Sterberate von 33,7 ‰ errechnet werden kann, ist festzustellen, dass sich die Überlebenschancen in Laichingen im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert zunächst einmal gravierend verschlechtert haben⁴⁶. Dies gilt übrigens für alle Altersgruppen, besonders jedoch für die Jugendlichen und jüngeren Erwachsenen im Alter von 15 bis 40 Jahren⁴⁷. Von einem Rückgang der Sterblichkeit ist auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nichts zu spüren. Zwar geht die durchschnittliche Sterberate im Zeitraum 1800–1859 auf 43,0 ‰ zurück, bleibt aber weit über den Werten vor 1750.



Grafik 4 Sterberaten in Laichingen 1660–1859

44 *Medick* (wie Anm. 12), S. 304.

45 Ebd.

46 Zahlen nach ebd., S. 623–627.

47 Ebd., S. 377.

Spiegeln sich in diesen Werten aus Laichingen die allgemeinen württembergischen Verhältnisse wider oder handelt es sich dabei um einen statistischen Extremfall? Da Laichingen, wie später gezeigt werden soll, bezüglich der Säuglingssterblichkeit deutlich über dem württembergischen Durchschnitt zu liegen scheint, ist landesweit wohl eher von niedrigeren Sterberaten auszugehen. Im Kapitel über die Mortalitätskrisen wird noch auf die starken Unterschiede bei den jährlichen Sterberaten einzugehen sein. So liegt die Sterberate in Laichingen 1701 bei nur 24,2%, im Jahr 1751 dagegen bei 76,5%⁴⁸.

3.b. Totgeburten

Es soll an dieser Stelle kurz auf die Totgeburten eingegangen werden, obwohl diese demographisch gesehen eher im Zusammenhang mit den Geburten als mit den Todesfällen betrachtet werden sollten. Es ist jedoch wichtig, ihren Anteil an allen Geburten zu ermitteln, da es sonst beispielsweise zu Ungenauigkeiten bei der Berechnung der Säuglingssterblichkeit kommen könnte. Die Häufigkeit der Totgeburten ist oft nicht einfach zu ermitteln, da sie unterschiedlich verzeichnet wurden. Je nach Pfarrer wurden sie in den Kirchenbüchern festgehalten oder nicht und in vielen Fällen nur entweder in den Tauf- oder in den Sterberegistern. In der Historischen Demographie hat sich als Standard durchgesetzt, bei einer Totgeburtenrate von unter 3% von einer Unterregistrierung auszugehen. Für Laichingen wird für den Zeitraum 1650–1900 eine Rate von 4,37% errechnet⁴⁹. Für das Schwarzwalddorf Aach ergeben sich für das 18. Jahrhundert folgende Werte: 1670–1719: 4,5%, 1720–1769: 2,4%, 1770–1809: 8,7%⁵⁰. Für die von *Maisch* untersuchten Orte im Raum Herrenberg ergeben sich im Zeitraum 1760–1829 für Totgeburten Werte zwischen 4,06–5,3%⁵¹. Für das 18. Jahrhundert scheint sich ungefähr abzuzeichnen, dass es sich bei rund 4–5% aller Geburten um Totgeburten handelt. Für norddeutsche Gebiete hat *Gehrmann* für das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts eine Totgeburtenrate zwischen 3,5–6% nachgewiesen⁵².

3.c. Kinder- und Säuglingssterblichkeit

Im Unterschied zu heute war das Sterben in früheren Jahrhunderten dadurch charakterisiert, dass es unvorstellbar viele Menschen in sehr jungen Jahren traf. Wenn im 18. Jahrhundert Todesfälle zu beklagen waren, hieß dies in den meisten

48 Ebd., S. 624–625.

49 Ebd., S. 618.

50 *Adler* (wie Anm. 10), S. 119.

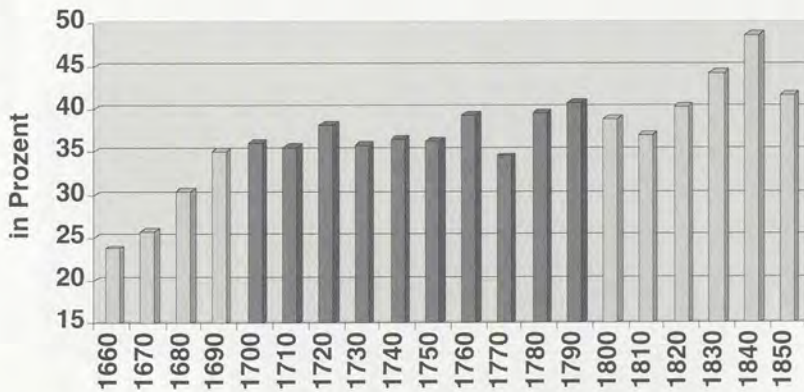
51 *Maisch* (wie Anm. 11), S. 20.

52 *Gehrmann* (wie Anm. 6), S. 417, 435, 468.

Fällen der Tod von Kindern oder Säuglingen. In Backnang handelte es sich im 18. Jahrhundert sogar bei 36,4 % aller Sterbefälle um Säuglinge⁵³.

Unter Säuglingssterblichkeit werden die innerhalb des ersten Lebensjahres verstorbenen Kinder verstanden, unter Kindersterblichkeit die bis zu einem Alter von 15 Jahren Verstorbenen. Die Angabe der Werte in Prozent bezieht sich dabei auf die Zahl der Lebendgeburten.

Das Ausmaß der Kinder- und Säuglingssterblichkeit lag in Württemberg im Vergleich zu anderen europäischen Regionen im 18. Jahrhundert eindeutig im oberen Bereich der Werte. Dennoch ist auch innerhalb Württembergs eine unterschiedliche Höhe der Säuglingssterblichkeit festzustellen. Für Laichingen auf der Schwäbischen Alb werden im 18. Jahrhundert Werte zwischen 35–40 % erreicht (Grafik 5)⁵⁴.



Grafik 5 Säuglingssterblichkeit in Laichingen 1660–1859

Ähnlich hohe Werte lassen sich für andere Orte auf der Schwäbischen Alb nachweisen: Für das Kirchspiel Böhringen auf der Uracher Alb ergeben sich für das 18. Jahrhundert Werte zwischen 24,5–30,1 % (Grafik 6)⁵⁵.

Etwas höher liegt die Säuglingssterblichkeit in den vier Albdörfern Ballendorf, Börslingen, Setzingen und Nerenstetten (Grafik 7). Hier erreicht sie Werte zwischen 29,5–43,2 %⁵⁶.

Ebenfalls sehr hohe Werte finden sich in anderen Regionen. In Nenzingen im Hegau starben im 18. Jahrhundert 33,2 % aller Kinder im ersten Lebensjahr⁵⁷,

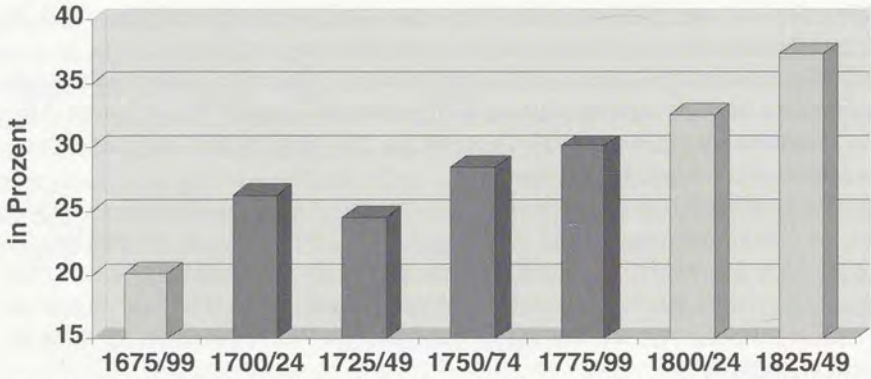
53 Fritz (wie Anm. 21), S. 10.

54 Medick (wie Anm. 12), S. 356.

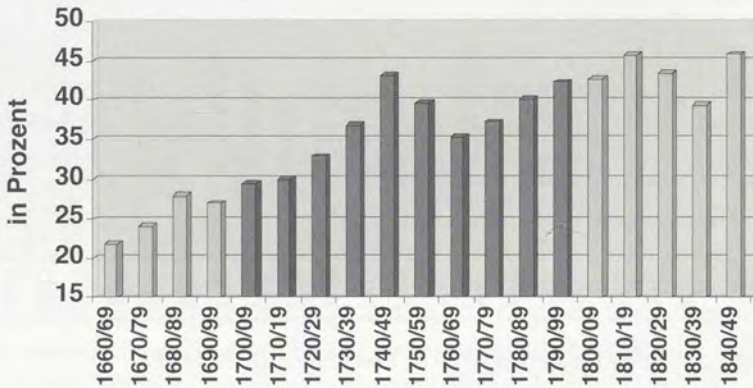
55 Ebd., S. 637.

56 Ebd., S. 638.

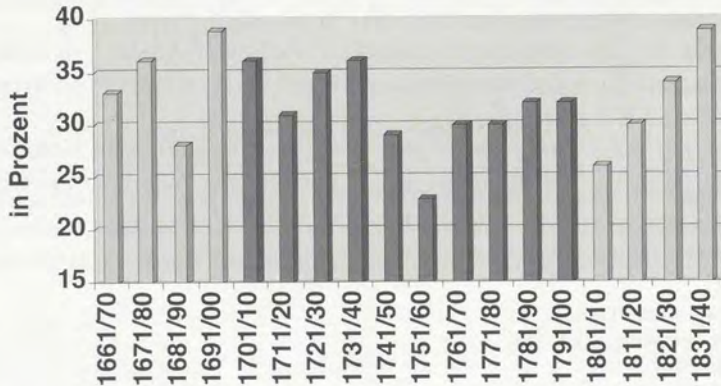
57 Adler (wie Anm. 10), S. 264.



Grafik 6 Säuglingssterblichkeit in Böhlingen 1675–1849



Grafik 7 Säuglingssterblichkeit in vier Albdörfern 1660–1849

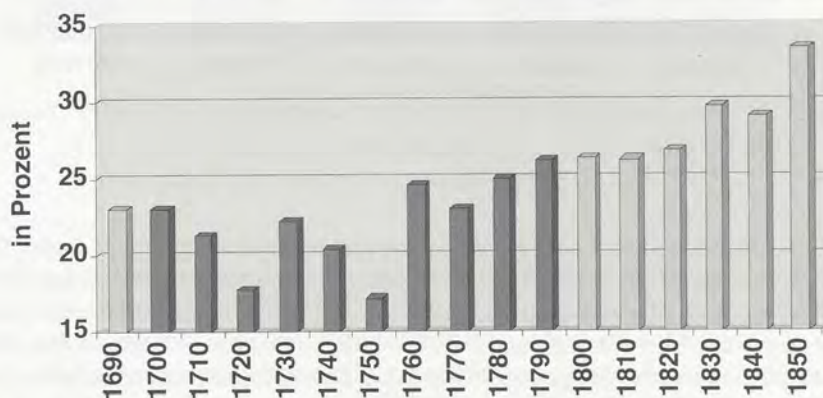


Grafik 8 Säuglingssterblichkeit in Weinsberg 1661–1840

für das nordwürttembergische Weinsberg werden Werte zwischen 23–36 % errechnet (Grafik 8)⁵⁸.

In der Stadt Ulm lag die Säuglingssterblichkeit in den Jahren 1793–1800 sogar zwischen 41,7–55,3 %⁵⁹.

Diesen hohen Werten stehen geringere Raten aus dem Gebiet um Herrenberg gegenüber, wie den Auswertungen von *Imhof* und *Maisch* zu entnehmen ist (Grafiken 9 und 10). Hier liegen die Werte für das 18. Jahrhundert nach *Imhof* zwischen 17,2 % (im Zeitraum 1750–1759) und 26,2 % (für 1790–1799)⁶⁰.



Grafik 9 Säuglingssterblichkeit im Raum Herrenberg 1690–1859 (nach *Imhof*)

In einer ähnlichen Größenordnung liegen die Werte für die beiden Orte Aach und Schönmünzach im württembergischen Schwarzwald (Aach: 1670–1725: 23,7 %, 1726–1775: 18,9 %, 1776–1815: 23,9 %)⁶¹.

Im Vergleich dazu beträgt die Säuglingssterblichkeit für den Zeitraum 1740–1800 in der badischen Ortenau 17,7–23,0 %, in Ostfriesland 13,8–16,2 % und im Saarland gar nur 11,6–17,1 %⁶². Weitere Vergleichszahlen liegen mit 17,9 % für sechs Landpfarreien aus der Umgebung der Stadt Mainz vor⁶³, für das Osnabrückische Kirchspiel Belm 16,5–17,3 %⁶⁴, auch für diverse Bezirke in Preußen werden durchgehend Werte unter 20 errechnet (mit Ausnahme von

58 E. Weismann: Die Bevölkerungsbewegung in einer württembergischen Amtsstadt nach den Weinsberger Kirchenbüchern 1571 bis 1840, in: Jahrbücher für Statistik und Landeskunde von Baden-Württemberg 2 (1956), S.342–352, hier S.348.

59 Meier (wie Anm. 18), S.252.

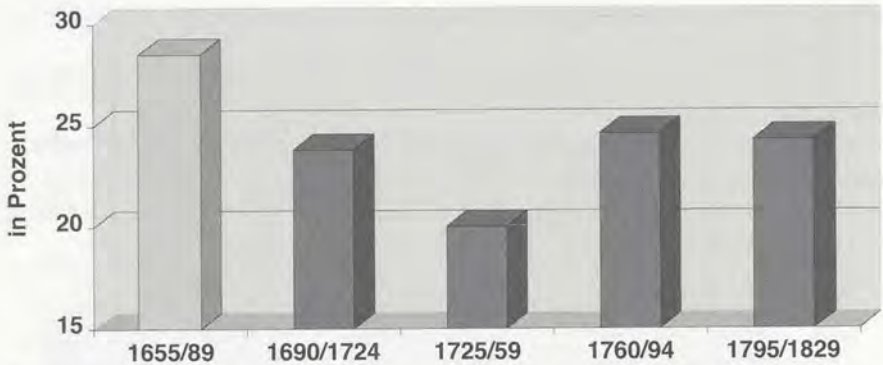
60 Imhof (wie Anm. 5), S.398.

61 Adler (wie Anm. 10), S.262–263.

62 Imof (wie Anm. 5), S.257, 368, 437.

63 Rettinger (wie Anm. 43), S.282.

64 J. Schlumbohm: Lebensläufe, Familien, Höfe. Die Bauern und Heuersleute des Osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650–1860, Göttingen 1994, S. 153.



Grafik 10 Säuglingssterblichkeit im Raum Herrenberg 1655–1829 (nach Maisch)

Berlin, dort sind es rund 30 %) ⁶⁵. Aus unterschiedlichen Quellen hat *Imhof* für Deutschland in der Zeit von 1740–1800 eine durchschnittliche Säuglingssterblichkeit ermittelt, die zwischen 16,7–19,8 % liegt ⁶⁶. In der gleichen Größenordnung liegen die Werte für England mit 16,1–20,8 %. Frankreich hatte im gleichen Zeitraum eine höhere Säuglingssterblichkeit. Die Zehnjahresdurchschnitte liegen dort 1740–1799 zwischen 25,4–29,6 % ⁶⁷.

Wie kommt es nun zu diesen regionalen Unterschieden bei der Säuglingssterblichkeit?

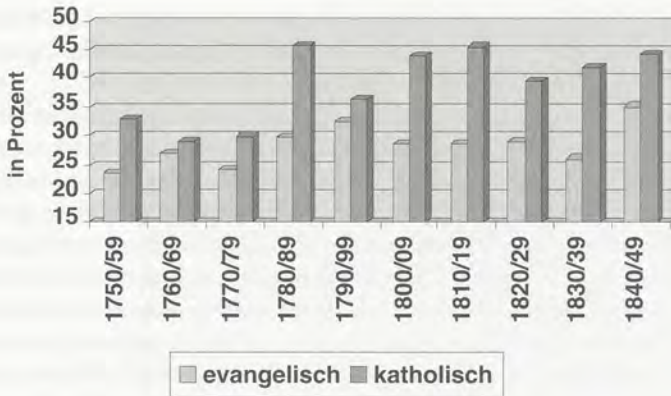
Imhof wies auf die Übereinstimmung zwischen einer niedrigeren Säuglingssterblichkeit in den lutherisch-calvinistisch-reformierten Gebieten Nord- und Ostdeutschlands und einer höheren in vorwiegend katholischen Regionen Süddeutschlands hin. Dies könnte an unterschiedlichen Einstellungen liegen, inwiefern die Mutter für das Wohlergehen des Kindes mitverantwortlich sei, beziehungsweise ob es das Kind im Jenseits nicht grundsätzlich besser hätte ⁶⁸. Interessant ist hierzu die Untersuchung zweier konfessionsverschiedener Dörfer, die in direkter Nachbarschaft auf der Schwäbischen Alb liegen. Die Namen der Dörfer können leider nicht genannt werden, da sie durch die Bearbeiter anonymisiert wurden, sie liegen jedoch im heutigen Alb-Donau-Kreis. Die Säuglingssterblichkeit im Dorf mit evangelischer Bevölkerung liegt immer in einem niedrigeren Bereich als im Dorf mit katholischer Bevölkerung (Grafik 11). Für die zweite

65 Gehrman (wie Anm. 6), S. 146.

66 A.E. *Imhof* (Hrsg.): *Lebenserwartungen in Deutschland, Norwegen und Schweden im 19. und 20. Jahrhundert*, Berlin 1994, S. 399.

67 Dupâquier (wie Anm. 2), Bd. 3, S. 287.

68 A.E. *Imhof*: *Unterschiedliche Säuglingssterblichkeit in Deutschland, 18. bis 20. Jahrhundert – Warum?*, in: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 7 (1981), S. 343–382, hier S. 366–367.



Grafik 11 Säuglingssterblichkeit in zwei konfessionsverschiedenen Dörfern auf der Schwäbischen Alb 1750–1849

Hälfte des 18. Jahrhunderts ergibt dies eine durchschnittliche Säuglingssterblichkeit von 27,4 und 34,8 %⁶⁹.

Um jedoch diesen Unterschied von über 7 Prozentpunkten allein auf die unterschiedliche Konfession zurückführen zu können, wären weitere vergleichbare Untersuchungen notwendig, da es sich bei der Auswertung von *Sponholz* um zwei kleine Dörfer mit rund 300–500 Einwohnern handelt und dies eine zu geringe Datenmenge ist, um daraus eine allgemeine Tendenz ableiten zu können.

Trotzdem kann die unterschiedliche Säuglingssterblichkeit in Nord- und Süddeutschland nicht einfach mit der verschiedenen Konfessionszugehörigkeit der Bevölkerung begründet werden. Denn die Einwohner der württembergischen Orte Laichingen, Böhringen und Weinsberg sowie der Dörfer im Raum Herrenberg waren fast ausschließlich evangelisch, und dennoch sind die Werte hoch.

Eine weitere mögliche Ursache für die höhere Säuglingssterblichkeit in Süddeutschland sieht *Imhof* in einem Mentalitätstrauma infolge des Dreißigjährigen Kriegs. Es sei vorstellbar, dass die ständigen kriegerischen Ereignisse zu einer ganz anderen Einstellung zu Leib und Leben und deren Verlust geführt hätten, tendenziell zu einer größeren Gleichgültigkeit⁷⁰. Dieser Erklärungsversuch wird von *Medick* abgelehnt, da sich eine erhöhte Säuglingssterblichkeit erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts herausbildet⁷¹.

Er verweist vielmehr darauf, dass bereits zeitgenössische Berichte den häufigen Säuglingstod in Württemberg in erster Linie als Folge von *Handlungen und Unterlassungen der Menschen* beschreiben⁷². Als Beispiel dafür wird das Baden und

69 *Sponholz* (wie Anm. 13), S. 27.

70 *Imhof* (wie Anm. 58), S. 367.

71 *Medick* (wie Anm. 12), S. 362.

72 Ebd., S. 364.

Waschen erwähnt, das statt mit Brunnenwasser mit unhygienischem Regen- und Schneewasser durchgeführt wird und die Breiernahrung, mit der bereits unmittelbar nach der Geburt begonnen wird⁷³.

Außerdem spielen die Stillgewohnheiten bei der Säuglingssterblichkeit eine große Rolle: Eine Vernachlässigung beziehungsweise gänzliche Ablehnung des Stillens der Neugeborenen erhöht deren Sterberisiko enorm, da sie dadurch weniger Resistenz gegenüber Infektionskrankheiten erlangen. Zumindest für Laichingen zieht *Medick* den Schluss, dass bis weit ins 19. Jahrhundert hinein in allen sozialen Gruppen eine grundsätzliche Abneigung gegen das Stillen verbreitet war⁷⁴. Die soziale Differenzierung der Stillgewohnheiten ergibt für Laichingen das Ergebnis, dass gerade bei Tagelöhnerfrauen, die vergleichsweise am längsten stillten, die wenigsten Kinder im Säuglingsalter starben⁷⁵. Die Nachteile des Nichtstillens wurden dadurch vergrößert, dass als Ersatznahrung ein schwer verdaulicher Mehlbrei verwendet wurde. Dies führte zu schweren Verdauungsstörungen und Darmkrankheiten, an denen die Säuglinge oft starben⁷⁶.

Den Grund für diese schlechte Säuglingspflege sieht *Medick* einerseits in der besonderen Arbeitsbelastung der Frau. Insbesondere bei den kleinen Bauern mit eigenem Landbesitz hatte die Ehefrau vor allem zur Erntezeit in der Landwirtschaft mitzuarbeiten, da sich diese Haushalte keine Bediensteten oder Tagelöhner leisten konnten. Aus diesem Grund wurde der Zeit- und Arbeitsaufwand für die Kinder möglichst gering gehalten. Andererseits sei von einer allgemeinen Geringschätzung des Kinderlebens auszugehen, die durch die religiöse Einstellung unterstützt wurde, den frühen Kindstod mit Blick auf das Jenseits zu relativieren⁷⁷.

Diese Ausführungen scheinen die beispielsweise von *Flinn* vertretene Auffassung zu widerlegen, dass die Sterblichkeit im frühneuzeitlichen Europa eine Eigendynamik besitze, die durch den Menschen nicht beeinflusst werden könne⁷⁸. Inwiefern veränderte sich die Höhe der Säuglingssterblichkeit während des 18. Jahrhunderts?

Hier liefern die vorliegenden Daten ein völlig uneinheitliches Bild. In Laichingen beträgt die Sterblichkeit von Säuglingen bereits in den Jahrzehnten unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg rund ein Viertel der Lebendgeborenen, um in den folgenden Jahrzehnten erheblich zuzunehmen (Grafik 5). Da dies weitgehend parallel zur Expansion des Leinengewerbes erfolgte, schienen die Frauen in den Weberhaushalten verstärkt landwirtschaftliche Arbeiten auf Kosten der Kindspflege übernommen zu haben⁷⁹. Während des 18. Jahrhunderts

73 Ebd., S. 363 nach einem Bericht von 1792.

74 Ebd., S. 371.

75 Ebd., S. 372.

76 Ebd., S. 365.

77 Ebd., S. 366–369.

78 M. W. *Flinn*: The European demographic system 1500–1820, Brighton 1981, S. 18.

79 *Medick* (wie Anm. 12), S. 369.

bleiben die Werte mehr oder weniger konstant und steigen erst in den Krisen Jahren des Leinengewerbes um 1830/40 weiter an. Das Sterberisiko der Kinder vom 6. bis zum 15. Lebensjahr schwankt in Laichingen dagegen während des ganzen 18. Jahrhunderts ohne erkennbare Entwicklungstendenz zwischen 2–5 %⁸⁰.

In Böhringen ist bereits während des 18. Jahrhunderts ein konstanter Anstieg der Säuglingssterblichkeit feststellbar (Grafik 6). In den vier Albdörfern um Ballendorf belegen die Daten schon seit Mitte des 17. Jahrhunderts ein dauerhaftes Ansteigen, das in den Jahren zwischen 1740–1759 Spitzenwerte erreicht, um danach erst ab und dann wieder zuzunehmen (Grafik 7). Diese periodischen Bewegungen halten bis weit ins 19. Jahrhundert hinein an. Die Werte in Weinsberg verhalten sich zu dieser Tendenz genau entgegengesetzt (Grafik 8). Die Werte nehmen ab den Jahren um 1740 ab und erreichen zur Jahrhundertmitte ein Tief, um erst nach 1820 wieder zuzunehmen. Wie in den Grafiken 9 und 10 zu erkennen ist, sinkt die Säuglingssterblichkeit im Herrenberger Raum bis 1759, um danach wieder deutlich anzusteigen⁸¹.

Wie sind diese unterschiedlichen Werte zu interpretieren? Die vorliegenden Zahlen für das ausgehende 17. Jahrhundert werden mit Vorsicht zu genießen sein. Während *Maisch* im Herrenberger Raum (Grafik 10) für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts überdurchschnittliche Werte ermittelt, sieht es in Böhringen (Grafik 6) und den Dörfern um Ballendorf (Grafik 7) statistisch genau gegenteilig aus. Dies könnte jedoch mit einer Unterregistrierung der Sterbefälle in den Kirchenbüchern zusammenhängen, die bei der Auswertung nicht berücksichtigt wurde.

Alle vorliegenden Ergebnisse zeigen jedoch auf, dass die Säuglingssterblichkeit in den Jahren nach 1820 eine Höhe erreicht, die deutlich über den Werten des 18. Jahrhunderts liegt. Darin unterscheiden sich die württembergischen Daten grundlegend von der Entwicklung in anderen Regionen. Nachdem in England die Säuglingssterblichkeit in der Zeit von 1680–1749 relativ hoch ist und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei durchschnittlich 19,5 % liegt, nimmt sie ab 1750 ab und liegt in der zweiten Jahrhunderthälfte nur noch bei 16,8 %. Ab dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts fällt sie noch weiter, um im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zwischen 14–15 % zu liegen⁸². In Frankreich nimmt die Säuglingssterblichkeit in den Jahren nach 1790 auch deutlich ab. Während die Zehnjahresdurchschnitte 1740–1789 bei Werten zwischen 27,3–29,6 % liegen, fallen sie nach 1790 erst auf 25,4 %, dann im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts weiter bis 18,1 %⁸³. Mit rund zehn Jahre Verspätung setzt in Norddeutschland der gleiche Vorgang ein. Hier ist für die Zeit nach 1800 fast flächendeckend ein

80 Ebd., S. 358.

81 *Maisch* (wie Anm. 11), S. 286.

82 E. A. Wrigley, R. S. Davies [u. a.]: *English population history from family reconstitution*, Cambridge 1997, S. 224.

83 *Dupaquier* (wie Anm. 2), Bd. 3, S. 287.

deutlicher Rückgang der Säuglingssterblichkeit nachweisbar⁸⁴. *Gehrmann* vermutet, dass dabei medizinische Fortschritte eine wesentliche Rolle gespielt haben müssen. Insbesondere die Verbesserung des Hebammenwesens scheint die Neugeborenensterblichkeit spürbar gesenkt zu haben⁸⁵, nicht zu unterschätzen werden auch die Auswirkungen der Pockenprävention durch Impfen sein, das bereits ab dem Ende des 18. Jahrhunderts Verbreitung fand. War all dies jedoch in Württemberg nicht der Fall?

Dass die Säuglingssterblichkeit in Süddeutschland allgemein ab dem späten 18. Jahrhundert zunimmt, ist bekannt⁸⁶, jedoch scheint es noch nicht möglich zu sein, dies eindeutig zu begründen. *Maisch* erklärt den Anstieg der Säuglingssterblichkeit in Württemberg mit den dort stattfindenden Veränderungen in der Landwirtschaft⁸⁷. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde der Anbau intensiviert, dabei wurden verstärkt bisherige Brachflächen miteinbezogen. Auf diesen zusätzlichen Flächen wurden Futterpflanzen für die Rinder angebaut, da zur Stallfütterung übergegangen wurde. Auch der Anbau von Kartoffeln, Hülsenfrüchten und Kohl im unmittelbaren Umfeld der Häuser nahm stark zu. Diese Veränderungen betrafen vor allem die Frauen, die diese Mehrarbeit hauptsächlich übernehmen mussten. Dadurch nahm ihr Arbeitspensum deutlich zu. Dies führte nicht nur zu weiter abnehmender Stillhäufigkeit, sondern auch zu einer zunehmenden Vernachlässigung der Kleinkinder. Ein weiterer Faktor könnte die Bevölkerungszunahme im 18. Jahrhundert sein, da sich durch die höhere Wohndichte auch die Ansteckungsgefahr mit Infektionskrankheiten vergrößert haben könnte.

3.d. Saisonalität der Sterbefälle

Inwiefern besteht ein Zusammenhang zwischen Sterbefällen und Jahreszeiten? Rein statistisch gesehen müssten die Todesfälle mehr oder weniger gleichmäßig über die einzelnen Monate verteilt sein.

Dass dies im 18. Jahrhundert überhaupt nicht der Fall war, soll nun am Beispiel von Murrhardt gezeigt werden. Dazu wurde die Verteilung der gesamten Sterbefälle auf die einzelnen Monate errechnet (Grafik 12). Um dabei eine bessere Vergleichbarkeit der Monate zu erreichen, wurden die Zahlen der Monate mit 30 Tagen mit dem Faktor 1,033 und die Zahlen des Februars mit 1,107 multipliziert.

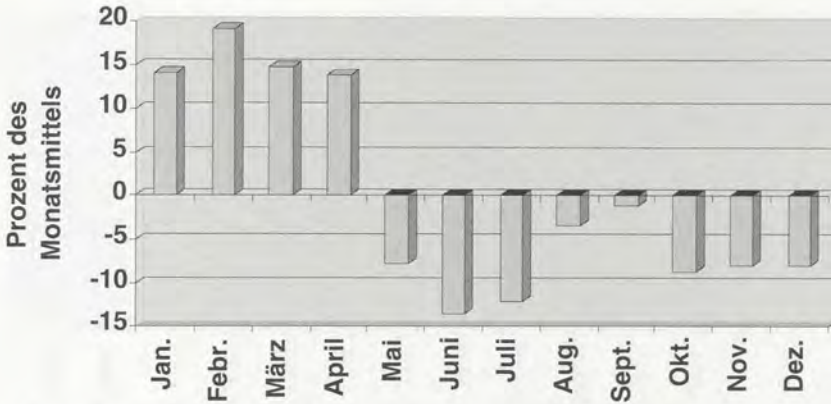
Der Jahreslauf gliedert sich deutlich in zwei Abschnitte. Während die Monate Januar bis April eine überdurchschnittliche Sterblichkeit zwischen 14,0–19,2 %

84 *Gehrmann* (wie Anm. 6), S. 146–147.

85 Ebd., S. 142.

86 Ch. *Pfister*: Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie 1500–1800, München 1994, S. 97.

87 *Maisch* (wie Anm. 11), S. 287.



Grafik 12 Saisonalität der Sterblichkeit in Murrhardt 1706–1799

aufweisen, ergeben sich im Sommer und den Monaten Oktober bis Dezember Werte, die zwischen 7,7–13,4 % unter dem durchschnittlichen Monatsmittel liegen.

Eine Interpretation dieser Werte würde jedoch zu vorschnellen Ergebnissen führen. Denn eine Aufschlüsselung der Sterbefälle nach dem Alter der Gestorbenen zeigt zwei völlig unterschiedliche Tendenzen bezüglich der saisonalen Verteilung der Todesfälle.

Deshalb soll, um die jahreszeitlichen Unterschiede bei der Sterblichkeit genauer untersuchen zu können, im Folgenden die Saisonalität getrennt nach Säuglings-, Kinder- und Erwachsenensterblichkeit betrachtet werden.

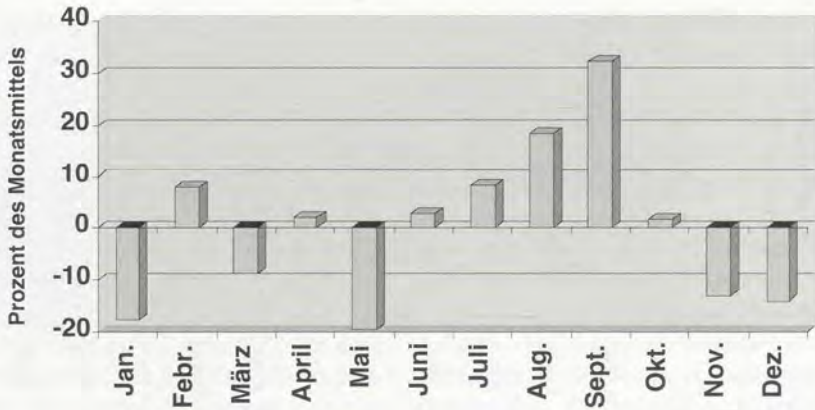
Pfister geht davon aus, dass das Sterblichkeitsrisiko von Säuglingen im Jahresverlauf innerhalb Deutschlands nahezu ausgeglichen ist, wobei er für Süddeutschland einschränkend einen Gipfel im Hoch- und Spätsommer annimmt⁸⁸. Diese regionale Besonderheit wird von *Medick* bestätigt, der für Laichingen den höchsten Wert der Säuglingssterblichkeit im September nachgewiesen hat und darüber hinaus ein weiteres Sterblichkeitshoch für die Monate Februar und März ermittelt⁸⁹. Auch *Maisch* errechnet für den Herrenberger Raum einen Höhepunkt der Sterblichkeit von Säuglingen im Spätsommer, insbesondere im September⁹⁰. Für Murrhardt zeichnet sich für den Zeitraum 1760–1800 ein ähnliches Ergebnis ab (Grafik 13). Die meisten Säuglinge sterben in den Monaten September, August und Juli, aber auch im Februar liegt die Sterblichkeit über dem Jahresdurchschnitt.

Bei der Berechnung der saisonalen Säuglingssterblichkeit wird davon abgesehen, die unterschiedliche Häufigkeit der Geburten in den verschiedenen Jahres-

88 *Pfister* (wie Anm. 86), S. 96.

89 *Medick* (wie Anm. 12), S. 370.

90 *Maisch* (wie Anm. 11), S. 64.



Grafik 13 Säuglingssterblichkeit in Murrhardt 1760–1800

zeiten mit zu berücksichtigen, obwohl wenn mehr Neugeborene vorhanden sind, statistisch gesehen auch mehr sterben könnten. Im 18. Jahrhundert werden in Deutschland überdurchschnittlich viele Kinder in den Monaten zwischen Oktober und Februar geboren, während es besonders zwischen Mai und Juli weniger Geburten gibt⁹¹. Von daher ist es um so erstaunlicher, dass gerade in den Monaten mit überdurchschnittlichen Geburtenzahlen die Todesfälle von Säuglingen unter dem Jahresdurchschnitt liegen.

Weshalb kommt es nun zu diesen saisonalen Unterschieden bei der Säuglingssterblichkeit?

Während *Pfister* eher allgemein einen Zusammenhang mit den in Süddeutschland herrschenden höheren Temperaturen während des Sommers annimmt⁹², sieht *Medick* darin eine Folge der übermäßigen Beanspruchung der Mütter während der Erntezeit⁹³. Das Sterblichkeitshoch im Februar und März führt er auf die harten Klimabedingungen auf der Schwäbischen Alb zurück⁹⁴. Dagegen ist für *Sokoll* und *Gehrmann* eine deutlich erhöhte Säuglingssterblichkeit in den Sommermonaten in der Regel ein sicherer Hinweis auf Nichtstillen oder frühes Abstillen, da üblicherweise der Winter und das Frühjahr die meisten Opfer unter den kleinen Kindern fordern würde⁹⁵.

Bei einer Differenzierung der Todesfälle von Kindern und Jugendlichen ergibt sich bei *Maisch* für verschiedene Zeitabschnitte ein jeweiliges Hoch für die Monate Januar bis Mai, besonders für März und April⁹⁶. Auch für Murrhardt ist fest-

91 *Knodel* (wie Anm. 14), S. 282.

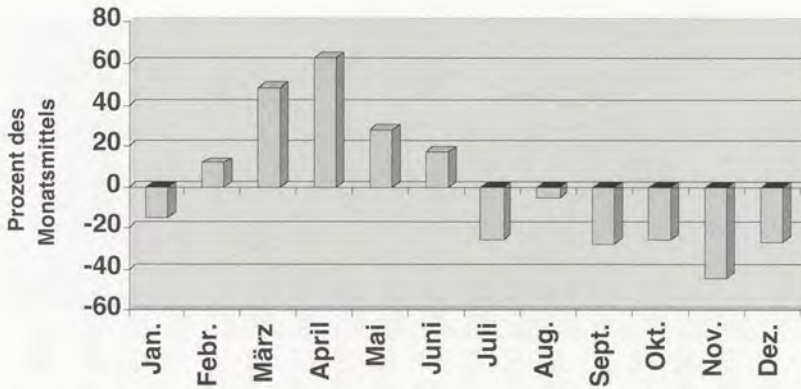
92 *Pfister* (wie Anm. 86), S. 96.

93 *Medick* (wie Anm. 12), S. 369.

94 *Ebd.*, S. 370.

95 *Sokoll/Gehrmann* (wie Anm. 30), S. 169.

96 *Maisch* (wie Anm. 11), S. 64–65.



Grafik 14 Kindersterblichkeit in Murrhardt 1760–1800

zustellen, dass in den Monaten März und April mehr als doppelt so viele Kinder und Jugendliche sterben als beispielsweise in den Monaten der zweiten Jahreshälfte (Grafik 14).

Bezüglich der Saisonalität bei der Erwachsenensterblichkeit gibt es für Württemberg bisher wenig Auswertungen.

Maisch sieht bei Erwachsenen im 18. Jahrhundert eine Abschwächung der jahreszeitlichen Schwankungen der Sterblichkeit mit einem relativen Hoch in den Monaten Januar bis April, insbesondere im Februar. Die wenigsten Todesfälle ereignen sich in den Sommermonaten Juni bis September⁹⁷.

Die Murrhardter Auswertungen stimmen bezüglich der Saisonalität der Erwachsenensterblichkeit weitgehend mit den Ergebnissen aus dem Herrenberger Raum überein. Überdurchschnittlich viele Todesfälle ereignen sich in den Monaten Dezember bis April, wobei der Höhepunkt im Januar und Februar erreicht wird (Grafik 15). Dagegen liegen die Todeszahlen in den Monaten Mai bis November unter dem Jahresdurchschnitt, am wenigsten Erwachsene sterben in den Monaten Mai und August.

Maisch führt das Sterblichkeitshoch zu Anfang des Jahres darauf zurück, dass Kinder, Jugendliche und Erwachsene überwiegend an Krankheiten der Atmungsorgane sterben⁹⁸.

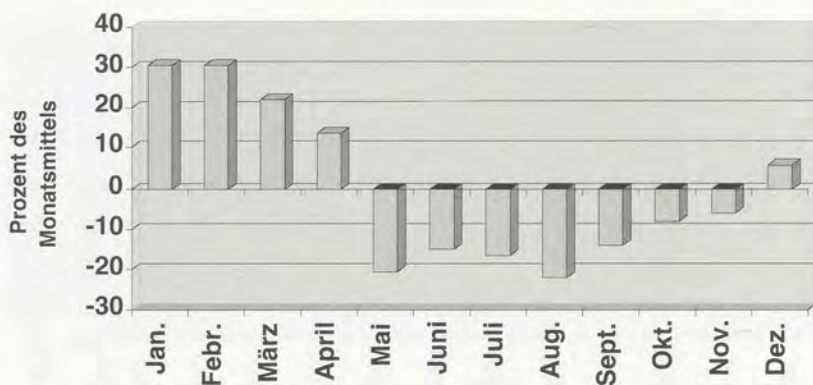
3.e. Lebenserwartung

Für den deutschen Raum liegt mit der Untersuchung, die unter der Leitung von *Imhof* betrieben wurde, ausführliches Datenmaterial zur Lebenserwartung vor⁹⁹. Da sich unter den sechs ländlichen Regionen, die dabei untersucht wur-

97 Ebd., S. 65.

98 Ebd., S. 66.

99 *Imhof* (wie Anm. 5).



Grafik 15 Erwachsenensterblichkeit in Murrhardt 1760–1800

den, auch der Raum um Herrenberg befindet, soll dieser näher betrachtet werden.

Wie bereits erwähnt, hat Herrenberg hierbei die deutlich höchste Sterbewahrscheinlichkeit unter den Säuglingen. Doch schon für das Alter von ein bis 15 Jahren nähert sich die Rate der der anderen untersuchten Regionen an¹⁰⁰, um für das Erwachsenenalter eher unterdurchschnittlich zu werden¹⁰¹.

So ergibt sich für die Menschen des Herrenberger Raums im 18. Jahrhundert eine durchschnittliche Lebenserwartung bei der Geburt zwischen 32,1–40,3 Jahren (Grafik 16). Trotz dieser enormen Schwankungen ist hier die Tendenz einer zurückgehenden Lebenserwartung festzustellen, denn während sich die Werte der Zehnjahresdurchschnitte für die Jahre 1700–1750 alle über 36 Jahre belaufen, liegen die Werte 1760–1800 alle darunter¹⁰². Diese sinkende Lebenserwartung während des 18. Jahrhunderts ist auf die bereits erwähnte steigende Säuglingssterblichkeit zurückzuführen.

Die Lebenserwartung für Kinder, die das erste Lebensjahr überlebt haben, beträgt im gleichen Zeitraum zwischen 43,3–49,0 Jahre, für einen 15-jährigen Jugendlichen 56,8–61,5 Jahre¹⁰³.

Die Zahlen, die die Gruppe um *Imhof* für den Herrenberger Raum errechnet hat, werden von *Maisch* bestätigt, der unabhängig davon vier der sechs Orte von *Imhof* untersucht hat: Er kommt zum Ergebnis, dass 20-jährige Männer ein durchschnittliches Sterbealter von 63,1 Jahren haben (die Werte für die einzelnen Zeitabschnitte schwanken zwischen 59,8–65,7 Jahren), 20-jährige Frauen dagegen nur von 61,8 Jahren (54,9–63,2 Jahren)¹⁰⁴.

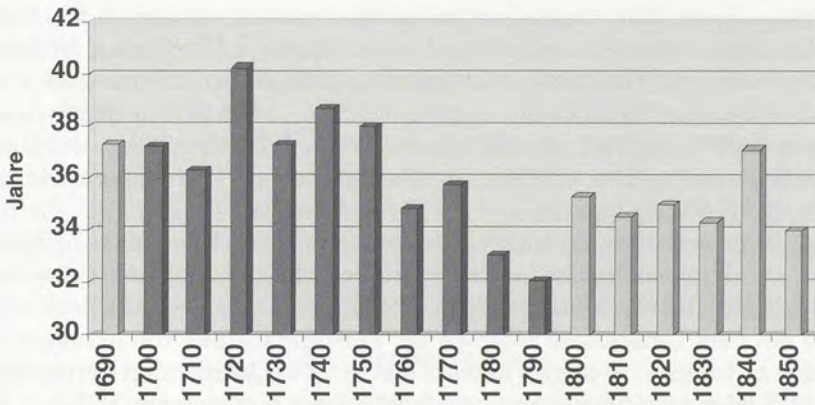
100 Ebd., S.200–201.

101 Ebd., S.203–207.

102 Ebd., S.407.

103 Ebd.

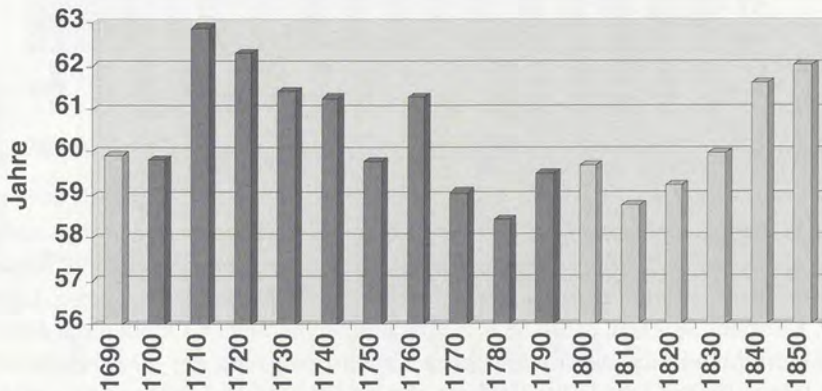
104 *Maisch* (wie Anm.11), S.289.



Grafik 16 Lebenserwartung bei der Geburt im Raum Herrenberg 1690–1859

Demgegenüber kommt *Imhof* für die 20-Jährigen auf eine durchschnittliche Lebenserwartung von 60,6 Jahren (Grafik 17; die Zehnjahresdurchschnitte bewegen sich zwischen 58,4–62,9 Jahren), wobei die Lebenserwartung von 20-jährigen Männern 61,4 Jahre (57,2–62,8 Jahre), die der gleichaltrigen Frauen jedoch nur 59,8 Jahre (56,8–64,6 Jahre) beträgt¹⁰⁵.

Es ist also festzustellen, dass im Gegensatz zu heute die erwachsenen Männer damals durchschnittlich rund 1,6 Jahre länger lebten als die Frauen.

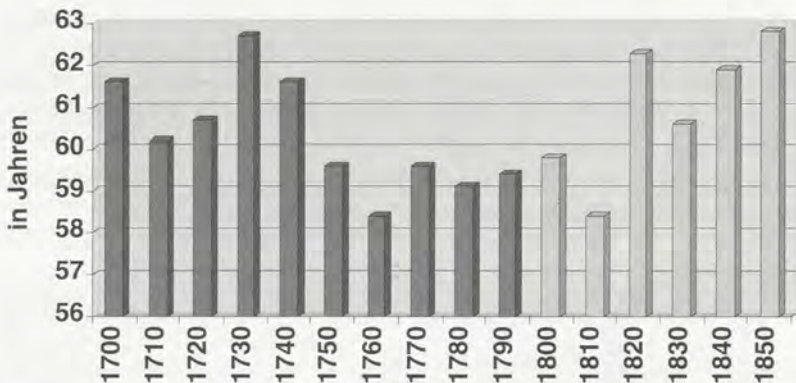


Grafik 17 Lebenserwartung der 20-Jährigen im Raum Herrenberg 1690–1859

105 *Imhof* (wie Anm. 5), S. 405–407.

Etwas geringere Werte bezüglich der Lebenserwartung ermittelt *Adler* für die beiden Schwarzwalddörfer Aach und Schönmünzach. Hier hatten 20-jährige Männer ein durchschnittliches Sterbealter von 58,8 und 58,1 Jahren (die Werte für die einzelnen Zeitabschnitte liegen bei 57,5–61,2 Jahren), die gleichaltrigen Frauen von 54,5 und 56,2 Jahren (53,1–60,1 Jahre)¹⁰⁶. Damit wurden die Männer in Aach durchschnittlich 4,3 Jahre älter als die Frauen, in Schönmünzach immerhin noch 1,9 Jahre.

Vergleichbar sind die Zahlen für Laichingen (Grafik 18). Hier haben die 20-Jährigen eine durchschnittliche Lebenserwartung von 60,3 Jahren (die Zehnjahresdurchschnitte bewegen sich zwischen 58,4–62,7 Jahren). Hier ist jedoch statistisch fast kein Unterschied zwischen der Lebenserwartung von Männern und Frauen zu belegen. 20-jährige Männer lebten im 18. Jahrhundert durchschnittlich 60,5 Jahre (die Zehnjahresdurchschnitte liegen hier zwischen 58,5–62,1 Jahre), die gleichaltrigen Frauen fast genauso lang, nämlich 60,2 Jahre (57,6–64,7 Jahre)¹⁰⁷.



Grafik 18 Lebenserwartung der 20-Jährigen in Laichingen 1700–1859

Innerhalb Deutschlands liegen diese Werte aus Württemberg über vergleichbaren Zahlen aus Norddeutschland. Hier wurde für den Zeitraum 1775/98 folgende Lebenserwartung der 20-Jährigen errechnet: Ostfriesland 57,1 Jahre, Lippe 57,9, Kurmark 58,2 und Mark 58,8¹⁰⁸. Aus unterschiedlichen Quellen hat *Imhof* für Deutschland eine durchschnittliche Lebenserwartung der 20-Jährigen von 59,4 Jahren für das Jahr 1740 errechnet, die bis 1750 auf 56,5 Jahre sinkt, um sich dann bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bei rund 60 Jahren einzupendeln¹⁰⁹. Eine weitere Steigerung findet erst nach 1850 statt.

106 *Adler* (wie Anm. 10), S. 275.

107 *Medick* (wie Anm. 12), S. 651–652.

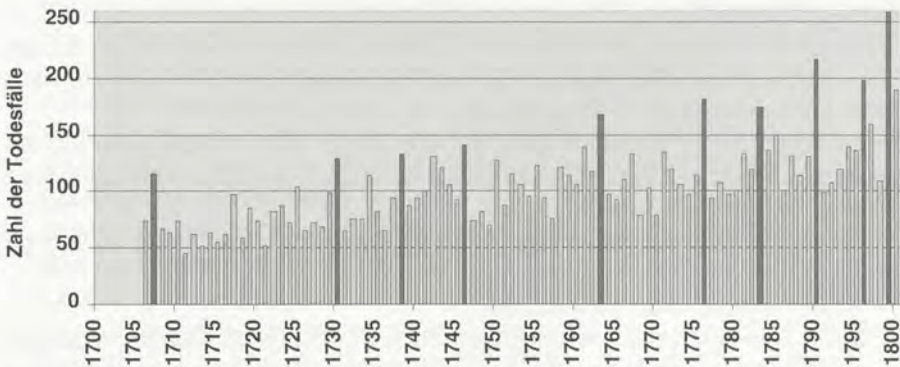
108 *Gehrmann* (wie Anm. 6), S. 140.

109 *Imhof* (wie Anm. 56), S. 411.

Die Veränderung der Lebenserwartung während des 18. Jahrhunderts ging dabei nicht linear vor sich. Am Beispiel von Laichingen (Grafik 18) hat *Medick* nachgewiesen, dass sich die Überlebenschancen aller Altersgruppen im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert zunächst einmal gravierend verschlechtert haben und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die niedrigsten Werte erreichten, bevor sie sich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts wieder langsam verbesserten¹¹⁰. Auch die Werte aus dem Herrenberger Raum (Grafik 17) belegen, dass die Lebenserwartung der 20-Jährigen während des 18. Jahrhunderts gesunken ist.

3.f. Mortalitätskrisen

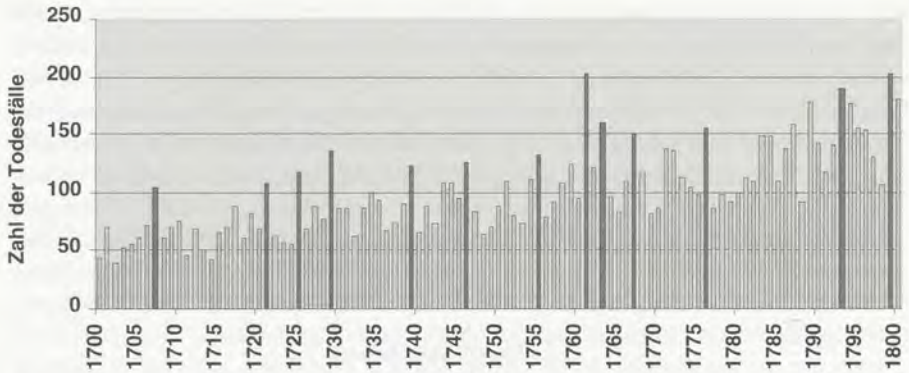
Angesichts einer im Laufe des 18. Jahrhunderts gestiegenen Bevölkerungszahl erhöht sich natürlich auch die Zahl der Todesfälle kontinuierlich. Dies soll am Beispiel der beiden Pfarreien Murrhardt und Backnang vergleichend betrachtet werden. Die Städte Murrhardt und Backnang liegen ca. 10 km voneinander entfernt, wobei die beiden Pfarreien jeweils aus den Städten und umliegenden Dörfern und kleineren Wohnplätzen bestanden. Die Zahlen für Murrhardt sind den dortigen Kirchenbüchern entnommen, für Backnang entstammen die Zahlen den jeweiligen Ortssippenbüchern¹¹¹. Sowohl in Murrhardt als auch in Backnang ist deutlich erkennbar, dass der Anstieg der Todesfälle keineswegs regelmäßig erfolgt, sondern dass es immer wieder Jahre mit deutlich erhöhter Mortalität gibt (Grafiken 19 und 20).



Grafik 19 Todesfälle in Murrhardt 1706–1800

110 *Medick* (wie Anm. 12), S. 377.

111 B. *Oertel*: Ortssippenbuch der württembergischen Kreisstadt Backnang. Bd. 1 für die Kernstadt 1599–1750, Neubiberg 1999 (Württembergische Ortssippenbücher 40), S. 13–14, und *ders.*: Ortssippenbuch der württembergischen Kreisstadt Backnang. Bd. 2 für die Kernstadt 1751–1860, Neubiberg 2001 (Württembergische Ortssippenbücher 41), S. 3.



Grafik 20 Todesfälle in Backnang 1700–1800

Diese Mortalitätskrisen können beispielsweise dadurch definiert werden, dass die Zahl der Toten eines Jahres um 30 % über dem Durchschnitt der fünf Jahre zuvor und danach liegt.

Demnach gab es in Murrhardt im Laufe des 18. Jahrhunderts zehn Mortalitätskrisen (in Klammern die Höhe der überdurchschnittlichen Mortalität): 1707 (80 %), 1730 (58 %), 1738 (38 %), 1746 (42 %), 1763 (51 %), 1776 (64 %), 1783 (46 %), 1790 (76 %), 1796 (36 %), 1799 (71 %).

Im benachbarten Backnang sind im gleichen Zeitraum 13 Krisenjahre festzustellen: 1707 (74 %), 1721 (51 %), 1725 (46 %), 1729 (63 %), 1739 (41 %), 1746 (42 %), 1755 (38 %), 1761 (90 %), 1763 (32 %), 1767 (33 %), 1776 (44 %), 1793 (37 %), 1799 (42 %).

Diese Größenordnung an Krisenjahren scheint in Württemberg typisch für das 18. Jahrhundert gewesen zu sein: Für Laichingen ergeben sich 14 Jahre mit stark erhöhter Sterblichkeit¹¹², für die Stadt Gaildorf sogar 16 Jahre¹¹³.

Beim Vergleich der Schwankungen, die sich bei den Sterbezahlen während des 18. Jahrhunderts ergeben, fallen zwischen Murrhardt und Backnang zahlreiche Übereinstimmungen auf (Grafik 21).

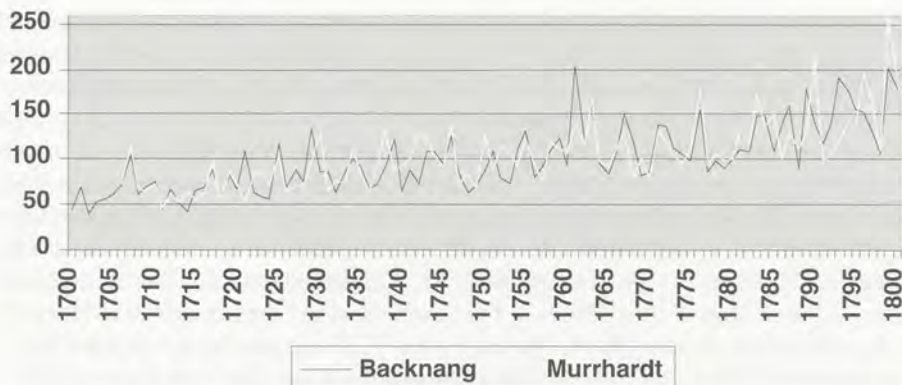
In der historisch-demographischen Forschung hat sich die Einteilung von Mortalitätskrisen in drei Typen durchgesetzt:

1. Kriegsbedingte Mortalitätskrisen

Diese beinhalten nicht nur die unmittelbaren Opfer durch Kampfhandlungen und Plünderungen. Hierzu gehören auch die Bevölkerungsverluste, die durch von Soldaten eingeschleppte Seuchen entstehen oder durch die Lebensmittelverknappung wegen der Versorgung der Truppen.

112 Medick (wie Anm. 12), S. 623–626.

113 B. Oerel: Familienbuch der Oberamtsstadt Gaildorf in Württemberg, 1610–1870, Neubiberg 1981 (Württembergische Ortssippenbücher 4), S. 12–13.



Grafik 21 Todesfälle in Murrhardt und Backnang 1700–1800 im Vergleich

Bezüglich Württemberg ist hier als Extremfall an die Auswirkungen des Dreißigjährigen Kriegs zu denken, aber ebenfalls an die Franzoseninvasionen infolge des Pfälzischen Erbfolgekriegs 1688–1697 und des Spanischen Erbfolgekriegs 1701–1714. Die anderen Kriege des 18. Jahrhunderts, insbesondere der Siebenjährige Krieg (1756–1763) ließen das Land unberührt, so dass kriegsbedingte Mortalitätskrisen seit dem 18. Jahrhundert keine besondere Rolle mehr spielen.

2. Subsistenzkrisen

Jahre mit stark erhöhter Sterblichkeit aufgrund schlechter Ernährungslagen waren im Mittelalter und in der frühen Neuzeit keine Seltenheit. Jedoch gehen die beispielsweise durch wiederholte Ernteausfälle ausgelösten Krisen im 18. Jahrhundert zurück, was in erster Linie auf die Ausdehnung des Getreidehandels zurückzuführen ist¹¹⁴.

Während die letzte Krise dieses Typs in Frankreich und in England in den Jahren um 1740 auftrat, war dies in Deutschland erst 1771/72 der Fall¹¹⁵.

3. Epidemische Mortalitätskrisen

Bei näherer Untersuchung der hohen Fluktuation, die sich bei der Anzahl der jährlichen Sterbefälle ergibt, wird man in früheren Jahrhunderten immer wieder auf epidemiebildende Infektionskrankheiten stoßen, die einen großen Teil der Todesfälle verursacht haben. Als erstes ist dabei sicher an die Pest zu denken, die im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit immer wieder in Deutschland wütete. Letztmals tritt sie im deutschsprachigen Raum in Schleswig-Holstein 1708–1712 und in Wien 1716 auf¹¹⁶. Wenn auch nicht ganz so verheerend, so gab es doch auch im 18. Jahrhundert genügend Infektions-

114 Sokoll/Gehrmann (wie Anm.30), S.191.

115 Ebd.

116 Ebd., S.192.

krankheiten, die zu Mortalitätskrisen führen konnten. Für Württemberg sind hier insbesondere die Pocken zu nennen, an denen z.B. in den Jahren 1782–1801 jährlich zwischen 8,6–16,4 % der Bevölkerung von Stuttgart starben¹¹⁷, ebenso Ruhr und Typhus.

Es ist jedoch in vielen Fällen nicht eindeutig möglich, Krisenzeiten einem bestimmten Krisentyp zuzuordnen, denn keiner dieser drei Krisentypen steht isoliert für sich. Sie können sich überlagern oder ineinander übergehen, da beispielsweise Kriege oder Missernten auch Seuchen nach sich ziehen können.

Michael W. Flinn hat die Sterblichkeit im 18. Jahrhundert dadurch charakterisiert, dass sie durch einen Prozess gekennzeichnet sei, den er mit dem Begriff „Stabilisierung der Mortalität“ bezeichnet hat¹¹⁸. Damit bezeichnet er den Übergang von stark fluktuierenden Sterberaten hin zu einer gleichmäßigeren zeitlichen Verteilung der Sterbefälle. Dadurch müsste es statistisch gesehen zu weniger Mortalitätskrisen kommen.

Inwiefern war dies in Württemberg der Fall?

Im 17. Jahrhundert war die Bevölkerungsentwicklung Württembergs durch verschiedene einschneidende Ereignisse geprägt. Neben mehreren Pestwellen handelt es sich dabei vor allem um Auswirkungen des Dreißigjährigen Kriegs. Demographisches Zahlenmaterial liegt für den Zeitraum des gesamten Jahrhunderts leider kaum vor. Untersuchungen darüber werden durch die schlechte Quellenlage erschwert, da für zahlreiche Orte die überlieferten Kirchenbücher erst im Lauf des 17. Jahrhunderts beginnen.

So gibt es zwar keine Zahlen über die Anzahl der Krisenjahre, aber über ihr Ausmaß. Backnang hatte im Kriegsjahr 1693 eine Sterblichkeit, die 250 % über dem Durchschnitt der fünf Jahre zuvor und danach liegt, im Pestjahr 1666 sogar 573 % darüber. Solche Werte wurden im 18. Jahrhundert nicht mehr annähernd erreicht. Jedoch scheint die Anzahl der Krisenjahre während des 18. Jahrhunderts nicht zurückgegangen zu sein. Es ist eher von einer Zunahme auszugehen. Dies wird am Beispiel von Laichingen deutlich: In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab es dort drei Krisenjahre, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sechs und in der zweiten Hälfte acht Krisenjahre. Dagegen gab es im 19. Jahrhundert kein einziges Jahr mehr, in dem die Sterblichkeit mehr als 30 % über dem Durchschnitt lag¹¹⁹. Ähnlich ist die Entwicklung in Murrhardt. Dort gab es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vier Mortalitätskrisen, während es in der zweiten Hälfte sechs waren, davon allein drei im letzten Jahrzehnt.

Es ist daher eher abzulehnen, für Württemberg bereits im 18. Jahrhundert eine „Stabilisierung der Mortalität“ zu sehen. Bei den jährlichen Schwankungen feh-

117 Livi Bacci (wie Anm. 25), S. 117.

118 M. W. Flinn: The stabilisation of mortality in pre-industrial Western Europe, in: The journal of European economic history 3 (1974), S. 285–318.

119 Medick (wie Anm. 12), S. 627.

len zwar die extremen Werte früherer Jahrhunderte, die Häufigkeit von Krisenjahren scheint aber eher zuzunehmen.

Verschieden war die Entwicklung in anderen Regionen. In Frankreich blieb die Häufigkeit von Mortalitätskrisen während des 18. Jahrhunderts ziemlich gleich und nahm erst nach der Jahrhundertwende ab¹²⁰. Datenreihen über die Sterblichkeit in England legen dagegen den Schluss nahe, dass dort der Prozess der Stabilisierung der Mortalität bereits im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zum Abschluss gekommen ist¹²¹. Die letzten schweren Mortalitätskrisen erlebte England bereits in den Jahren 1727–1730 und 1741/42¹²².

4. Zusammenfassung

Die Sterblichkeit im 18. Jahrhundert zeichnet sich durch Werte aus, die weit über denen der heutigen Zeit liegen. Dabei gab es große regionale Unterschiede. Relativ niedrige durchschnittliche Sterberaten in England (24–28‰) stehen höheren Werten in Norddeutschland (30–37‰) und Frankreich (30–40‰) gegenüber. Eher noch etwas höher liegen die Sterberaten in Württemberg, vor allem für das Gebiet der Schwäbischen Alb, wo in Laichingen Zehnjahresdurchschnitte zwischen 33–51‰ erreicht wurden.

Rund ein Drittel aller Todesfälle betraf Kinder, die das erste Lebensjahr noch nicht vollendet hatten. Auch die Höhe dieser Säuglingssterblichkeit war je nach Region sehr unterschiedlich. Während sie in Deutschland durchschnittlich zwischen 16–20 % lag, sind für württembergische Orte meistens höhere Werte nachgewiesen, die z. T. weit über 30 % liegen.

Die unterschiedliche Höhe der Säuglingssterblichkeit scheint nur bedingt mit der konfessionellen Verteilung in Deutschland zusammenzuhängen, obwohl es auch in Württemberg Hinweise dafür gibt, dass die Werte bei der katholischen Bevölkerung höher liegen als bei der evangelischen Bevölkerung.

Vielmehr scheinen zu kurze Stillphasen und die unzureichende Pflege der Neugeborenen für die überdurchschnittliche Höhe der Säuglingssterblichkeit verantwortlich zu sein.

Die Todesfälle verteilen sich nicht gleichmäßig über das Jahr, sondern es sind je nach Altersgruppe jahreszeitliche Unterschiede festzustellen. Überdurchschnittlich viele Säuglinge sterben im Spätsommer, dies könnte damit zusammenhängen, dass die Arbeitsbelastung der Frauen während der Erntezeit zur Vernachlässigung der Kleinkinder und zu einem früheren Abstillen führt. Bei Erwachsenen ist dagegen eine überdurchschnittliche Sterblichkeit zu Anfang

120 Vallin (wie Anm. 32), S. 40, 42.

121 Sokoll/Gehrmann (wie Anm. 30), S. 193–194.

122 Wrigley/Schofield (wie Anm. 3), S. 333.

des Jahres nachweisbar, was mit Krankheiten der Atmungsorgane zusammenhängen könnte.

Während es in England und Frankreich ab etwa 1790 zu einer deutlichen Senkung der Sterblichkeit kommt und dies etwa ab 1800 auch für Norddeutschland nachgewiesen werden kann, sieht die Entwicklung in Württemberg anders aus. Hier scheint die Säuglingssterblichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gegenüber der ersten Jahrhunderthälfte gestiegen zu sein, gleichzeitig nimmt die Lebenserwartung bei den Erwachsenen ab. Die sinkende Überlebenschance der Neugeborenen könnte daran liegen, dass das ohnehin schon schwach ausgeprägte Stillverhalten weiter abgenommen hat. Warum auch die Lebenserwartung der Erwachsenen zurückgegangen ist, lässt sich aus den vorliegenden Untersuchungen nicht schlüssig beantworten.

Obwohl es während Krisenzeiten in Württemberg nicht mehr zu so stark überhöhten Sterberaten wie im 17. Jahrhundert kommt, erstrecken sich Mortalitätskrisen weiter über das ganze 18. Jahrhundert, z.T. nehmen sie sogar in der zweiten Jahrhunderthälfte zu. Daher kann für Württemberg in der Zeit bis 1800 nicht von einer „Stabilisierung der Mortalität“ gesprochen werden. Aus demographischer Sicht entsprach die Sterblichkeit noch völlig der alten Bevölkerungsweise.

Die Hohenlohe und Röttingen¹

VON PETER SCHIFFER

2003 feierte Röttingen seine 900-jährige urkundliche Ersterwähnung. Es kann auf eine mindestens 900-jährige Geschichte zurückblicken. Etwas mehr als ein Jahrhundert, nämlich von ca. 1230 bis 1345, währte die hohenlohische Zeit. Es war eine wichtige Phase, denn die Hohenlohe veranlaßten grundlegende Weichenstellungen für Röttingen. Dazu gehört der Ausbau zur Stadt, die Bildung eines Amtes und die Zentralität als Sitz einer hohenlohischen Linie. Es fällt auf, daß in den einschlägigen Darstellungen zur Geschichte Röttingens relativ wenig über die hohenlohische Zeit zu erfahren ist. Wieland widmet ihr in seiner 80-seitigen Darstellung nur fünf Seiten, Freudinger sieben bei insgesamt 130 Seiten². Dieser Beitrag will dieses Wissen vertiefen und neue Aspekte bekannt machen. Es wird sich zeigen, daß ohne Kenntnis der Vorgänge im Haus Hohenlohe ein wirkliches Verständnis der Geschichte Röttingens im Mittelalter nicht möglich ist. Erst wenn man sowohl die Geschehnisse im Hause Hohenlohe wie die Ereignisse in Röttingen berücksichtigt, werden die Zusammenhänge erkennbar.

1. Die Hohenlohe bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts

Wer waren die Hohenlohe³, wo liegen ihre Ursprünge? Die mittelalterlichen Quellen bezeichnen sie als Herren. Edler oder Herr ist die Bezeichnung für Adelige, also für eine Schicht, die sich von der übrigen Bevölkerung abhob. Der Adel als die mittelalterliche Führungsschicht besaß einen Führungsanspruch, einen Anspruch auf Herrschaft.

1 Leicht überarbeitete Fassung eines am 2. Mai 2003 in Röttingen anlässlich des Stadtjubiläums gehaltenen Vortrags.

2 *M. Wieland*: Röttingen. Vermehrter und verbesserter Beitrag zu einer Geschichte dieser Stadt, Würzburg 1904, S. 2–6; *K. Freudinger*: Aus der Vergangenheit der Stadt Röttingen an der Tauber, Ochsenfurt 1954, S. 14–17, 19–21. Wertvoll noch immer die Darstellung von *H. Bauer*: Die ältere Geschichte von Röttingen, in: Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 15 (1861), S. 357–370.

3 Immer noch einschlägig zur mittelalterlichen Geschichte der Hohenlohe *K. Weller*: Geschichte des Hauses Hohenlohe. Erster Teil: Bis zum Untergang der Hohenstaufen, Stuttgart 1903, Zweiter Teil: Vom Untergang der Hohenstaufen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, Stuttgart 1908.

1178 erscheint erstmals ein „Alberto de Hohenloch“⁴. Frühere Belege für den Namen sind nicht bekannt. Aber war Albert der erste Hohenlohe? Wir können seine Familie weiter zurückverfolgen. Die Hohenlohe besaßen Weikersheim und nannten sich auch Herren von Weikersheim. So sind „Cunradus et frater eius de Wikartesheim, Heinricus“⁵, die 1153 auftreten, die ersten sicher nachweisbaren Hohenlohe, ohne daß sie sich schon „Hohenlohe“ nannten. Die Forschung hat versucht, weiter vorzudringen und die Eltern von Konrad und Heinrich zu ermitteln. Die Herren von Pfützingen benannten sich nach einem Ort unweit südlich von Weikersheim. Man hat in ihnen Vorfahren der Hohenlohe gesehen. Ihr Geschlecht läßt sich bis Gundelo zurückverfolgen, der erstmals 1103 erwähnt wird. Akzeptiert man die These der Abkunft der Hohenlohe von den Pfützingen, hätte man 2003 das 900-Jahr-Jubiläum des Hauses Hohenlohe feiern können.

Was bedeutet „Hohenlohe“? Adelsnamen beziehen sich in der Regel auf eine Burg, die die Familie besaß und die für sie die Bedeutung eines Stammsitzes hatte. So muß „Hohenlohe“ eine Burg meinen. Den Burgort hat man als Hohlach, ein Dorf westlich von Uffenheim, identifiziert. Eine nicht mehr erhaltene dortige Burg gab den Hohenlohe den Namen. Der Name blieb fortbestehen, als die Burg um 1400 dem Haus verlorenging, und wurde unabhängig vom faktischen Besitz der Burg.

Neben dem gemeinsamen, Generationen übergreifenden Namen ist das Wappen Ausdruck der Identität einer Familie. Um 1200 ist das erste hohenlohische Wappen⁶ nachweisbar. Es zeigt, noch ungelent gezeichnet, zwei übereinander schreitende Leoparden. Bis heute sind sie Grundmotiv aller hohenlohischen Wappen, die auf Grabsteinen, an Gebäuden, auf Siegeln oder auf Briefpapier zu finden sind.

2. Röttingen wird hohenlohisch

Röttingen und die Hohenlohe treten im gleichen Jahr in die Geschichte ein, die Erstnennung erfolgt für beide 1103. Ort und Adelsgeschlecht sind gewiß älter, doch verlieren sich die Anfänge beider im Dunkeln.

Im 12. Jahrhundert hatte Röttingen noch nichts mit den Hohenlohe zu tun, es war keine hohenlohische Besetzung, lag aber im hohenlohischen Interessenbereich. Die ältesten hohenlohischen Besitzungen massierten sich im Tauber-

4 Hohenlohisches Urkundenbuch, hrsg. von K. Weller, Bd. I bis III, Stuttgart 1899, 1901 und 1912, im folgenden HUB, hier HUB I 14. Die arabische Zahl gibt hier und im folgenden die Urkundennummer an.

5 HUB I 1.

6 Hierüber G. Taddey: Hohenlohe – Edelherrn, Grafen, Fürsten. Territorialentwicklung und Standeserhöhungen im Spiegel ihrer Wappen, in: Aus der Arbeit des Archivars. Festschrift für Eberhard Gönner, hrsg. von G. Richter, Stuttgart 1986, S. 375–405.

grund, um das Zentrum Weikersheim bis hin nach Hohlach. Diesen Bereich hatten die Hohenlohe bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts zu einer nahezu geschlossenen Herrschaft ausgebaut. Die dichte Lage der hohenlohischen Burgen belegt das. Bis 1219 besaßen die Hohenlohe in Bad Mergentheim zwei Burgen, die sie dem Deutschen Orden stifteten. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gab es wieder eine hohenlohische Burg dort. Einige Kilometer östlich erhob sich die Burg Neuhaus über der Tauber. Im Abstand von fünf Kilometern schloß sich östlich Weikersheim und wieder fünf Kilometer östlich die Burg Brauneck an. Nördlich davon etwa im gleichen Abstand lag die Burg Reichelsberg bei Aub. Etwa zehn Kilometer Luftlinie südlich von Brauneck erhob sich die Burg Lichtel über einem Seitenfluß der Tauber. Etwa sieben Kilometer östlich von Brauneck lag die Burg Hohlach. Einige dieser Burgen fungierten Ende des 13. Jahrhunderts bereits als Zentren von hohenlohischen Teilherrschaften, alle aber waren Zentren für umliegende hohenlohische Besitzungen und Herrschaftsrechte.

Die Hohenlohe mußten bestrebt sein, ihre Besitzungen auszubauen und zu arrondieren, also noch fehlende Güter in ihrem Interessenbereich zu erwerben. Röttingen war eine solche Besitzung und mußte über kurz oder lang die Begehrlichkeit der Hohenlohe wecken. Röttingen war damals nicht in einer einzigen Hand. Viele Institutionen und Personen hatten hier und in der Umgebung Besitzungen und Rechte. Das im heutigen Hessen gelegene Kloster Fulda verfügte über großen Besitz. Es gab weiterhin Besitz des Reiches, also des Kaisers, und Besitzungen kleinerer Herren, darunter der Herren von Röttingen, die hier die Burg besaßen. Der Erwerb Röttingens durch die Hohenlohe war ein Prozeß. Sie mußten Rechte und Besitzungen aus verschiedenen Händen an sich bringen, verfolgten ihr Ziel energisch und erreichten es relativ schnell.

Das Kloster Fulda ist ein Beispiel dafür, wie umfangreich und weit gestreut mittelalterlicher Klosterbesitz durch zahlreiche Schenkungen werden konnte. Zu den südlichsten, also entferntesten Besitzungen⁷ gehörte Röttingen mitsamt abhängigen Gütern in der Nachbarschaft. Ein Kloster mit seinen Mönchen konnte einen derartigen Streubesitz nicht selbst schützen. Es brauchte einen Schutzherren, einen Vogt. Im 13. Jahrhundert gelang es den Hohenlohe zu einem nicht genau datierten Zeitpunkt, die Vogtei über die fuldischen Besitzungen an der Tauber zu erlangen. Die Schutzverpflichtung übernahmen sie nicht ohne Gegenleistung. Sie erhielten Besitzungen und Rechte des Klosters als Lehen. Außer Röttingen gehörten Tauberrettersheim, Neubronn, Oberndorf und Standorf zu den fuldischen Gütern.

Der Kaiser besaß ebenfalls Rechte in Röttingen. In Franken massierte sich sein Reichsgut. Auch er mußte seinen Besitz arrondieren und zusammenhalten. Auf die Röttinger Besitzungen konnte er deswegen eigentlich nur schwer verzichten.

⁷ Hierüber allgemein *J. Leinweber, J. Merz*: Der fuldische Süden, in: *Unterfränkische Geschichte*, hrsg. von *P. Kolb* und *E.-G. Krenig*, Bd. 2: Vom hohen Mittelalter bis zum Beginn des konfessionellen Zeitalters, Würzburg ²1993, S. 195ff.

Gottfried und sein Bruder Konrad von Hohenlohe, die 1219 erstmals erwähnt werden, waren den Staufern eng verbunden. In den 20er Jahren erscheinen sie oft in ihrer Umgebung und nahmen an den Italienunternehmungen Kaiser Friedrichs II. teil in der Zeit der Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst. Gottfried geleitete die Braut des Kaisers vom Heiligen Land zur Hochzeit nach Italien. Er ist später Berater des jungen Königs Konrad IV., den Friedrich II. zur Regierung in Deutschland zurückließ. Konrad von Hohenlohe begleitete den Kaiser auf dem 5. Kreuzzug ins Heilige Land. Er unterstützte ihn anschließend im Kampf gegen den Papst und übernahm in Italien Verwaltungsaufgaben für die kaiserliche Seite. Zunächst war er Graf von Molise, einer Grenzmark gegen das päpstliche Land in den Abruzzen, später Graf in der Romagna. Auch Gottfried von Hohenlohe übernahm zeitweise die Verwaltung dieser italienischen Grafschaft im kaiserlichen Auftrag und führte in dieser Zeit den Grafentitel. Er bezeichnete sich aber wieder als Herr von Hohenlohe, als er das Grafenamt in Italien aufgegeben hatte.

Durch ihren engagierten Dienst gelang es den beiden Brüdern Gottfried und Konrad, die Verfügung über die Reichsrechte in Röttingen an sich zu bringen. In Italien übertrug Friedrich II. ihnen die Vogtei über seinen Hof in Röttingen⁸, der einen wesentlichen Teil Röttingens ausmachte. Der Hof selbst und die daraus erzielten Einnahmen verblieben dem Reich. Die Hohenlohe erhielten nur die Schutzgewalt, die aber für die Ausübung ihrer Herrschaft zunächst ausreichte. Gottfried und Konrad von Hohenlohe kauften außerdem weitere Rechte in Röttingen auf, die durch den sogenannten Röttinger Vertrag vom 29. Dezember 1230 belegt sind⁹. Details werden leider nicht berichtet. Die Burg in Röttingen muß den Herren von Röttingen abgekauft worden sein. Der Ankauf der Zehnten in Röttingen ist belegt, nicht aber der Verkäufer. Die Brüder brachten damit nahezu alle Rechte in Röttingen an sich. Ausdrücklich genannt werden in der Urkunde die Eigengüter, die Burg, die Vogtei über Röttingen und der dortige Zehnt. Röttingen war 1230 hohenlohisch geworden.

Konrad und Gottfried wußten aber nicht mehr, wem von ihnen welche Güter und Rechte in Röttingen gehörten. Hierüber kam es zu einem heftigen Streit zwischen den Brüdern, den ein vielköpfiges Schiedsgericht unter dem Vorsitz ihrer geistlichen Brüder, der Deutschordensritter Andreas und Heinrich von Hohenlohe, beilegen mußte. Dieses entschied, daß beide Röttingen gemeinschaftlich besitzen sollten. Gottfried, der die Abwesenheit seines Bruders in Italien für Ankäufe genutzt hatte, sollte für seine Ausgaben entschädigt werden. Der auf zwölf Jahre angelegte Vertrag stellte die Eintracht zwischen ihnen dauerhaft wieder her und regelte das politische Zusammenwirken der Brüder. Die Frage des jeweiligen individuellen Eigentums spielte 1230 zwischen den Brüdern eine wesentliche Rolle, aber sie teilten ihre Herrschaft noch nicht, sondern verfügten ge-

8 HUB I 72.

9 HUB I 92.

meinsam über sie. Gottfried residierte in Weikersheim und ist der Stammvater der Linie H.-Weikersheim. Konrad baute die Burg Brauneck, residierte hier und begründete die Linie H.-Brauneck. Unter beiden Brüdern blieb Hohenlohe eine Einheit, über die sie gemeinsam verfügten. Sie besaßen somit eine nicht unbedeutende Machtbasis. Beider Einsatz für den Kaiser bewirkte eine erfolgreiche Karriere. Die Zeit Gottfrieds und Konrads, die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, war Höhepunkt der hohenlohischen Geschichte und auch für die Geschichte Röttingens von herausragender Bedeutung.

3. Die Linie Hohenlohe-Röttingen

Der erbrechtlich begründete Hang zur Teilung ist für die gesamte hohenlohische Geschichte charakteristisch. Er führte dazu, daß der große Einflußbereich in kleinere Einheiten zersplitterte und nie mehr als starker Machtfaktor geltend gemacht werden konnte. Die Idee, daß der älteste Sohn die gesamte Herrschaft erhielt, die sogenannte Primogeniturerbfolge, und die anderen nichts, gehörte nicht in die damalige Adelswelt. Als Konrad von Brauneck 1249 und Gottfried von Weikersheim 1254 starben, zerfiel Hohenlohe nicht nur in zwei Linien, sondern in fünf, denn Konrad hatte zwei Söhne und Gottfried drei. Alle mußten mit einem Erbe versorgt werden. Röttingen wurde Sitz für einen der Söhne. Er begründete die kurzlebige Linie H.-Röttingen.

Gottfried und Konrad müssen sich noch zu Lebzeiten über Röttingen so geeinigt haben, daß es ganz an Gottfried fiel. Der Röttinger Vertrag war auf zwölf Jahre geschlossen worden und Ende 1242 ausgelaufen. Schon 1253 ist Röttingen im alleinigen Besitz Gottfrieds nachweisbar. Er verpfändete dortige Güter an seinen Schwiegersohn für das Heiratsgut¹⁰. Es war keine definitive Veräußerung, denn mit der Zahlung der vereinbarten Summe mußte der Schwiegersohn die Güter zurückgeben. Der Vorgang zeigt aber, daß Gottfried ohne Mitwirkung seines Bruders über Rechte in Röttingen verfügte, das in seinen ausschließlichen Besitz übergegangen war.

Die Linie Konrads teilte sich in Brauneck-Brauneck und Brauneck-Neuhaus. Von den Söhnen Gottfrieds erhielt der älteste Hohlach, der mittlere Weikersheim und der jüngste, Konrad, Röttingen. Die genannten Sitze lagen alle im alten hohenlohischen Kerngebiet. Hohlach, Weikersheim und Brauneck waren schon unter den Brüdern hohenlohische Sitze gewesen. Neuhaus und Röttingen mußten dagegen erst ausgebaut werden. Die Burgen in Hohlach und Weikersheim lagen in der Ebene, Brauneck und Neuhaus sind Beispiele für die damals modern werdende Höhenburg. In Röttingen lag die Burg am Hang, leicht erhöht über dem Taubertal, und bildete eine Art Mischtyp.

10 HUB I 255.

Die bis 1250 geschlossen auftretende Herrschaft Hohenlohe zerfiel also nach 1254 in fünf etwa gleich große Teile, deren Zentren die genannten Burgen waren. Röttingen selbst war nicht die einzige Besetzung, über die Konrad verfügte. Auch die Lehen vom Kloster Fulda, die südlich der Tauber lagen, gehörten dazu. Im Norden schloß sich weiterer Besitz an, der bis Würzburg reichte. Außer der Burg Röttingen besaß Konrad eine Burg in Ingolstadt, die ihm ebenfalls aus dem väterlichen Erbe zugefallen war.

Wie seine Brüder suchte Konrad seine Herrschaft auszuweiten. 1271 kaufte er die Feste Reichenberg vom Ritter Hildebrand von Seinsheim als dritte Burg. Sie festigte die Positionen im Norden in unmittelbarer Nähe zu Würzburg. Der Bischofssitz bildete für seine Politik einen Orientierungspunkt. Er wirkte im Umfeld des Bischofs. Seine drei Burgen Röttingen, Ingolstadt und Reichenberg bildeten das Rückgrat der Herrschaft, die eine linienförmige Gestalt mit Nord-Süd-Er Streckung hatte. Nicht geographisch, aber verwaltungsmäßig war Röttingen Zentrum dieser Herrschaft. Konrad und seine Nachfolger hielten sich vornehmlich hier auf. Er förderte Röttingen als Sitz seiner Herrschaft nach Kräften.

Der Ausbau erfolgte etwa in kirchlicher Hinsicht. War Röttingen bisher nur normaler Pfarrsitz, wurde es nun Sitz eines Dekans und damit auch ein kirchlicher Verwaltungsmittelpunkt. Ein Dekan für Röttingen ist erstmals 1262 belegt¹¹. Er war persönlicher Beichtvater Konrads¹² und so in besonderer Weise dem Regentenhaus verbunden. Seit der Jahrhundertmitte wurde mit dem Bau einer neuen Kirche, der heutigen Stadtkirche, im Stil der Spätromanik begonnen.

Wichtiger war der Ausbau des Dorfes Röttingen zur Stadt. Die Herrschaft H.-Röttingen bestand ausschließlich aus Dörfern. Wenigstens das Zentrum sollte als Stadt herausragen, die mit ihrem Markt und ihren Handwerkern ökonomisches Zentrum des umliegenden dörflichen Landes war. Durch die Befestigung mit Stadtmauer und -toren bot eine Stadt für den Territorialherren Vorteile. Lag wie im Falle Röttingens die Burg innerhalb der Stadtmauern, so war diese doppelt geschützt. Für den Bau und den Unterhalt der Stadtmauer waren die Bürger verantwortlich, der Vorteil der zusätzlichen Befestigung für den Territorialherren also kostenneutral.

Die Vorstellung, daß ein Ort durch einen einzigen Gründungsakt zur vollwertigen Stadt wird, trifft auf Röttingen nicht zu. Vielmehr wird man von einem längeren Stadtwerdungsprozeß ausgehen müssen, der noch in der hohenlohischen Zeit abgeschlossen war. Die Hohenlohe haben Röttingen zur Stadt gemacht und sind als Stadtgründer zu würdigen. Sehr wahrscheinlich hatte schon Gottfried von Hohenlohe die Planung Röttingens als Stadt festgelegt und die Lage der wichtigsten Einrichtungen bestimmt. Röttingen weist in seiner Anlage Paralle-

11 *H. Stoob*: Zur Städtebildung im Lande Hohenlohe, in: *Zeitschrift für bayrische Landesgeschichte* 36 (1973), S. 522–562, hier S. 542.

12 *Weller* (wie Anm. 3), II S. 192.

len zu anderen hohenlohischen Städten auf¹³. Gottfried hat sich nachweislich zeitweise in Röttingen aufgehalten, ohne aber hier zu residieren¹⁴.

1275 ist eine Stadtmauer für Röttingen belegt¹⁵, für das sich nun die Bezeichnungen „oppidum“ bzw. „civitas“ finden. Diese lateinischen Begriffe belegen, daß Röttingen stadtähnlichen Charakter besaß. Die Errichtung einer Stadtmauer aus Stein wird einige Jahre gedauert haben. Konrad hat ihren Bau veranlaßt und vollendet. Die Befestigung der Stadt war für ihn wesentlich.

Um 1300 sind Juden in Röttingen belegt¹⁶. Juden waren im Mittelalter Kaufleute oder Bankiers. Das spricht dafür, daß Röttingen damals auch in ökonomischer Hinsicht städtischen Charakter aufgewiesen hat. Aber trotz Mauer und ökonomischer Mittelpunktfunktion war Röttingen noch keine vollwertige Stadt nach damaligem Rechtsverständnis. Erst im 14. Jahrhundert wurde die städtische Entwicklung abgeschlossen.

Konrad von H.-Röttingen wird 1258 erstmals urkundlich erwähnt. Er muß damals volljährig gewesen und etwa um 1240 geboren worden sein. Er hat zweimal geheiratet, zunächst eine Kunigunde aus einem nicht näher bekannten ostfränkischen Geschlecht, später, 1268, eine Adelheid, deren Herkunft ebenfalls nicht genau bekannt ist. Wegen der engen Verwandtschaft beider Frauen mußte der berühmte Dominikanermönch Albert der Große auf Anordnung des Papstes einen Ehedispens aussprechen. Gegenleistung des Hohenlohe war die Verpflichtung zur Kreuzzugsteilnahme. Ob er wirklich ins Heilige Land zog, ist nicht gesichert. Durch eine entsprechende Zahlung hätte er sich von der Verpflichtung loskaufen können.

Konrad starb 1276. Vormund seiner unmündigen Kinder wurde sein Bruder Kraft I., der auch zeitweise in die Angelegenheiten der Herrschaft Röttingen eingriff. Schließlich folgte der Sohn Gottfried, der aber erst 1290 selbständig handelnd auftrat. Viel konnte er nicht bewirken, denn schon im August 1290 starb er. Eine sagenhafte Quelle berichtet, seine Gattin habe ihn bei der Jagd irrtümlich getötet, weil sie ihn für ein Wild hielt.

Gottfried von H.-Röttingen hatte einen Sohn Konrad, genannt nach dem Großvater und Linienbegründer. Weil er noch minderjährig war, übernahm Kraft I. erneut die Vormundschaft. Konrad starb 1290 wie sein Vater. Damit erlosch die Linie.

Die 1254 entstandene Linie H.-Röttingen umfaßte also drei Generationen, währte aber nicht einmal 50 Jahre. Konrad, ihr Begründer, blieb ihr wichtigster Vertreter. Er baute Röttingen zu einem Zentrum für seine Herrschaft aus. Sein Sohn Gottfried und sein Enkel Konrad wurden historisch nicht wirksam und

13 Stoob (wie Anm. 11), S. 542.

14 HUB I 217.

15 HUB I 356.

16 Weller (wie Anm. 3), II S. 44.

konnten das von Konrad Begründete nicht fortführen. 1290 endete die vergleichsweise kurze Herrschaft H.-Röttingen als eigenständige Einheit.

4. Röttingen unter Kraft I. von H.-Weikersheim

Mit dem Aussterben der Linie H.-Röttingen waren ihre Besitzungen nicht für die Hohenlohe verloren. Es galt der Grundsatz, daß nach dem Aussterben einer Linie ihre Güter und Rechte zu gleichen Teilen an die übrigen Linien fallen mußten. Kraft I., der schon als Vormund in der Herrschaft seines Bruders tätig geworden war, erbt den Großteil der h.-röttingischen Besitzungen. Eine Ausnahme machten die fuldischen Lehen südlich der Tauber. Mit dem erbenlosen Tod des Lehensinhabers konnte das Kloster sie neu vergeben. Sie kamen an den Grafen von Rieneck¹⁷. In Röttingen selbst, das zu den fuldischen Lehen gehörte, hat er sich nicht durchsetzen können. Später kamen auch die übrigen fuldischen Lehen wieder an die Hohenlohe.

Der Erbfall an H.-Weikersheim hatte für Röttingen ungünstige Auswirkungen. Es war nicht mehr zentraler Ort einer Herrschaft, Residenzort, sondern nur noch ein Ort unter vielen. Nicht nur durch die Erbschaft war die Herrschaft Krafts I. umfangreicher als die seines jüngeren Bruders. Daß die Residenz Krafts I., also Weikersheim, in unmittelbarer Nähe lag, war ungünstig für die Entwicklungsmöglichkeiten Röttingens. Es war unwahrscheinlich, daß Röttingen in dieser Situation irgendwelche zentrale Funktionen übernehmen konnte. Kraft I. begann die von seinem Vater erworbenen hohenlohischen Positionen im heutigen Hohenlohekreis auszubauen¹⁸. Ausgangspunkt war die Vogtei über das Öhringer Stift, die ihm Schutzrechte fast im gesamten heutigen Kreissprengel übertrug. Er verfügte über einen Teil der Stadt Öhringen, über einen Teil Neuensteins und über Waldenburg. Hinzu kamen Rechte am Kocher. Durch eine kluge Politik sicherte er seinem Haus die Erbschaft des aussterbenden Hauses Dürn-Forchtenberg, das in dieser Gegend reich begütert war. Damit deutete sich unter Kraft I. eine Schwerpunktverlagerung der hohenlohischen Politik nach Süden hin an. Röttingen mußte dadurch an die Peripherie abgleiten. In den über 20 Jahren der Herrschaft Krafts I. ist über Röttingen nichts besonderes zu erfahren. Er widmete sich ganz dem Ausbau seiner Herrschaft im Raum um Öhringen. Eine Förderung Röttingens erachtete er anscheinend nicht als notwendig. Es war in seiner vergleichsweise großen Herrschaft nur eine Stadt und eine Burg unter vielen.

17 HUB I 522.

18 P. Schiffer: Hohenlohische Herrschaftsbildung im Raum um den Ohrwald. Zur Territorialpolitik Krafts I. (1256–1313) und Krafts II. (1290–1344) von Hohenlohe, in: Württembergisch Franken 86 (2002), S. 37–58.

In dieses Bild paßt die Judenverfolgung im Taubergebiet um das Jahr 1300. Ausgangspunkt war Röttingen. Juden hatten hier angeblich 1298 eine Hostie entehrt, indem sie diese in einem Mörser zerstampft hatten. Der empörte Pöbel wandte sich gegen die Röttinger Juden und später auch gegen die in anderen fränkischen Orten¹⁹. Von einer Initiative Krafts I. zum Schutze der Juden ist nichts zu erfahren. Sie waren immerhin Bürger einer seiner Städte, und dazu noch mit die vornehmsten.

5. Röttingen unter Gottfried von H.-Weikersheim

Als Kraft I. 1313 starb, hinterließ er drei Söhne, auf die seine Herrschaft aufgeteilt wurde. Der Älteste, Konrad, erhielt die Herrschaft um Weikersheim, Schüpf und Reichenberg. Kraft II., der mittlere Sohn, erhielt Öhringen, Neuenstein und Waldenburg sowie Schillingsfürst. Röttingen fiel mit Ingolstadt und der Herrschaft Lobenhausen an den jüngsten Sohn Gottfried²⁰.

Gottfried verfügte damit ungefähr über die alte Herrschaft H.-Röttingen. Es fehlten im Norden die an den Bruder Konrad gefallen Besetzungen in und um Reichenberg. Dafür besaß Gottfried die im Süden gelegene Herrschaft Lobenhausen bei Kirchberg an der Jagst. Im Prinzip entstand unter Gottfried die alte Linie H.-Röttingen und die zugehörige Herrschaft neu. Da er aber erbenlos starb und seine Güter an seinen Bruder Kraft II. fielen, wird er der Linie H.-Weikersheim zugerechnet. Es stellt sich die Frage, ob Röttingen unter Gottfried erneut eine zentrale Funktion besaß und ob er hier vornehmlich residiert hat. Die Burg Lobenhausen, lange Zeit Sitz eines sich danach benennenden Herrengeschlechtes, kommt ebenfalls als Residenz in Frage. Auch wechselnder Aufenthalt in beiden Burgen ist denkbar.

Für Konrad von H.-Röttingen ließ sich die Residenz in Röttingen anhand der Ausstellungsorte seiner Urkunden nachweisen. Die von Gottfried ausgestellten Urkunden geben keinen Ausstellungsort an. Lobenhausen lag eigentlich für eine Residenz zu ablegen von den übrigen Besetzungen. Eine besondere Rolle der Besetzungen an der Jagst läßt sich für Gottfried nicht nachweisen. Indizien deuten eher darauf hin, daß Röttingen unter Gottfried wieder eine Residenzfunktion erhielt.

Gottfried begleitete Kaiser Heinrich VII. 1312 nach Italien. Noch in Italien setzte er 1313 seinen Bruder Kraft II. für den Fall eines erbenlosen Todes in seine Herrschaft ein. Drei Jahre später änderte er diese Verfügung zugunsten seines Bruders Konrad ab, mit dem er König Ludwig den Bayern unterstützte, während Kraft den Gegenkönig favorisierte. Die treue Anbindung an König Ludwig den Bayern brachte Gottfried einige Reichspfandschaften ein. Er erhielt also

¹⁹ Hierzu *Weller* (wie Anm. 3), II S. 44f.

²⁰ *Weller* (wie Anm. 3), II S. 158f. und S. 186.

Reichsgüter als Pfand für geliehenes Geld. Solange das Geld nicht zurückbezahlt wurde, konnte er über sie verfügen, als ob sie zur eigenen Herrschaft gehörten. Eine solche Reichspfandschaft war die Stadt Rothenburg ob der Tauber, die Gottfried gemeinsam mit seinem Bruder Konrad und seinem Vetter Ludwig von H.-Uffenheim-Endsee erhielt, sowie die Reichsstadt Feuchtwangen, die er zusammen mit seinem Bruder Konrad besaß. 1335 erhielt er vom Kaiser das Geleit und die Zölle zu Erlach und Simmringen an der von Aub nach Tauberbischofsheim führenden Reichsstraße als Pfand.

Von der guten Beziehung zum König profitierte 1337 auch Röttingen. Gottfried erhielt damals von König Ludwig ein Stadtprivileg²¹ für diese Stadt. So sicher der Tatbestand überliefert ist, so unbekannt ist der konkrete Inhalt des nicht mehr erhaltenen Dokumentes. Das Privileg muß Rechte gewährt haben, die Röttingen zu einer vollwertigen Stadt noch fehlten. Die Verleihung des Markrechtes, die Verleihung eines Stadtrechtes, eventuell nach dem Vorbild einer Reichsstadt, auch die Stadtgründung überhaupt waren Rechte, die vom König gewährt werden mußten. Alle urkundlich überlieferten hohenlohischen Stadtgründungen erfolgten aufgrund königlicher Privilegien. Hatte Konrad von H.-Röttingen bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Röttingen faktisch weitgehend zur Stadt ausgebaut, so vollendete Gottfried sein Werk, indem er das königliche Privileg für die vollwertige Stadt aufgrund seiner engen Beziehungen zu König Ludwig dem Bayern beschaffte.

Den weiteren Ausbau Röttingens deutet eine Urkunde von 1318 an. Sie berichtet von der Stiftung einer Messe in der Kirche zu Röttingen. Aus der gestifteten Summe sollte ein Priester für die Abhaltung der Messe dauerhaft angestellt werden. Stifter waren Bauarbeiter aus Röttingen. Die bedeutende Summe läßt erschließen, daß es sich um eine größere Zahl gehandelt hat²². Es müssen in Röttingen unter Gottfried bedeutendere Bauarbeiten erfolgt sein.

1336 kam es erneut zu einer Judenverfolgung in Franken, die Mergentheim und das damals in hohenlohischer Pfandschaft befindliche Rothenburg einbezog. Anders als sein Vater Kraft schritt Gottfried zugunsten der Juden ein und stellte sie unter seinen Schutz. Die Insassen des Gerichtssprengels von Röttingen mußten schwören, keinem Juden aus Rothenburg etwas an Leib oder Habe anzutun²³. Fast nebenbei erfährt man aus der Urkunde, daß Röttingen Sitz eines Gerichtes, also Zentrum eines Gerichtssprengels war. Weitere Gerichtsorte der Herrschaft Gottfrieds waren Weikersheim, Schüpf und Lichtel, die er aus der Erbschaft seines Bruders erhalten hatte.

Unter Gottfried läßt sich eine weitere zentrale Funktion Röttingens nachweisen. Die Stadt war Sitz eines Amtes geworden. Gottfried wird für Röttingen die Amtsverfassung eingeführt haben. Ausdrücklich belegt ist das Amt Röttingen

21 Das Privileg ist nicht mehr erhalten. Es wird durch HUB II 524 als existent belegt.

22 HUB II 143.

23 HUB II 534.

beim Verkauf an Würzburg 1345. Unzweifelbar war also das Amt Röttingen eine hohlenlohische, nicht erst eine würzburgische Schöpfung. Frühe Belege über Ämter sind vergleichsweise selten. Schon bei der Einsetzung seines Bruders Kraft II. als Erbe seiner Herrschaft 1313 spricht Gottfried von Amtleuten in seiner Herrschaft. Es ist von einer Mehrzahl die Rede²⁴. Man wird schließen dürfen, daß auch der wichtigste Bereich seiner Herrschaft, Röttingen, in die moderne Amtsverfassung einbezogen war.

Aus vielen unterschiedlichen Komponenten setzte sich die Herrschaft in Röttingen um 1230 zusammen. Es gab eine Burg, es gab fuldische Lehen, es gab eine Vogtei und es gab Zehntrechte. Die Verwaltung durch die Hohenlohe erfolgte zunächst so, daß sie für jede Herrschaftskomponente einen Beauftragten einsetzten. In der Regel griff man dabei auf das Lehenswesen zurück. Die neu aufkommende Amtsverfassung unterschied die einzelnen Herrschaftskomponenten nicht mehr, sondern faßte sie innerhalb eines Amtssprengels in einer Hand zusammen. Der Amtmann übte die Herrschaft, also die Verwaltung, im Auftrag seines Herren aus. Er war – das ist ebenfalls neu – jederzeit absetzbar und durch einen anderen Beamten zu ersetzen.

Als 1329 Gottfrieds Bruder Konrad starb, fielen entsprechend dem gegenseitigen Erbvertrag dessen Besitzungen an Gottfried. Es waren die Herrschaft Reichenberg, Schüpf und Weikersheim mit anderen kleineren Besitzungen. Sie ergänzten die Herrschaft Gottfrieds sinnvoll. Reichenberg hatte lange Zeit zu H.-Röttingen gehört und kam nun wieder dazu. Weikersheim lag in der Nachbarschaft und ergänzte die Rechte an der Tauber. Auch für Weikersheim bewirkte Gottfried 1337 ein Stadtprivileg.

1334 schloß Gottfried mit seinem Bruder Kraft II. eine Erbeinigung, durch die beide sich im Falle eines söhnelosen Todes gegenseitig als Erben einsetzten. Der Vertrag wurde vom Kaiser bestätigt. Als Gottfried im Sommer 1339 starb, hatte er über 26 Jahre einer Herrschaft vorgestanden, in der Röttingen eine zentrale Rolle spielte. Wie sein Onkel Konrad von H.-Röttingen hatte er die Stellung Röttingens in seiner Herrschaft nach Kräften gefördert. Durch Reichspfandschaften und durch das Erbe seines Bruders Konrad konnte er seinen Herrschaftsbereich erheblich mehren.

6. Röttingen unter Kraft II. und Kraft III. von H.-Weikersheim

Kraft II. verfügte seit dem Erbfall von 1339 über die gesamte Herrschaft, die sein Vater besessen hatte. Durch Erwerbungen war sie noch vergrößert worden. Das galt auch für seinen Sohn Kraft III., der ihm als einziger Sohn 1344 in der gesamten Herrschaft folgte.

Die Rolle Röttingens in dieser vergrößerten Herrschaft wurde wieder bescheiden. Die Funktion als Residenz war entfallen. Mehr noch als sein Vater verlegte Kraft II. seinen Schwerpunkt auf den Ausbau der neuen südlichen Besitzungen um Öhringen²⁵. Er kaufte hier viele Rechte teuer auf, um seinen Besitz zu arrondieren. Die Herrschaft H.-Weikersheim geriet an ihre finanziellen Grenzen. Schon Kraft II. mußte aus Geldknappheit damit beginnen, Herrschaftsrechte zu veräußern.

Die sich bis nach Würzburg hinziehende Herrschaft H.-Röttingen und ihr Zentrum gerieten durch die Verlagerung der hohenlohischen Territorialpolitik nach Süden erneut in eine Randlage, sie war weitab vom neuen Zentrum Öhringen. Sie interessierte in der Territorialpolitik Krafts II. und Krafts III. nicht mehr. Wenn man schon Besitzungen abstoßen mußte, dann wenigstens die territorialpolitisch weniger nützlichen, weit im Norden gelegenen. Möglicherweise hat schon Kraft II. Röttingen verpfändet²⁶, und zwar an die Reichsstadt Rothenburg. Durch die Rückgabe des geliehenen Geldes muß er aber bald wieder die Verfügung über die Stadt erlangt haben. 1344 nämlich bestimmte sein Sohn Kraft III. Einnahmen aus Röttingen als Morgengabe für seine Frau Anna von Leuchtenberg²⁷, was den Besitz voraussetzt und eigentlich auch die Verpflichtung, diesen dauerhaft zu behalten.

Aber schon im folgenden Jahr kam es zum Verkauf an das Hochstift Würzburg. Nicht nur die Stadt Röttingen wurde verkauft, sondern die gesamte ehemalige Herrschaft H.-Röttingen mit den Burgen Röttingen, Ingolstadt und Reichenberg. Der Umfang der verkauften Besitzungen belegt, daß die Herrschaft H.-Röttingen als territoriale Einheit bis 1345 fortgelebt hat. Kraft III. erhielt dafür 1.700 Pfund Heller²⁸, die er zur Begleichung seiner Schulden dringend benötigte. Diese hohenlohischen Besitzungen waren für Würzburg von Interesse, da das Hochstift mit ihnen sein Territorium in der engen Nachbarschaft erweitern konnte. Die Beziehungen Hohenlohes zu Würzburg waren sehr eng. Einige Hohenlohe waren im 13./14. Jahrhundert Domherren in Würzburg, zwei avancierten sogar zu Bischöfen. Noch im Jahr des Verkaufes wurde Albrecht von Hohenlohe Bischof von Würzburg. Zuvor hatte er wichtige Positionen im Bistum inne. Der Verkauf erfolgte durchaus in beiderseitigem Interesse.

Das war aber noch nicht ganz das Ende der hohenlohischen Herrschaft in Röttingen. Die Stadt war Lehen des Klosters Fulda. Was geliehen ist, kann man nicht so ohne weiteres verkaufen. Bei Antritt seiner Herrschaft hatte Kraft III. 1344 den Lehenscharakter Röttingens bestätigen müssen und es danach als Lehen erhalten. Einen Tag nach Ausstellung der Verkaufsurkunde vom Juli 1345 mußte er dem Hochstift Würzburg urkundlich zusichern, innerhalb eines Jahres

25 Schiffer (wie Anm. 18).

26 So Bauer (wie Anm. 2), S. 367.

27 HUB II 675.

28 HUB II 691.

beim Abt von Fulda die Eigenmachung Röttingens zu bewirken. Das geschah dadurch, daß er dem Kloster ein Eigengut ersatzweise übertrug und es an Stelle Röttingens als fuldisches Lehen entgegennahm. Als Ersatz sollten Burg und Stadt Weikersheim dienen. Fulda akzeptierte dies im November 1345. Damit erst wurde der Verkauf von Röttingen an das Hochstift Würzburg rechtmäßig. Kraft III. mußte abschließend noch einmal urkundlich bekräftigen, daß die fuldischen Lehen südlich der Tauber nicht vom Verkauf berührt waren²⁹. Sie verblieben noch über Jahrhunderte bei den Hohenlohe. Damit endete die hohenlohische Zeit Röttingens. 1345 begann die würzburgische.

7. Resümee

115 Jahre zwischen 1230 und 1345 stand Röttingen unter hohenlohischer Herrschaft.

Die Hohenlohe erst faßten die unterschiedlichen Herrschaftsrechte in Röttingen in einer Hand zusammen und verfügten seit etwa 1230 ausschließlich über den Ort. Bei der Teilung des Hauses um 1250 wurde Röttingen Sitz einer der fünf entstandenen Linien. Konrad war der erste und bedeutendste Vertreter der Linie H.-Röttingen. Er baute den Ort zu seinem Herrschaftssitz aus. Dazu gehörten der Neubau der Kirche, die Errichtung eines Dekanates in Röttingen und wichtige Schritte zur Stadtwerdung. 1275 ist eine Stadtmauer belegt. Mit dem Tode seines Sohnes und seines Enkels 1290 starb die Linie H.-Röttingen aus.

Die Besitzungen fielen an Konrads Bruder Kraft I. von H.-Weikersheim, unter dem Röttingen keine herausragende Stellung mehr einnahm. Bei der Teilung unter dessen Söhnen 1313 fielen Röttingen und der größte Teil der Herrschaft an Gottfried von H.-Weikersheim. Röttingen konnte sich wieder einer besonderen Förderung erfreuen. Unter Gottfried, dem als Erbe seines Bruders auch Reichenberg zufiel, lebte die alte Herrschaft H.-Röttingen wieder auf. Er erreichte 1337 beim Kaiser für Röttingen das Stadtprivileg und baute die Stadt baulich und auch rechtlich weiter aus. Sie wurde Sitz eines Amtes und eines Gerichtes und sehr wahrscheinlich auch Residenz Gottfrieds.

Mit seinem Tod 1339 fiel Röttingen an seinen Bruder Kraft II. Er vereinigte die gesamten Besitzungen der Linie H.-Weikersheim wieder in einer Hand. Er verfügte über eine sehr große Herrschaft, deren Schwerpunkt sich nach Öhringen und den Besitzungen im heutigen Hohenlohekreis verlagerte. Röttingen erhielt eine Randstellung. Konsequenz war der Verkauf der Stadt mit der gesamten ehemaligen Herrschaft H.-Röttingen schon sechs Jahre nach dem Erbanfall. 1345, also ein Jahr nach seinem Herrschaftsantritt, vollzog sein Sohn Kraft III. den Verkauf an das Hochstift Würzburg. Er markierte einen tiefen Einschnitt in der Geschichte der Stadt Röttingen.

29 HUB II 709.

Die 115 Jahre unter hohenlohischer Herrschaft waren für Röttingen prägend gewesen. Die Hohenlohe waren als Stadtgründer tätig geworden. Die Stellung als Stadt konnte unter würzburgischer Herrschaft nicht mehr angefochten werden. Auch die von den Hohenlohe begründete Stellung als Amts- und Gerichtssitz blieb fortbestehen, lediglich die Residenzfunktion, die Röttingen auch in hohenlohischer Zeit nicht durchgängig innegehabt hatte, entfiel endgültig.

Max Karl Prinz zu Hohenlohe-Langenburg, die deutsch-jüdische Emigration in Paris und das Dritte Reich

VON JÜRGEN WALTER

Thea Sternheim berichtet in ihren im Jahre 2002 auszugsweise publizierten Tagebüchern¹ immer wieder von einem intensiven, zeitweise fast täglichen Umgang mit einem ebenfalls wie sie in der Emigration vor der Hitler-Diktatur in Paris lebenden Max Karl Prinz zu Hohenlohe-Langenburg: *Mopsens*² *Auftritt mit einem Rudel Bekannter, darunter der fast sympathisch aussehende junge Hohenlohe*, heißt es unter dem 24. Oktober 1933³. Und weiter: *Paris, 26. Dezember 1933: Bis Mitternacht im Café des deux Margots: Mops, Roth*⁴, *Landauer*⁵, *Kesten*⁶, *Max Hohenlohe ... Paris, 28. Januar 1934 ... Dann kommen Landauer, Roth, Hohenlohe, Mahaut*⁷ *und Monique de Chabannes*⁸ ... *Abendessen mit Mops, Hohenlohe und Landauer im Bistrot der Avenue de Chatillon. Ansteigend freundschaftliches Empfinden für Hohenlohe*⁹. Ähnliche, wenn auch quantitativ geringere Lebensspuren finden sich auch in den Tagebüchern Klaus Manns: *9. I. 34 Gelesen: „Hochzeitsnacht“ von Hohenlohe; merkwürdig*¹⁰. *13. III. 34 Regler im Café de Tournon getroffen; Hohenlohe dazu, später Roth, sehr versoffen und niedergeschlagen. Mit Hohenlohe ins Select, dort Uhde getroffen (Unterhaltung z. B. über Tahiti)*¹¹. Und schlägt man den Nachdruck der wohl bekanntesten und literarisch anspruchsvollsten Exilzeitschrift „Die Sammlung“ auf, so findet man darin im Jahrgang 1934 einen Beitrag von Prinz Max Carl zu Hohenlohe-Laufenburg – wobei „Laufenburg“ offensichtlich ein Druck- oder Lesefehler ist¹².

1 Thea Sternheim, Tagebücher 1903–1971. Hrsg. und ausgewählt von Th. Ehram und R. Wyss. Bd. II und III, Göttingen 2002.

2 Thea Sternheims Tochter Dorothea (1905–1954).

3 Thea Sternheim (wie Anm. 1), Bd. II, S. 545.

4 Joseph Roth (1894–1939), österreichischer Schriftsteller.

5 Walter Landauer (1902–1944), Verleger.

6 Hermann Kesten (1900–1996), deutscher Schriftsteller.

7 Mahaut de Chabannes (1884–1965), Freundin von Thea Sternheims Sohn Klaus (1908–1946).

8 Tochter von Mahaut de Chabannes.

9 Thea Sternheim (wie Anm. 1), Bd. II, S. 554, S. 560.

10 Klaus Mann, Tagebücher 1934 bis 1935. Hrsg. von J. Heimannsberg, P. Laemmle und W. F. Schoeller, München 1980, S. 10.

11 Ebd. S. 23.

12 Die Sammlung. Literarische Monatsschrift unter dem Patronat von A. Gide, A. Huxley, H. Mann. Hrsg. von K. Mann, Reprint 1970, 1 (1934), S. 319ff.

Wer war dieser emigrierte deutsche Prinz, zu dessen Leben und Person man aus den Kommentaren zu den Tagebüchern lediglich erfährt: *1901–1943, von den Nazis hingerichtet, Maler und Journalist*¹³. Wer war dieser Max Karl Prinz zu Hohenlohe-Langenburg, der sich in solchen Künstler- und Emigrantenkreisen im Paris der dreißiger Jahre bewegte, enger Freund und Briefpartner Joseph Roths¹⁴, ein persönlicher Bekannter von Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Ernst Toller, André Gide, Frans Masereel, Anette Kolb, Erika Mann – um nur die prominentesten von vielen, vielen anderen zu nennen? Und wie kam es dazu, dass dieser Emigrant, Kunstmaler und Berichterstatter, wie er sich nannte, im Jahre 1943 vom Volksgerichtshof unter Freisler zum Tode verurteilt und in Stuttgart hingerichtet wurde?

Um das Ergebnis dieses Versuchs einer Darstellung seines journalistisch-schriftstellerischen Wirkens und seines Lebens im Exil vorwegzunehmen: an Max Karl Prinz zu Hohenlohe-Langenburg verübte das nationalsozialistische Regime genau die Unmenschlichkeit, die ihm dieser helllichtig seit 1933 immer wieder publizistisch vorgehalten und vorgeworfen hatte.

Doch zunächst: wer war Thea Sternheim, von der wir so viel Persönliches über ihn erfahren? Thea Sternheim war die Frau des expressionistischen Dramatikers Carl Sternheim (1878–1942, bekanntestes Stück: „Die Hose“). Sie wurde 1883 als Tochter des Fabrikanten Bauer in Neuss geboren, hatte zuerst den Rechtsanwalt Arthur Löwenstein geheiratet und ihm zwei Töchter geboren. Im Jahre 1907 ließ sie sich von ihm scheiden und heiratete in zweiter Ehe – inzwischen Erbin des Vermögens ihres Vaters von mehreren Millionen Goldmark – den zu dieser Zeit noch unbekanntem Carl Sternheim. Die Sternheims ließen sich bei München ein schlossartiges Haus „Bellemaison“ errichten und führten darin ein aufwendiges Gesellschaftsleben. In Bellemaison verkehrten neben hohen Offizieren, Prinzen und Prinzessinnen de facto alle Kreise von arrivierten Künstlern, Kunstsammlern, Verlegern und Mäzenen, die damals tonangebend und einflussreich in Deutschland waren. Zu den engsten Freunden des Hauses gehörten u. a. Max Reinhardt, Franz Blei, Tilly und Frank Wedekind, Paul Cassirer, Heinrich Mann, Walter Heymel, Anette Kolb, Walter Rathenau, Hugo von Tschudi. Ab 1908 begannen Thea und Carl Sternheim auch mit dem Aufbau einer wertvollen Bildersammlung: sie gehörten zu den ersten Van-Gogh-Sammlern in Deutschland, kauften damals zeitgenössische Werke von Renoir, Picasso, Braque u. a. Seit 1912 stellten sich erste finanzielle Schwierigkeiten ein trotz dichterischer Erfolge Sternheims. Sie verkauften Bellemaison und siedelten nach La Hulpe in Belgien über; in den Kriegs- und Nachkriegszeiten sowie in den zwanziger Jahren lebten sie wieder in Deutschland und in der Schweiz, waren aber gezwungen,

13 Thea Sternheim (wie Anm. 1), Bd. V (Kommentar), S. 269.

14 Ein Brief von Joseph Roth an Prinz Max von Hohenlohe-Langenburg vom 24. VIII.1933 ist abgedruckt in: Joseph Roth, Briefe 1911–1939. Hrsg. von H. Kesten, Köln/Berlin 1970, S. 275. In einem Brief an Klaus Mann wird Hohenlohe erwähnt (vgl. ebd. S. 301).

einen großen Teil der Bildersammlung zu verauktionieren. Schon bestehende eheliche Schwierigkeiten verstärkten sich – Thea entdeckte Sternheim als notorischen, darüber Buch führenden Ehebrecher – hinzu kam bei ihm eine psychophysische Erkrankung mit ihren auch sozialen Folgen: im Jahre 1927 wird die Ehe geschieden. Thea zieht zuerst nach Berlin, knüpft dort neue gesellschaftliche Beziehungen an zu Gottfried Benn, Tilla Durieux, Alfred Flechtheim u. a. Seit dem 1. April 1932 lebt sie unter beständigen finanziellen Sorgen um ihre noch verbliebenen Vermögensreste und um ihre drogen süchtigen Kinder Mops und Klaus in Paris. Als eine der wenigen emigrierten Deutschen gelingt es ihr auch in Paris, ihre früheren gesellschaftlichen Kontakte und Verbindungen zu Künstlerkreisen aufrechtzuerhalten und auszubauen und darüber hinaus Zugang zu finden auch zu französischen Intellektuellenkreisen, vor allem zu André Gide, Anne und Julien Green und Max Ernst.

In dieser Situation lernt Max Karl Prinz zu Hohenlohe-Langenburg Thea Sternheim gegen Ende des Jahres 1933 kennen – im Umkreis emigrierter deutscher Schriftsteller und offenbar als Angehöriger des Freundeskreises ihrer Kinder. Da Thea Sternheim jeden Tag gewissenhaft Tagebuch führt, wird sie ungewollt – denn an eine Veröffentlichung ihrer Aufzeichnungen denkt sie zeitlebens nicht – und für alle, mit denen sie täglichen Umgang pflegt, auch unbemerkt zur intimen Chronistin. Am 1. Februar 1934, so das Tagebuch, macht Tochter Mops die Mutter auf etwas aufmerksam: *Du weißt, dass Hohenlohe ganz verschossen in Dich ist. Er hat uns heute Nachmittag erklärt, Du seist die erste Frau, in deren Gegenwart er ganz eigentümlichen Gefühlen anheim falle.* Und Thea Sternheim kommentiert: *Mir war das seit langem und vor allem am Sonntag klar geworden.* Und sie setzt hinzu: *Fühle ich mich nicht auch von einer Art Freundschaft bewegt, betrachte ich Hohenlohes irgendwie rührendes, edles, leidvolles Gesicht? Bin ich nicht beinahe traurig, dass er fortreisen muss?*¹⁵

Die sich hier entwickelnde jahrelange, für Außenstehende sicher ungewöhnlich erscheinende Freundschaft zwischen der 50jährigen geschiedenen Frau und dem alleinstehenden jungen Mann von Anfang Dreißig hatte einen Hauptgrund sicherlich in der gemeinsamen selbst gewählten Exilsituation in Paris und in der Opposition gegen Hitler-Deutschland. Thea Sternheim hatte, das dokumentiert ihr Tagebuch, eine geradezu hellseherische Klarheit gegenüber der politischen Situation in Deutschland und Europa entwickelt, dazu, gefestigt durch eine zutiefst christliche Gläubigkeit, ein bemerkenswert scharfsinniges Beurteilungsvermögen der geschichtlichen Ereignisse schon im unmittelbaren Augenblick ihres Geschehens. Angefeindet wegen ihrer gesellschaftlichen Kontakte zu jüdischen Kreisen und als „jüdisch versippt“, war sie als geborene „Arierin“ nicht selber verfolgt und gefährdet, und vergleichbar war, wie sich noch zeigen wird, die Situation des Prinzen Hohenlohe. Einen weiteren Berührungspunkt bildete

15 Thea Sternheim (wie Anm. 1), Bd. II, S. 562.

wohl auch das gemeinsame Kunstinteresse und -verständnis¹⁶, doch noch etwas ganz anderes, sehr Persönliches kam auf beiden Seiten hinzu¹⁷.

Thea Sternheim war durch das, was ihr von Sternheim in ihrer Ehe vorgelebt worden war, abgeschreckt und geradezu abgestoßen von einer forcierten, die Frauen zu Sexualobjekten erniedrigenden Virilität der Männer ihrer Generation. Nur mühsam hatte sie sich aus den Fesseln solcher Mentalität und Sexualität gelöst, und sie war seit ihrer Scheidung dazu übergegangen, um auf Beziehungen zu Männern nicht überhaupt zu verzichten, junge, künstlerisch veranlagte homosexuelle Männer quasi um sich zu scharen, Gide-Adepten zunächst, dann deren Schüler und auch Angehörige des Freundeskreises ihrer Kinder. Mit ihnen versuchte sie, bewusst andere, auf Freiheit und gegenseitigen Respekt gegründete geistig geprägte, aber auch gefühlsbestimmte Beziehungen einzugehen und zu leben, wie sie sie in ihren zwei Ehen und auch im Verhältnis zu ihren eigenen Kindern wohl vergeblich erträumt hatte. Und einer dieser jungen homosexuellen, künstlerisch veranlagten Männer war in den Jahren 1933 bis 1939 neben dem belgischen Maler Herman de Cunsel und anderen eben auch der Prinz Max Karl zu Hohenlohe-Langenburg.

Er wurde am 21. Juli 1901 geboren – nicht in Langenburg, denn er entstammt einer seit dem 19. Jahrhundert in Österreich ansässigen Linie des Fürstenhauses, sondern in Toblach in Tirol. Seine Mutter war eine geborene Gräfin Wittgenstein¹⁸. Er wuchs in Meran auf, besuchte etwa zwei Jahre ein Gymnasium und wurde im übrigen von Haus- und Privatlehrern unterrichtet. Eine Schulabschlussprüfung hat er nicht abgelegt. Von 1920 ab studierte er in München mehrere Jahre Mosaik- und Glasmalerei, und auch diese Ausbildung schloss er nicht mit einer staatlichen Abschlussprüfung ab. 1924 musste er eine mehrmonatige Haftstrafe antreten wegen *Verbrechens und Vergehens gegen die Sittlichkeit*¹⁹. Offenbar war er wegen seiner Homosexualität mit dem Gesetz in Konflikt geraten.

Im selben Jahr, noch während der Haft, fiel ihm eine Erbschaft zu, die es ihm ermöglichte, längere Auslandsreisen und -aufenthalte in Italien und Tunis zu finanzieren. Dabei machte er auf Capri Bekanntschaft mit dem Dichter Heinrich

16 Man empfiehlt sich gegenseitig Bücher: Thea Sternheim empfiehlt und verleiht Stendhals „Char treuse de Parme“ (vgl. Tagebücher, Bd. II, S. 578), Hohenlohe *das neue Celinsche Buch* (ebd. Bd. III, S. 56). Ein andermal bringt er *seine Grünwaldmappe* vorbei (ebd. Bd. II, S. 732); einmal schenkt er auch ein gerahmtes, selbst gemaltes Bild: *Nicht gerade übermäßig gekonnt*, urteilt sie, aber doch eine *gefällige und eigentlich poetische Buntstiftzeichnung* (ebd. Bd. II, S. 618).

17 Vgl. zum Folgenden: Nachwort, in: Thea Sternheim (wie Anm. 1), Bd. V, S. 628.

18 Diese und alle folgenden biographischen Angaben nach: Vernehmungprotokoll, in: Strafsache gegen Prinz Max zu Hohenlohe-Langenburg. Ungedruckte Originaldokumente im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte, Abt. ED 211 Fa 117/145. Anklageschrift und Urteil, in: J. Zarusky, H. Mehringer: Widerstand als „Hochverrat“ 1933–1945. Die Verfahren gegen deutsche Reichsangehörige vor dem Reichsgericht, dem Volksgerichtshof und dem Reichskriegsgericht, München 1993, Mikrofiche-Edition, Bd.-Nr. 587 und 588.

19 Anklageschrift und Urteil widersprechen sich hier: Die Anklageschrift spricht von zehn Monaten Gefängnis, in der Urteilsbegründung heißt es *6 Monate* mit dem Zusatz *wegen widernatürlicher Unzucht mit einem Juden*, obwohl es 1924 noch keine „Rassengesetze“ gab (Urteil, wie Anm. 18, S. 2).

Lersch²⁰, der ihn auf die Möglichkeit aufmerksam machte und diese auch vorlebte, solche Reisen dazu zu nutzen und auch zu finanzieren, dass man für Zeitschriften darüber berichtete. Einige Versuche – zuerst noch unter Anleitung Lersch's – weckten und zeigten die schriftstellerische Begabung des Prinzen, und sie waren auch erfolgreich: es gelang bei deutschen, österreichischen und schweizerischen Zeitschriften kleinere Reiseberichte unterzubringen. 1929 konnte Hohenlohe sogar mit dem „Berliner Tageblatt“ einen Vertrag über eine Reise rund um Afrika und die Berichterstattung darüber abschließen, der ihm ein Honorar von 3500 Reichsmark einbrachte. Einen ähnlichen Vertrag schloss er ein Jahr später mit dem Scherl-Verlag ab für eine Südamerika- und Südseereise bis nach Tahiti. Von diesen, wenn auch unregelmäßigen Einkünften versuchte er nach Verbrauch der Erbschaft seinen Lebensunterhalt zu bestreiten.

Bei zahlreichen Verlagsverhandlungen in Berlin, aber auch längeren Aufenthalten in Paris und an der Riviera knüpfte Hohenlohe Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre bis zur Machtergreifung Hitlers bewusst Beziehungen zu Journalisten-, Verleger- und Künstlerkreisen an; im Hause des Verlegers Kiepenheuer lernte er Joseph Roth und Lion Feuchtwanger kennen, anlässlich des 50. Geburtstags des Verlegers auch Joachim Ringelnatz, Ernst Gläser, Gustav Regler sowie Valerio Marcu, den Verfasser einer Leninbiographie, und den Redakteur der „Frankfurter Zeitung“ Dr. Krakauer²¹. Nahezu allen diesen Bekannten und Freunden war gemeinsam, dass sie bald zu den offiziell Angefeindeten, Unerwünschten und politisch Verfolgten gehören sollten. Je drohender die nationalsozialistische Machtergreifung bevorstand, desto intensiver und engagierter wurde in diesen Kreisen auch zum Widerstand aufgerufen, die Opposition diskutiert und organisiert, die Emigration vorbereitet, jede Anpassung ans künftige Regime verworfen.

Von 1932 bis Anfang 1933 unternahm Hohenlohe weitere Reisen, zuerst nach Portugal, dann nach Nordafrika und Spanien. Dort versuchte er sich als Schriftsteller und schrieb offenbar an einem autobiographisch ausgerichteten Buch mit dem Arbeitstitel „Der Vater“, das er im Kiepenheuer-Verlag unterzubringen hoffte²². Er lebte über Monate in der Nähe von Valencia in einer Hütte am

20 Heinrich Lersch (1889–1936) gehörte zum Umkreis der expressionistischen Lyriker. Er publizierte ab 1927 zahlreiche Reiseberichte über Capri, Italien und Griechenland.

21 Vgl. Vernehmungsprotokoll (wie Anm. 18), S. 30.

22 Dieses Buch ist nie erschienen, aber es existierte wohl ein fertiges Manuskript. Thea Sternheim hat es mit Sicherheit gelesen, denn nur darauf kann sich folgende Tagebuchaufzeichnung beziehen: *Paris, 25. Januar 1934 ... Heimgekommen lese ich weiter in dem mir von Max Hohenlohe überreichten Manuskript, diesem seltsamen Gemisch von Enttäuschung, Minderwertigkeitskomplexen, schwüler Degeneration und seltsamer Aufrichtigkeit. Würden die Menschen politisch zu denken imstande sein, wäre es die Aufgabe eines radikalen Verlags, diese Generalbeichte herauszubringen* (Thea Sternheim, wie Anm. 1, Bd. II, S. 559). Wo das Manuskript verblieben ist, ist nicht bekannt. Unter den als Beweismittel im Prozess dienenden Schriftstücken war es offenbar nicht, da es im Gegensatz zu anderen privaten Aufzeichnungen weder erwähnt wird, noch wird aus ihm zitiert. Erwähnt wird es nur vom Angeklagten selbst; vgl. Vernehmungsprotokoll (wie Anm. 18), S. 34.

Strand zusammen mit einem jüngeren Spanier. Bei seiner Rückreise nach Deutschland geriet er in Madrid erneut in den Verdacht homosexueller Handlungen, wurde aber mangels Beweisen aus der Untersuchungshaft wieder freigelassen.

Für solche Reisen und längeren Auslandsaufenthalte reichte jedoch das durch journalistische Arbeiten selbstverdiente Geld nicht aus. Und so hatte Hohenlohe schon länger, schon seit seinem Tunisaufenthalt auch immer wieder versucht, sich noch andere Geldquellen zu erschließen. Als Angehöriger des europäischen Hochadels verkehrte er nicht nur in Literaten- und Künstlerkreisen, er hatte und suchte auch jederzeit und überall Zutritt zu Adels- und Diplomatenkreisen in den Hauptstädten der Welt²³. Und offenbar aus akutem Geldmangel ging er, der Homosexuelle, auf eine sich ihm in diesen Kreisen bietende Scheinheirat oder Namensehe ein.

Für diese sich zeitweilig zum Skandal ausweitende Heiratsaffäre gibt es zwei Quellen: einmal die Urteilsbegründung, die eine charakterliche Minderwertigkeit des Angeklagten daraus abzuleiten versuchte, und zum anderen die eigene Erzählung des Prinzen, wie sie Thea Sternheim in ihrem Tagebuch aufgezeichnet hat. Auf's rein Faktische reduziert ergibt sich aus beiden Quellen folgender Tatbestand:

In Paris lernt Hohenlohe einen Comte de St. Hilaire kennen, und dieser macht ihn auf eine bürgerliche Italienerin namens Pazquero aus seinem Bekanntenkreis aufmerksam, die, von einem steinreichen Engländer, ihrem früheren Geliebten, mit einer unglaublich hohen Geldsumme abgefunden, keinen größeren Wunsch habe, als in Adelskreisen als „Prinzessin“ zu reüssieren. Sie sei bereit, dafür, d.h. für eine reine Namensehe mit einem Prinzen, die Summe von 300.000 Francs in bar zu zahlen und den so gewonnenen Ehemann auch weiterhin, etwa bei neuen Reiseunternehmungen und literarischen Projekten, finanziell zu unterstützen. Angesichts solcher Aussichten ließ sich Prinz Max Karl zu Hohenlohe-Langenburg auf dieses zweifelhafte, aber zunächst wohl durchaus als Glücksfall erscheinende „Geschäft“ ein. *Hohenlohe wird also von St. Hilaire von Tunis nach Paris geholt, berichtet Thea Sternheim in ihrem Tagebuch, lernt die ihm verschriebene Frau kennen, stellt seine Gegenforderung, die hauptsächlich in der Ausschaltung jeder ehelichen Verpflichtung besteht und wird unter dem Gaudium der englischen Gesellschaft in London zivilgetraut. ... Leider erhält Hohenlohe von den ihm versprochenen 300.000 Franken nur 35000²⁴.* Der Rest wird vom Ehepaar St. Hilaire als angebliche Maklerprovision gefordert oder unterschlagen oder ist von der neuen Ehefrau schon verspielt worden. Jedenfalls war dieses versprochene Geld nicht da, und zudem stellte sich nur allzu bald heraus, dass die Dame in einem äußerst zweifelhaften Rufe stand.

23 Mehrmals kam es dabei zu Verwechslungen mit dem deutschen Kronprinzen, die nicht immer ausgeräumt wurden oder werden konnten.

24 Thea Sternheim (wie Anm. 1), Bd. II, S. 561.

Daraus, dass der Angeklagte, so formuliert es die Urteilsbegründung, auf seinem „Recht“ auf Geld für den gelieferten Namen bestand, und die „Ehefrau“ nicht zahlen konnte, ergaben sich in den nächsten Jahren mehrere Auseinandersetzungen bis zu Scheidungsklagen, die aber der Angeklagte jedesmal, wenn die „Ehefrau“ mit Geld winkte, wieder zurücknahm²⁵. Das Ganze bekam, je länger es sich hinzog, um so skandalösere, ja possenhafte Züge: Ein Alarmruf der Mutter des Angeklagten an diesen wegen des schlechten Lebenswandels seiner Ehefrau, erneute Spielschulden der „Prinzessin“, Pfändungsklagen und Pfändungsversuch, Einschaltung von Mittelsmännern und Rechtsanwälten auf beiden Seiten, aber der Rechtsanwalt von Hohenlohe gegenüber seiner Frau erreichte nicht viel, er war inzwischen zu deren Liebhaber geworden²⁶.

Diese Fakten werden von Tagebuch und Anklage sehr unterschiedlich bewertet. Während die Urteilsbegründung feststellt und hinzufügt: *Ein Verständnis für das Unehrenhafte dieser Namenheirat vermochte der Angeklagte in der Hauptverhandlung nicht aufzubringen²⁷*, ist die ZuhörerIn Thea Sternheim gerade von der Präzision beeindruckt, mit der Hohenlohe *die ihn degradierendsten Tatsachen ausspricht*. Für sie gehört Hohenlohe *zu den Erniedrigten und Beleidigten. ... In diesem Menschen, der sich verkaufte, spürt sie Reste eines gefallenen Engels²⁸* – Auf jeden Fall war das Ganze wohl kaum geeignet, dem Prinzen in „seinen“ Standes- und Diplomatenkreisen zukünftig Hochachtung zu verschaffen oder Respekt zu sichern.

Im März 1933 reiste Hohenlohe erneut für mehrere Monate nach Berlin. Nach der Machtübernahme durch die Nazis, nach Reichstagsbrand und Bücherverbrennungen fand er dort das kulturelle Klima grundlegend verändert. Der Kiepenheuer-Verlag war zusammengebrochen, keine Zeitung war mehr an der Finanzierung von Reiseberichten aus dem Ausland interessiert, alle früheren Freunde aus Literaten- oder Journalistenkreisen waren geflohen oder kämpften ums Überleben. Neue Kontakte zu regime-freundlichen Zeitschriften ergaben sich nicht oder konnte und wollte Hohenlohe nicht anknüpfen. Selbst eine Kontaktaufnahme zum jetzt mächtigen SA-Führer Röhm, den er auf seiner Südseereise 1930 in Laz Paz in Bolivien kennen gelernt und seitdem in Berlin schon mehrmals wieder getroffen hatte, schlug fehl: ein Einschreibbrief an den Stabschef kam ungeöffnet zurück. Dazu drückte zunehmende Geldnot. Hohenlohe sah in Berlin kein Weiterkommen mehr, enttäuscht kehrte er nach Paris zurück.

Paris aber war inzwischen zu einem Zentrum der literarischen Emigration aus Hitler-Deutschland geworden. Gerade in Emigrationskreisen – und das waren ja für Hohenlohe alte Freundeskreise aus Berlin, mit denen er sich solidarisch fühlen konnte – boten sich neue und vielfältige schriftstellerische Möglichkeiten.

25 Urteil (wie Anm. 18), S.3.

26 Ebd.

27 Ebd.

28 Thea Sternheim (wie Anm. 1), Bd. II, S. 562.

Gleichsam als Eintrittskarte in diese Kreise und als Legitimation für weitere schriftstellerische Tätigkeit sollte sein Buch über den Vater dienen: es gelang ihm, einen Auszug daraus in der anspruchsvollsten literarischen Zeitschrift der deutschen Emigration, die von Klaus Mann im Querido Verlag in Amsterdam herausgegeben wurde, unterzubringen²⁹.

Es handelt sich bei dieser Publikation unter dem Titel „Der Vater“ um eine ebenso faszinierende wie literarisch anspruchsvolle Skizze eines offenbar autobiographischen Kindheitserlebnisses, wobei ambivalente Darstellungsweise und Struktur dieses zugleich ins Überindividuelle und Allgemeine heben: nicht nur die Figur des Vaters, auch das Entfremdungserlebnis des Kindes werden durch eine eigenartige kosmische Metaphorik deutlich ins Ungeschichtlich-Mythische transponiert. Da die eigentliche Handlung sich in psychischen Tiefenschichten des Unbewussten und des Traums abspielt, im Bereich des Unheimlichen von Maske und Magie, fordert die Geschichte geradezu Deutungsbegriffe der Moderne heraus wie Entfremdung, Selbstentfremdung oder Ich-Dissoziation, und ihr Autor erweist sich sowohl thematisch wie formal auf der literarischen Höhe der Zeit. Anklänge an Franz Kafka sind unüberhörbar, aber auch an E.T.A. Hoffmanns Erzählung „Der Sandmann“, bzw. an deren Deutung durch Sigmund Freud³⁰. Dass sich Beiträge von Kafka, Döblin und Heinrich Mann in unmittelbarer Umgebung im gleichen Heft finden, erscheint nur konsequent. Ob der Text auch politisch oder gar ausschließlich so verstanden werden kann, ob die *atemberaubend plastische* Schilderung dieses Vaters, *der seinen Sohn an die Mauer schleudert*, eine *Allegorie für die geistige Umnachtung des Vaterlandes* sein soll³¹, mag angesichts der Selbstcharakterisierung durch den Autor als *zunächst unpolitischen Beitrag*³² dahingestellt bleiben. Der Text ist jedenfalls so offen, dass er auch diese Lesart zulässt. Seinen Zweck, die Aufmerksamkeit der literarischen Emigrationskreise auf den Autor zu lenken, verfehlte er keineswegs.

Der Chefredakteur der deutschsprachigen Emigrantenzeitung „Pariser Tageblatt“ Georg Bernhardt bot Hohenlohe noch im selben Jahr die Mitarbeit an, und dieser griff sofort zu: in den Ausgaben 1 und 2 vom Januar 1934 erschienen dort seine Artikel „Meine Gespräche mit Stabschef Röhm“ – jeweils in schlagzeilenartiger Aufmachung mit voller Namensnennung auf der ersten Seite. Einige Monate später wurden sie in Nr. 215 und 216 fortgesetzt an gleicher Stelle, es folgte noch in Nr. 222 und 223 ein Bericht „Letzter Besuch im Dritten Reich“. Mit diesen Artikeln knüpfte Hohenlohe bewusst an seine früheren Reiseberichte und -erinnerungen an, wie er sie schon bisher veröffentlicht hatte. Politische

29 Die Sammlung (wie Anm. 12), 1 (1934), S. 319–324.

30 S. Freud: Das Unheimliche, in: Ders.: Studienausgabe, Bd. IV, Hrsg. von A. Mitscherlich u.a., Frankfurt 1970, S. 241–274.

31 So die Deutung von K. Täubert, F. Kroll, R. Cyperek: 1933–1934 Sammlung der Kräfte, in: Klaus-Mann-Schriftenreihe, hrsg. von F. Kroll, Bd. 4,1, Wiesbaden 1992, S. 167.

32 Vernehmungprotokoll (wie Anm. 18), S. 41.

Akzente ergaben sich allenfalls daraus, dass der Reisebekannte und -gefährte von 1930 inzwischen eine so hohe Position in Hitler-Deutschland errungen hatte, aus Titulierungen wie *nationalsozialistischer Bandenführer* für Adolf Hitler oder aus dem Versuch, Röhm noch nach seiner Ermordung entgegen der Nazipropaganda vom Vorwurf homosexueller Beziehungen mit Abhängigen rein zu halten. Die gleichen Artikel erschienen auch ins Französische übersetzt in der in Paris erscheinenden illustrierten Zeitschrift „Miroir du Monde“. Mit dem ebenfalls dort erscheinenden Artikel „Der Nationalsozialismus von einem deutschen Prinzen aus gesehen“ wird dann die politische Stellungnahme deutlicher und aggressiver: *Meine Aufgabe ist es nicht, genaue Einzelheiten der nationalsozialistischen Brutalität zu geben. ... Der Terror, der den Geist unterdrückt, ist schlimmer als der physische Tod; aller Möglichkeiten beraubt, die es vom Tiere unterscheiden, erniedrigt sich das menschliche Wesen zu einem Wilden; der Instinkt entwickelt sich zu einem Nachteil der Vernunft. Herr Hitler hat theatralisch diese Lage gekennzeichnet, indem er Bücher verbrennen liess.*³³ Noch deutlicher wird Hohenlohe im gleichen Jahr in der in Prag erscheinenden Emigrantenzeitschrift „Der Gegen-Angriff“, die von Willi Münzenberg als Gegenorgan zu Goebbels „Angriff“ gegründet worden war: *Deutschland, das unsere wahre Heimat ist, es lebt nicht mehr im Dritten Reiche Adolf Hitlers, es lebt nur noch in unserem Herzen, im Herzen aller derer, die gegen Hitler kämpfen. Adolf Hitler ist kein Katholik, kein Protestant und überhaupt ist dieser Mann, der seine besten Freunde ermorden liess – kein Christ*³⁴.

Solche journalistische Betätigung zog geradezu zwangsläufig auch die Teilnahme an öffentlichen Vorträgen und politischen Versammlungen der gleichen Emigrationskreise und -gruppierungen nach sich. Die erste oder eine der ersten Versammlungen, zu denen Hohenlohe eingeladen wurde, fand unter der Leitung des Emigranten Max Braun statt und wurde von der Société-Franco-Sarroise veranstaltet. Es ging um den weiteren politischen Status des Saargebietes, über den laut Versailler Vertrag dessen Bevölkerung durch Abstimmung selbst entscheiden sollte. Braun vertrat die Meinung, dass die Saarbevölkerung vor dem Nationalsozialismus geschützt werden müsse und sich, wenn nicht für Frankreich, so doch für die Beibehaltung des jetzigen Status quo entscheiden sollte. Schon während der Versammlung oder kurz danach trat die Société-Franco-Sarroise an Prinz Hohenlohe heran, seine Unterschrift unter einen diesbezüglichen Aufruf zu setzen, der schon von mehreren prominenten Emigranten unterschrieben war. Er lautete:

Saarländer! Wollt Ihr ein Teil sein der faschistischen Barbarei?

Wollt Ihr den Tod der Geistesfreiheit?

Wollt Ihr Euer Leben verbringen hinter dem Stacheldrahtzaun des riesigen Konzentrationslagers, das sich Hitler-Deutschland nennt?

33 So die deutsche Übersetzung. Zitiert nach der Anklageschrift (wie Anm. 18), S. 6.

34 Der Gegen-Angriff II (1934), Nr. 44.

... Wollt Ihr einbezogen werden in Hitlers Wirtschaftskatastrophe?

Wollt Ihr, dass Eure Religion verhöhnt und Eure Geistlichen ins Konzentrationslager verschleppt werden?

Wollt Ihr mitschuldig sein an Mord, Misshandlungen und grausamer Verfolgung?

Wollt Ihr einen furchtbaren Krieg, schlimmer noch als das letzte Weltgemetzel, das Millionen Tote gekostet hat?

Nein, deutsche Saarländer, das wollt Ihr nicht!

Ihr wollt, dass das Saargebiet auch weiterhin ein Brückenkopf des Freiheitskampfes für Deutschland bleibt.

Ihr wollt Euer Selbstbestimmungsrecht wahren und frei entscheiden über Eure Vereinigung mit dem von Hitler befreiten Deutschland ...

Stimmt für den Status quo!³⁵

Darunter, nachdem auch Prinz Hohenlohe unterschrieben hatte, die Unterschriften von *Heinrich Mann, Ernst Toller, Carola Mohn, Ernst Ottwalt, Lion Feuchtwanger, Baldur Olden, Leopold Schwarzschild, Dr. Kurt Rosenfeld, Prof. E.J. Gumbel, Anna Seghers, Gustav von Wangenheim, John Heartfield, Leonard Frank, Theodor Plivier, Klaus Mann, Walter Schönstedt, Alfred Kerr, Erwin Piscator, Gustav Regler, Alfred Kantorowicz, Johannes R. Becher, Prinz Max Karl zu Hohenlohe-Langenburg, Erich Weinert, Willi Bredel, Oskar Maria Graf, Peter Maslowski, Prof. Georg Bernhard, Bodo Uhse.*

Dieser Aufruf wurde am 21. September 1934 an allen Litfaßsäulen im Saarland angeschlagen. Der „Völkische Beobachter“ schäumte und sprach sofort von einem Akt *jüdisch-bolschewistischer Intellektueller*, wozu wieder Hohenlohe im „Gegen-Angriff“ öffentlich Stellung bezog: *Dieser deutsche Prinz, dessen väterliche Familie sich in gerader Linie vom fränkischen Kaiserhause (Herzog Heinrich von Franken, Bruder Kaiser Konrads) ableitet, indes die Familie seiner Mutter, einer geborenen Gräfin Wittgenstein, in gerader Linie vom Sachsen-Herzog Witukind abstammen will – der Sprössling aus diesen beiden, doch wohl unbestreitbar arischen und deutschen Familien, erfährt hier zu seiner Verblüffung aus dem „Völkischen Beobachter“, dass er ein Jude wäre. Wir wollen doch mit allen Lesern des „Völkischen Beobachters“ aus ganzem Herzen über diesen neuen Scherz des Herrn Goebbels lachen. Und wir wollen so etwas „göbbeln“ nennen³⁶.*

Die Nazis schlugen zurück: am 1. November 1934 wurden wegen *Treuebruch gegen das Reich* 14 der Unterzeichner des Aufrufs, unter ihnen auch der Prinz zu Hohenlohe-Langenburg, ausgebürgert. Der Innenminister Frick entzog ihnen die deutsche Staatsbürgerschaft. Der längst „freiwillige“ Emigrant Hohenlohe reagierte auch darauf wieder mit Spott und Hohn: *Der Ausländer Adolf Hitler, der seit knapp drei Jahren erst deutscher Staatsbürger ist, entzieht die deutsche Staatszugehörigkeit einem deutschen Prinzen, dessen urdeutsches Geschlecht an-*

35 Abgedruckt in: ebd. Nr.37.

36 Ebd. Nr.40.

*nähernd 1000 Jahre zu den führenden deutschen Fürsten zu rechnen war. Das ist ein Sachverhalt, zu dem mir nichts mehr zu sagen übrig bleibt*³⁷.

Ausbürgerung und diese Reaktion darauf schlugen in der internationalen Emigrantepresse, die in allen Ländern, in denen Deutsche Zuflucht gefunden hatten, Nachrichtenagenturen besaß, hohe Wellen. Noch 1939 berichteten Erika und Klaus Mann in ihrem Buch „Escape to Life“ ihren amerikanischen Lesern davon im Kapitel „Freiwillige Emigration“: *Prinz Max von Hohenlohe wurde von der nationalsozialistischen Regierung seiner Staatsbürgerschaft als verlustig erklärt. Solches geschah ihm, weil er einen Aufruf unterzeichnet hatte, der die Bevölkerung des Saar-Gebietes dazu aufforderte, nicht für Hitler, sondern für den Völkerbund zu stimmen: weil er es vorzog, in Paris zu leben, statt in Berlin, und weil seine ganze Art und Gesinnung den deutschen Herren überhaupt nicht gefiel. ... Der Prinz – übrigens ein vielseitig begabter Junge – machte sich das harmlose, aber pikante Vergnügen, den Berliner Machhabern öffentlich zu antworten. Er erklärte ihnen: Ich finde es sehr komisch, dass Ihr – ausgerechnet Ihr – mir – ausgerechnet mir! – das Deutschtum durch einen Federstrich aberkennen wollt. Zufällig bin ich Mitglied eines der ältesten und ruhmvollsten deutschen Geschlechter – was man von dem österreichischen Mischling Herrn Hitler (der eigentlich Schicklgruber heißt) und von dem ganz auffallend ungermanisch aussehenden Herrn Doktor Goebbels ... wohl kaum behaupten kann*³⁸.

Sein so plötzlich gewecktes politisches Engagement für das Saargebiet, zu dem er doch sonst keinerlei Beziehungen hatte und in dem er niemals gewesen war, erklärte Hohenlohe sich und anderen damit, dass er es als seine Pflicht betrachtete, *als Emigrant mit den Interessen der Emigration als auch des französischen Gastlandes solidarisch zu gehen*³⁹. Auf etlichen weiteren Versammlungen vertrat er dieselbe Haltung, auch als Redner in französischer Sprache und manchmal vor mehreren Tausend Zuhörern. Dadurch nahmen Bekanntenkreis und Bekanntheitsgrad merklich zu, und man trat in der Folge mit den unterschiedlichsten Anliegen an ihn heran. Die Führung einer aus Emigranten zu bildenden bewaffneten Truppe, die für die Aufrechterhaltung des Status quo im Saarland eintreten sollte, lehnte er jedoch sofort strikt ab. Das Angebot, die Ehrenpräsidentschaft eines Hilfskomitees für katholische Emigranten zu übernehmen, mochte er nicht zurückweisen. Es zeigte sich nur bald, dass dieser Hilfsverein über keinerlei Hilfsgelder verfügte und selber finanziell hilfsbedürftig war. So legte er das Amt schnell wieder nieder. Auch monarchistische Kreise suchten den Prinzen für ihre Sache zu gewinnen, um eine kaisertreue Opposition in Deutschland zu fördern und von Frankreich mit Geld zu unterstützen. Auch hier ließ sich Hohenlohe nicht einspannen. Er gab dem Mittelsmann mit Namen Jean Klein eine

37 Ebd. Nr.46.

38 E. und K. Mann: Escape to Life, Boston 1939. Hier zitiert nach der ersten deutschen Ausgabe und Übersetzung, München 1991, S.84f.

39 Vernehmungsprotokoll (wie Anm. 18), S.47.

scharfe schriftliche Absage. Er sei *im Prinzip immer bereit Frankreich zu helfen, was den Sturz Hitlers und den Nationalsozialismus betrifft*⁴⁰, formulierte er, aber dies sei ein falscher und für ihn, den *Außenseiter*⁴¹ in der eigenen Familie, nicht gangbarer Weg.

„Die“ deutsch-jüdische Emigration in Paris zerfiel in sehr unterschiedliche Gruppierungen und Abschattierungen politischer, religiöser, nationaler – und auch finanzieller – Art, die ihren gemeinsamen Nenner zwar in der Gegnerschaft zum nationalsozialistischen Regime in Deutschland fanden, die sich aber untereinander deutlich abzugrenzen, zu unterscheiden, ja zu bekämpfen versuchten. Je mehr Hohenlohe sich hier politisch und journalistisch betätigte, desto mehr geriet auch er in den Sog solcher internen Querelen, musste er einsehen, dass bei aller Solidarität nicht alle Interessen aller Emigranten auch die seinen waren. Er selbst sah sich als „freiwilligen“ Emigranten, der anders etwa als die jüdischen nicht wegen rassistischer Verfolgung gezwungen war, Deutschland zu verlassen. Er sah und zog so, weil seiner Meinung nach ein entscheidender Motivationsunterschied vorlag, eine klare Grenze zwischen seiner und der jüdischen Emigration. Er sah auch keinen zwingenden Konnex zwischen Hitler-Feindschaft und uneingeschränkter Sympathie für das Judentum. Man konnte seiner Meinung nach – man schrieb das Jahr 1934! – beides sein: kritisch gegen den Nationalsozialismus und auch kritisch gegen das Judentum.

Mit dieser Auffassung geriet er jedoch zwischen die Stühle. Nach heftigen internen und privaten Diskussionen, die zu einer Entfremdung auch in der Freundschaft zu Thea Sternheim führten⁴², wurde Hohenlohe von Kurt Lenz, dem Leiter eines deutschen Emigrantenklubs, aufgefordert, einen öffentlichen Vortrag im Café des Capucins zu diesem Thema zu halten unter dem selbst gewählten Titel: „Meine Stellungnahme im Rahmen der deutsch-jüdischen Emigration“. *Ich kritisierte nun in äusserst scharfer Form, so er selbst laut Vernehmungsprotokoll, nicht nur die Tatsache, dass die jüdischen reichen Hilfskomitês den nichtjüdischen Emigranten ihre Unterstützung verweigerten, sondern wies darauf hin, dass sie durch ihre eigennützige politische Propaganda die Aufmerksamkeit der gesamten Umwelt und deren Mitleid auf sich allein lenkten und dadurch die nichtjüdische Emigration direkt schädigten. ... Meine Rede war sehr umfangreich und befasste sich noch mit zahlreichen Fragen des Judentums*⁴³. Sie löste sofort heftige Reaktionen auf jüdischer Seite aus. Der Chefredakteur des „Pariser Tageblatts“, Georg Bernardt, bezeichnete Hohenlohe daraufhin öffentlich in seiner Zeitung und in einer Rede als Antisemiten, von Leopold Schwarzschild dagegen, dem Herausgeber der Emigrantenzeitschrift „Das Neue Tage-Buch“, erhielt er – auch die jüdischen Emigrantenkreise waren wieder in sich gespalten – das Angebot,

40 Ebd. S. 128.

41 Ebd. S. 58.

42 Vgl. Thea Sternheim (wie Anm. 1), Bd. III, S. 64ff.

43 Vernehmungsprotokoll (wie Anm. 18), S. 53.

die Rede zu veröffentlichen, was allerdings erst Jahre später geschah⁴⁴. Hohenlohe aber sah nach diesen Erfahrungen seinen *Bruch mit der jüdischen Emigration als vollzogen an*⁴⁵. Er konnte feststellen, dass *der überwiegende Teil des Emigrantenpublikums* gegen ihn eingestellt war⁴⁶ und ihn zu meiden begann. Die Publikationsorgane „Pariser Tageblatt“ und „Miroir du Monde“ entzogen sich ihm. *Ich begann nunmehr mich auch meinerseits von diesen Kreisen zu lösen, und politisch in schriftstellerischer oder rednerischer Weise tätig zu sein, kam nicht mehr in Frage*⁴⁷.

Fasst man Inhalt und Erfolg dieser schriftstellerisch-politischen Wirksamkeit Hohenlohes in den Jahren 1933 und 1934 zusammen, so ergibt sich das Bild eines vehementen und mutigen Einzelkämpfers, dessen Kritik an Hitler und dem Nationalsozialismus vor allem der sofort erkannten Unmenschlichkeit des errichteten, alle bisher in Deutschland tradierten, auch christlichen Werte negierenden Terrorsystems galt, *das aus freien, intelligenten Menschen verschüchterte, lahme Schwachsinnige macht*⁴⁸. Diese Kritik war weder parteipolitisch motiviert noch ideologisch gebunden, sondern lose verknüpft mit der literarischen deutsch-jüdischen Emigration in Paris und auf ihre Publikationsorgane angewiesen. Im Unterschied zur Mehrheit der jüdischen Emigranten sah Hohenlohe im Antisemitismus des Nationalsozialismus nicht seine zentrale Gefahr – ein Standpunkt zehn Jahre vor Beginn des Holocausts. Jede rassistische Begründung des Antisemitismus, überhaupt jede Rassentheorie lehnte er aber ab⁴⁹. Die Folgen dieser

44 Vgl. Das Neue Tage-Buch 6 (1938), Heft 19.

45 Vernehmungsprotokoll (wie Anm. 18), S. 54.

46 Ebd.

47 Ebd.

48 *Hohenlohe*: „Der falsche Mittelpunkt“, in: Das Neue Tage-Buch 1 (1933), Heft 18, S. 428. – Mit dieser Kritik nahm Hohenlohe auch innerhalb seines Adelsstandes eine Außenseiterposition ein. In der jüngsten, ausführlichen und detaillierten Darstellung des Verhältnisses von Adel und NS-Staat von Stephan Malinowski kommt er zwar nicht vor, er wäre aber einzuordnen in das schmale Kapitel „Renegaten – adlige Republikaner“ (vgl. *St. Malinowski*: Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat, Berlin 2003, S. 450–476). Sucht man nach Adligen, die sich, wenn sie sich nach 1918 politisierten, nicht in ein konservatives oder rechtes Lager einordneten, sondern sich linksintellektuellen, jüdischen Kreisen und ihren Emigrantengruppen annäherten, so genügen zum Aufzählen die Finger einer Hand. So etwas setzte, wie Malinowski eindringlich zeigt, den irreversiblen Bruch mit Familie, Standeskreisen und allen Traditionen und Grundauffassungen des Adels voraus und kam praktisch nicht vor. Der völlig untypische Ausnahmefall des Prinzen zu Hohenlohe-Langenburg ist nur mit einem einzigen anderen Fall annähernd vergleichbar, dem von Arnold Vieth von Golßenau (1889–1979). Dieser Angehörige einer alten sächsischen Familie trat nach Abbruch einer standestypisch verlaufenen Offizierskarriere – er weigerte sich beim Kapp-Putsch auf Arbeiter zu schießen – und Aufnahme eines akademischen Studiums als Journalist und freier Schriftsteller 1928 in die KPD ein und wurde Mitherausgeber der Zeitschriften „Linkskurve“ und „Aufbruch“ unter dem Pseudonym „Ludwig Renn“. Er emigrierte 1936 nach Spanien und Mexiko, wo er als Universitätslehrer und erfolgreicher Romanautor („Adel im Untergang“, 1944) lebte. Nach dem Krieg kehrte er nach Deutschland zurück und wurde in der DDR Träger hoher Auszeichnungen (vgl. *Malinowski* S. 472f. Genauerer bei: *A. Auer*: Ludwig Renn – ein ungewöhnliches Leben, Berlin/DDR 1964).

49 Vgl. Hohenlohes Artikel „Aus einem Brief“, in: Das Neue Tage-Buch 6 (1938), Heft 19.

Wirksamkeit waren und blieben zwiespältig: neben einer begrenzten Wirkung auf ein sowieso schon antifaschistisch eingestelltes Publikum – die Auflagenhöhen der Emigrantenblätter lagen zwischen 6000 bis maximal 16000 Exemplaren – bedeuteten sie für Hohenlohe selbst den Verlust der Staatsbürgerschaft, den Verlust von Sympathien im Freundeskreis durch Meinungsverschiedenheiten und Streitereien, was schließlich die Gefährdung der einzigen Publikations- und Verdienstmöglichkeiten nach sich zog.

Die Folgen zeigten sich sehr konkret schon im nächsten Jahr: Anfang 1935 erreichte Hohenlohe eine amtliche Aufforderung, Frankreich binnen 48 Stunden zu verlassen. Die Gründe für diese Ausweisung lagen und blieben im Dunklen. Nur mit Mühe gelang es, mit Hilfe der Liga der Menschenrechte unter H. v. Gerlach einen vorläufigen Aufschub zu erwirken. Im Sommer 1935 starb der Vater. Zur Regelung der Erbschaft war es dringend nötig, in die Tschechoslowakei zu reisen, aber dem inzwischen Staatenlosen und Ausgewiesenen standen keinerlei Reisepapiere zur Verfügung. Nach monatelangen Bemühungen gelang schließlich die Ausstellung eines Staatenlosen-Passes. Mit diesem reiste Hohenlohe am 31. Dezember nach Prag. Versuche, dort die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft zu erlangen, schlugen fehl⁵⁰. Die Erbschaftsangelegenheit allerdings ließ sich erfolgreich regeln, und zwar durch *einen freundschaftlichen Ausgleich bei Vermeidung eines Prozesses zwischen mir und meinem Vetter Max Egon von Hohenlohe-Langenburg auf Schloss Rothenhaus*, so steht es im Vernehmungprotokoll. *Ich verzichtete zu dessen Gunsten auf mein gesamtes festes und bewegliches väterliches Erbteil, dagegen verpflichtete Prinz Max Egon sich, mir eine Lebensrente von 3000.– tschechischen Kronen, Goldparität zum franz. Frs. von 1936, zu sichern*⁵¹.

Anfang 1936 kehrte Hohenlohe wieder nach Paris zurück, allerdings nur mit vorläufiger und jeweils von zwei zu zwei Monaten befristeter Aufenthaltsbewilligung. Finanziell gesichert, vermied er vorerst alle weiteren journalistisch-politischen Tätigkeiten und befasste sich *mit Entwürfen für Glasmalerei und Mosaik, wie ich sie vor vielen Jahren in München studiert hatte*⁵².

Auch gesellschaftlichen Verkehr suchte er nur noch bewusst außerhalb politischer Kreise. Er freundete sich mit Lou Albert-Lasard (1885–1969) an, die als bekannte und vermögende Kunstmalerin, als ehemalige Freundin des Dichters Rainer Maria Rilke und dessen Übersetzerin ein größeres Haus in Paris führte, in dem zahlreiche Schriftsteller, Künstler und Angehörige des französischen Adels verkehrten. Eine nähere, persönliche Bekanntschaft verband ihn auch in dieser Zeit mit Frau Manga-Bel, der ihm schon aus Berliner Tagen bekannten

50 Von 1918 bis 1928 hatte Hohenlohe diese schon besessen. Geboren war er als österreichischer Staatsbürger. Erst 1928 beantragte und erlangte er aufgrund der sog. „Lex Delbrück“ die deutsche Staatsbürgerschaft, die sein Großvater nie aufgegeben und sein Vater nie verloren hatte.

51 Vernehmungprotokoll (wie Anm. 18), S. 63.

52 Ebd. S. 65.

ehemaligen Geliebten Joseph Roths, einer in eher bescheidenen Verhältnissen lebenden Mulattin, geschiedenen Frau eines Negerfürsten aus Kamerun⁵³, und immer wieder Thea Sternheim, ihr Bekanntenkreis und der ihrer Kinder. Dank Thea Sternheims minutiöser Führung ihres Tagebuchs und dadurch, dass sie die Gewohnheit hatte, persönliche, an sie gerichtete Briefe darin einzukleben, sind tiefere Einblicke in Hohenlohes psychische Befindlichkeit zu dieser Zeit möglich: die seiner Meinung nach ungerechte Bevorzugung der Juden in der Emigration und der gegen ihn erhobene Vorwurf des Antisemitismus ließen ihn nicht los. In endlosen, von Thea Sternheim schließlich abrupt abgebrochenen und von ihm einseitig in Briefen fortgeführten Diskussionen wurde das Thema erörtert. Zeitweise sieht es aus, als bereue er seine selbst gewählte und freiwillige Emigration, er fühlt sich in den übrigen Emigrantenkreisen nicht genug gewürdigt und anerkannt, er spielt sogar mit dem Gedanken einer Rückkehr nach Deutschland. Selbstmitleid befällt ihn: *Kein Mensch hat sich um mich gekümmert, wenn ich schwerkrank u. vereinsamt in Paris lag ..., dass ich 3 Jahre in Paris faktisch gehungert habe, weil ich aus Erbarmen für die Juden Deutschland u. meine dortigen Möglichkeiten (die damals unter Röhm sehr gross waren) aufgegeben hatte, galt als einfach selbstverständlich. ... Sie [die Juden] blieben in der Emigration in ihren Angehörigenkreisen, ich aber war von meinen losgerissen u. musste mein „Einzelschicksal“ allein mit mir teilen, ohne auch nur das geringste Verständnis der anderen für mich zu finden*, heißt es in einem Brief an Thea Sternheim.⁵⁴ Diese versuchte, solche Bekenntnisse und forcierten Annäherungen psychologisch zu erklären und zu verstehen: *Hohenlohe ... schreibt wieder vier Seiten. Dieses so offenbar nur in Perioden seines Tiefflugs vorhandene Anschlussbedürfnis des Menschen. ... Man frequentiert das Gegenüber, um seine Spannungen auszuschalten, seine Verwirrungen zu klären. Ist das geschehen, ist meistens der Bedarf gedeckt*⁵⁵. Schließlich kommt es über diese so sehr persönlich gesehene und erlebte „Judenfrage“ doch zeitweise zum Abbruch der Beziehungen.

Zwei Ereignisse des Jahres 1938 beendeten den Rückzug ins Private und Unpolitische: der Anschluss Österreichs an das Dritte Reich und die im Zusammenhang mit dem Anschluss des Sudetengaus erfolgende Sperrung der Lebensrente aus Schloss Rothenhaus aus devisenrechtlichen Gründen. Die von den Nazis bewirkten Änderungen auf der Landkarte Europas zogen Gerüchte, Kriegsprophetiezeichnungen und politische Diskussionen nach sich, und Hohenlohe konnte sich dem nicht entziehen. Im Gegenteil: ihn drängte es geradezu, wieder journalistisch-politisch tätig zu werden, er suchte von sich aus wieder Anschluss an die alten Kreise. *Ich ließ meine Absicht zur Rückkehr ins Reich fallen und besuchte*

53 Ebd. S. 66f. Dass Hohenlohe hier nur Frauen nennt, auch dass er sein Verhältnis zu Frau Mangel als ein *intimes* bezeichnet, mag taktische Gründe haben, um in der Vernehmung von seiner Homosexualität abzulenken.

54 Thea Sternheim (wie Anm. 1), Bd. III, S. 68.

55 Ebd.

wieder häufiger den Schriftsteller Joseph Roth und den ihn umgebenden Emigrantenkreis, so das Vernehmungsprotokoll⁵⁶.

Noch im selben Jahr erschien ein längerer, fast programmatischer Artikel von ihm in dem von Leopold Schwarzschild herausgegebenen Emigrantenblatt „Das Neue Tage-Buch“. Als Form für den Artikel hatte Hohenlohe die eines offenen Briefes gewählt, adressiert an seine Mutter in Wien, die sich dort offenbar begeistert über den Anschluss an das Dritte Reich geäußert hatte. *Liebe Mutter! ... Du sagst, dass dein „Ja“ für Hitler ganz freiwillig von Dir ausgesprochen worden sei, also aus voller Überzeugung, und dies, weil Hitler Dir ein „grosser Mann“ scheint, ... Du willst dabei auch die „Stimme des Blutes“ gehört haben (des deutschen), –... Ich will gar nicht bezweifeln, dass es so etwas, wie eine Stimme des Blutes gibt, und auch nicht, dass Du sie gehört haben magst. Aber ich sage Dir: heute hörst Du das Blut noch, morgen wirst Du es fließen sehen. Vielleicht wird es das Blut Deines Sohnes sein ...*⁵⁷.

Der Artikel stellt dann Zeile für Zeile eine Widerlegung des zentralen nationalsozialistischen Ideengutes dar und fährt fort: *Wie kannst Du an das neue Leben glauben, das da versprochen wird, da doch nichts als nur neues Sterben zu sehen ist; ... da Christentum die „grösste Schande“ ist, an der die Deutschen seit mehr als tausend Jahren „kranken“; da die Menschlichkeit nur als Sentimentalität gilt und Nächstenliebe nur als Schweinerei, sofern sie nicht nur Deutschen erwiesen werden.* Und damit kommt der Artikelverfasser über die Rassenlehre wiederum auf das ihm so wichtige Thema „Judenfrage“, die er, wie früher schon, in der offenbar als antisemitisch misszuverstehenden Weise erörtert als Kampf nicht von verschiedenen Rassen, sondern von gleichen Mentalitäten. Am Ende des Artikels wird dann die utopische Hoffnung auf Versöhnung ausgesprochen, die Hoffnung, dass Juden wie die jetzigen nationalsozialistisch denkenden Deutschen ihre Vorstellungen von „Auserwähltheit“ bzw. „Herrenvolk“ ebenso aufgeben wie ihre Verachtung des jeweils anderen und in einem, so wörtlich, „Vierten Reich“ zu einer neuen Einheit verschmelzen. *Aber das, wendet sich der Schlusssatz wieder an die Mutter, ist das Gegenteil dessen, was Dein neuer Führer predigt, und genau das, was er jetzt in jeder Hinsicht verhindert*⁵⁸.

Hohenlohe glaubte, hier Wichtiges in eigenständiger Weise ausgesprochen zu haben. Die Reaktion auf diesen Artikel, besonders wieder von jüdischer Seite, aber enttäuschte nur. Ähnliches erlebte er auch bei politischen Veranstaltungen und Vorträgen, die er nun wieder öfter besuchte, so auch auf einer Einladung des ehemaligen deutschen Finanzministers Hugo Simon: Jemand hielt eine längere Rede über die bekannten Zustände im Reich, die geschlossene Versammlung wirkte eher wie eine Werbung für Freimaurerei⁵⁹. Doch man schrieb inzwischen

56 Vernehmungsprotokoll (wie Anm. 18), S. 69.

57 Das Neue Tage-Buch 6 (1938), Heft 19, S. 451.

58 Ebd. S. 453.

59 Vgl. Vernehmungsprotokoll (wie Anm. 18), S. 71 f.

das Jahr 1938. Mehr und unmittelbarer persönlich berührte dagegen die sich in diesem Jahr immer stärker abzeichnende und drohende Kriegsgefahr zwischen Deutschland und Frankreich.

Noch immer war Hohenlohe staatenlos, noch immer lebte er jeweils zwei Monate befristet in Frankreich und besaß nicht einmal das Anrecht auf einen Emigrantenpass. Aus Deutschland ausgebürgert, in Frankreich auf der Abschiebeliste, drohte er bei einer kriegerischen Auseinandersetzung beider Staaten unter sämtliche Räder zu geraten. Alle Bemühungen um die französische Staatsbürgerschaft, in die sogar seine noch nominelle Ehefrau eingeschaltet wurde, blieben erfolglos.

Bei Kriegsausbruch, so die Verordnung der Polizeibehörden in Paris, hatten sich *sämtliche männliche Angehörige zwischen 18 und 52 Jahren deutscher Nationalität, auch die Österreicher, auch die Ausgebürgerten ... ins Stadion von Colombes zu begeben*⁶⁰. Am 3. September 1939 meldete sich Hohenlohe dort freiwillig zur Internierung. Es gelang ihm kurzzeitig und vorläufig noch einmal freizukommen, und er bemühte sich, um überhaupt irgendein Papier in der Tasche zu haben, bei Max Braun und seiner Societé-Franco-Sarroise um eine Bestätigung, dass er sich seinerzeit für den Status quo des Saarlandes eingesetzt habe. Doch das erwies sich als nutzlos. Am 17. September 1939 früh um halb acht Uhr wurde er von vier französischen Geheimpolizisten in seinem Hotel verhaftet und am nächsten Tag mit einem größeren Transport von Deutschen und Emigranten ins Internierungslager Meslay du Maine gebracht. Dort verblieb er die nächsten sieben Monate.

Verhältnisse und Zustände in diesem schnell improvisierten Lager beschrieb der Mitinternierte Alexander Abusch später so: *Am Morgen brachten Lastautos Jahrmarktszelte, die von uns in vielstündiger Arbeit aufgestellt wurden. Sie waren für die kommenden Wochen unsere Unterkunft. Unterhalb der zwei Zeltreihen mussten wir mehrere lange Gräben für Latrinen ausschachten. ... Dann blieben wir wartende Internierte, die ihre Tage im wesentlichen ohne Beschäftigung verbrachten. ... Es verging Woche um Woche; wir warteten vergeblich auf das Ende der Registrierung. Inzwischen setzte der in der Bretagne nicht seltene Herbstregen ein; die Wiese verwandelte sich in Morast, und die Kloaken fingen an überzuschwappen. ... Im Lager begann Dysenterie zu grassieren. Das war das Camp Meslay-du-Maine, schreibt Hans Albert Walter in seiner Darstellung der Exilliteratur, und es beherbergte u. a. den österreichischen Wirtschaftsjournalisten Fritz Kaufmann (in besseren Tagen hatte er den Kanzler Schuschnigg beraten), den Sozialisten Joseph Buttinger, die kommunistischen Funktionäre Franz Marek und Joseph Schlesinger, den Schriftsteller Paul Elbogen, den Kabarettisten Karl Farkas, den kommunistischen Publizisten Otto Heller – einen Angehörigen des Hoch-*

60 Thea Sternheim (wie Anm. 1), Bd. III, S.147.

adels nicht zu vergessen, den Journalisten Max Prinz zu Hohenlohe-Langenburg⁶¹.

Neben den primitiven Lagerverhältnissen ... und der Unklarheit über die Rechtslage, so eine andere Darstellung, wurden die Männer dem Druck der Werber für die Fremdenlegion ausgesetzt: entweder ein Engagement in der Fremdenlegion (in Afrika) für die Dauer des Krieges oder Internierung als feindlicher Ausländer in Arbeitslagern⁶². Ich selbst, heißt es im Vernehmungsprotokoll Hohenlohes, wurde auch persönlich von den Offizieren der Lagerverwaltung zu wiederholten Malen angehalten, in die Legion einzutreten. Ich habe diese Werbungen im Laufe von 7 Monaten etwa 5 Mal abgelehnt. Als ich mich endlich im April 1940 doch noch dazu entschloss, in die franz. Fremdenlegion einzutreten, geschah dies hauptsächlich um der Gefahr zu entgehen, mit dem gesamten Lager der englischen Militärkommandantur unterstellt zu werden. ... Meine Verpflichtung zum Eintritt in die franz. Fremdenlegion erfolgte am 20. April 1940 auf Kriegsdauer⁶³. Hohenlohe gehörte zu den letzten der ca. 600 Lagerinsassen, die sich zu diesem Schritt entschlossen. In ganz Frankreich wurden so etwa 3000 Fremdenlegionäre rekrutiert⁶⁴.

Am 24. April 1940 bekommt Thea Sternheim in Paris einen Anruf. Hohenlohe telefoniert. Eine Stunde später ist er in der Uniform eines Fremdenlegionärs bei mir. Er sei für acht Tage in Urlaub ...; am kommenden Donnerstag, also am 2ten Mai ginge es nach Afrika, berichtet sie im Tagebuch. Im Gegensatz zu früher ist er wortkarger geworden; meint, alles sei reichlich penibel, manchmal auch unverständlich. Eine Zeitlang habe er einen Strick, mit dem er sich erhängen wollte, bereitgehalten. ... Für zartbesaitetere Naturen seien diese Zeiten ganz und gar nichts. Unterdessen sei er in seiner Eigenschaft als Prinz im Hotel Georg V. einlogiert, muss aber als gemeiner Soldat mit der Dienerschaft essen. Gehen Sie gern fort? fragt Thea Sternheim. Gern? lautet Hohenlohes Gegenfrage. Beim gemeinsamen Abendessen mit Mops und Frans Masereel wundert sie sich, wie Hohenlohe anscheinend das Gegebene, ohne weiter darüber nachzudenken, akzeptiert⁶⁵. Einen Handkoffer mit persönlichem Gepäck lässt er bei Thea Sternheim im Keller zurück.

Mit einem größeren Transport ging es dann im Mai über Marseille nach Oran. Vor meiner Stationierung in Saida, wo meine Ausbildung erfolgte, musste ich noch etwa einen Monat in Sidi-bel-Abbes verbleiben⁶⁶. Dort wurde er im Lagerbüro beschäftigt, dann folgte eine allgemeine infanteristische Ausbildung mit Ge-

61 H. A. Walter: Deutsche Exilliteratur 1933–1950, Stuttgart 1978, Bd. 1, S. 67. Das Zitat von Abusch ebd. S. 66f.

62 B. Vormeier: Arbeits- und Lebensbedingungen im Exil: Frankreich, in: C.-D. Krohn u. a. (Hrsg.): Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945, Darmstadt 1998, S. 233.

63 Vernehmungsprotokoll (wie Anm. 18), S. 76.

64 Vgl. Vormeier (wie Anm. 62), S. 233.

65 Thea Sternheim (wie Anm. 1), Bd. III, S. 171.

66 Vernehmungsprotokoll (wie Anm. 18), S. 76.

wehr 96 und leichtem Maschinengewehr⁶⁷. Sie endete mit dem deutsch-französischen Waffenstillstand, doch erst am 7. Oktober 1940 wurde Hohenlohe demobilisiert. *Es hiess nun, wir sollten freikommen. Vorerst wurden wir nach Sidi-bel-Abbes [transportiert], wo wir einen ganzen Monat der kommenden Dinge warteten*⁶⁸. Spätestens hier muss Hohenlohe aufgegangen sein, worauf er sich mit der Fremdenlegion eingelassen hatte – oder steckte ein Plan dahinter, auf diese Weise nach Nordafrika zu gelangen? Jedenfalls bemühte er sich von hier aus nachdrücklich um ein Visum nach Tunesien; er hoffte wohl dorthin freizukommen und dort sein früheres Leben wie Ende der zwanziger Jahre wieder aufnehmen zu können. Doch es kam anders: Das Visum wurde abgelehnt, und in Sidi-bel-Abbes wurde uns plötzlich eröffnet, dass wir nicht freikämen, sondern in eine Arbeitskompanie im Süden des Landes verschickt würden. Ich kam mit 250 Mann zunächst nach Colomb-Bechar, wo ich einen Monat lang beim Straßenbau eingesetzt wurde. Da ich wegen meines schwächlichen Zustands die schwere Arbeit nicht länger verrichten konnte, wurde ich zur Arbeitsleistung ins Büro berufen. ... Von Colomb-Bechar kam ich dann in das Arbeitslager Kenadza⁶⁹. Zuerst im Steinbruch beschäftigt, wurde Hohenlohe dann erneut nach einem Monat ins Büro versetzt.

Die Lage war trostlos und ohne Hoffnung, die Behandlung deprimierend. Der Lagerkommandant benutzte Hohenlohe für Burschendienste und zur Bedienung oft zweifelhafter Gäste, wobei er nie versäumte, hämische Anspielungen auf die hohe Abkunft seines Dieners zu machen. *Es heisst, schrieb Hohenlohe an Thea Sternheim in Paris, jeder freiwillige Fremdenlegionär, der nicht mindestens 6000 Francs zum Leben vorweisen kann (das ist die Geldsumme für die ersten 6 Monate nach der Demobilisierung), wird unumgänglich in ein „Arbeitslager“ überführt, wo er für Arbeiten an Eisenbahnen, Strassen und in Minen eingesetzt wird, kurz: zu harter Zuchthausarbeit. Was tun? ... Ich wiege noch 50 kg, um von moralischen und nervlichen Belastungen ganz zu schweigen. Die meisten meiner deutschen Legionskumpane ... kehren nach Deutschland zurück und kommen lieber in ein Konzentrationslager*⁷⁰.

Um nur irgendwie dieser Hölle zu entkommen, setzte Hohenlohe alle noch vorhandenen Mittel und Hebel in Bewegung: Er wandte sich an die schwedischen Konsulate in Algier und Tunis, die für deutsche Interessen in diesen Ländern zuständig waren, wandte sich an seine Nichte Hohenlohe-Kohleisen, die Tochter seiner Schwester, die in Budapest wohnte, bat die Mutter in Wien, Schritte zu seiner Rückbürgerung einzuleiten. Da alle Bemühungen unbeantwortet blieben, wandte er sich schließlich schriftlich an den Sonderbeauftragten der Deutschen Rückführungskommission Oberst von Schneditz in Algier. *Dieser liess mich wis-*

67 Ebd. S.77.

68 Ebd.

69 Ebd. S.77ff.

70 Dieser Brief ist abgedruckt in: Thea Sternheim (wie Anm. 1), Bd. V (Kommentar), S.348f.

sen, so Hohenlohe selbst laut Vernehmungsprotokoll, *dass trotz meiner Ausbürgerung kein Einwand gegen meine Rückkehr nach Deutschland bestände und dass seines Erachtens meine politische Vergangenheit gestrichen sei*⁷¹. Im Vertrauen darauf schrieb er sich in die im Lager ausgelegte Liste für die Rückkehr nach Deutschland ein. Er schlug ein Anerbieten des Obersten der Fremdenlegion auf Besserstellung, falls er auf diese Rückkehr verzichte, aus und bestärkte auch seine Kameraden in ihrem Rückkehrwunsch.

Was Hohenlohe nicht wissen konnte, steht in einer Aktennotiz am Ende des Vernehmungsprotokolls: *Obwohl an einer Rückkehr des Prinzen von Hohenlohe-Langenburg zunächst kein Interesse bestand, wurde er doch zurückgeholt, um seinem weiteren, das Reich schädigenden, landesverräterischen Verhalten ein Ende zu gebieten*⁷².

Seit dem deutsch-französischen Waffenstillstandsabkommen vom 22. Juni 1940 konnten alle in Frankreich und den französischen Kolonien befindlichen Deutschen auf Verlangen an Deutschland ausgeliefert werden. Im April/Mai 1940 meldeten sich so wie Hohenlohe mehr als 350 deutsche Emigranten freiwillig nach Deutschland zurück. Was alle nicht wissen konnten: *Sie wurden in KZ- oder Vernichtungslager gebracht und wegen Landes- bzw. Hochverrats langjährig inhaftiert oder zum Tode verurteilt*⁷³.

Die Rückreise nach Deutschland ging verhältnismäßig zügig vonstatten. Ende Juni 1941 fasste man die Rückkehrwilligen zusammen. Über Oran und Marseille wurden sie am 11. Juli 1941 in Chalon sur Saone den deutschen Behörden überstellt, von dort ging es direkt ins SS-Sonderlager Hinzert. Dort folgten für Hohenlohe quälende elf Wochen Aufenthalt, dann Durchgangslager Niederbühl bei Rastatt, über zwei Monate Bewahrungslager Kislau, schließlich „Schutzhaft“ im Gerichtsgefängnis Karlsruhe.

Dort begann am 16. Januar 1942 die Vernehmung durch einen Kriminaloberassistenten namens Wallus. Sie endete, immer wieder durch Tage und Wochen unterbrochen, mit dem Schlussbericht vom 30. April. *Vom Reichssicherheitshauptamt Berlin, von den einzelnen Stapoleitstellen und vom Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof in Berlin*⁷⁴ war umfangreiches Aktenmaterial nach Karlsruhe überstellt worden. Das daraus zusammengestellte belastende Material bestand im Wesentlichen aus den schon erwähnten Publikationen Hohenlohes in der Exilpresse, dazukam aber auch Privates, was in Paris beschlagnahmt und u. a. bei einer Hausdurchsuchung bei Thea Sternheim am 28. März 1942 im dort zurückgelassenen Handkoffer Hohenlohes gefunden worden war.

Hohenlohe war geständig, verteidigte sich aber nicht gut. Angesichts der vorliegenden Publikationen gab er die ihm vorgeworfenen Verfehlungen zu: *Ich bin*

71 Vernehmungsprotokoll (wie Anm. 18), S. 79.

72 Ebd. S. 131.

73 *Vormeier* (wie Anm. 62), S. 235f.

74 Vernehmungsprotokoll (wie Anm. 18), S. 85.

mir im Klaren darüber, dass ich mit diesem Artikel Deutschland und seinen Führer Adolf Hitler auf das Schwerste beschimpft und verächtlich gemacht habe, erklärte er nach Vorlage eines Artikels aus dem „Gegen-Angriff“⁷⁵. Oft, aber nicht durchgängig und ausschließlich stellte er seine Äußerungen gegen das Naziregime als die seiner *damaligen* politischen Meinung und Einstellung dar, z.T. bedingt und beeinflusst durch das geistige Umfeld der Emigration, in dem er sich *seinerzeit* in Paris bewegt hatte. Mehrmals ließ er aber auch – ebenso aufrichtig und mutig wie in seiner Lage sicher taktisch unklug – durchblicken, dass er immer noch und weiterhin vom Unrechtssystem der Nazis überzeugt war. Oder er verteidigte sich so, als ob man mit den Nazis reden könnte, als existiere noch das Recht auf Meinungsfreiheit oder als gäbe es keine Rassengesetze. Ein eklatantes Beispiel dafür, weshalb es auch in seiner ganzen Länge hier zitiert werden soll, ist das Verhör über den am 18. November 1933 in der Nr. 194 des „Miroir du Monde“ erschienenen Artikel „Der Nationalsozialismus von einem deutschen Prinzen aus gesehen“.

Fragen dazu an Hohenlohe: *Wer ist der in diesem Artikel genannte Beamte? Wer ist der von Ihnen geförderte Jude?* Antwort Hohenlohes: *Bei dem im vorliegenden Artikel genannten Juden, den ich durch die SA-Sperre vor der Pension, in der ich wohnte, führte, handelt es sich um den Juden und jetzigen Emigranten Walter Landauer, ... der an diesem Tage nach der Schweiz ausreisen wollte. Bei unserem Weggang aus der Pension bemerkten wir, dass SA-Leute das Haus umstellt hatten. Der Jude Landauer war verängstigt und befürchtete, dass er an der Reise verhindert würde und ich erbot mich, ihn durch die Sperre zu bringen. Ich nahm einen seiner Koffer und zeigte den SA-Männern meinen Pass, worauf sie uns ungehindert passieren liessen. Er bestieg nun eine Taxe, die ihn zum Bahnhof brachte. ... Auf Vorbehalt: Wenn mir vorgeworfen wird, ich hätte dadurch, dass ich an einem Tage, an dem besondere Massnahmen gegen die Juden ergriffen wurden, einem Juden zur Flucht verholfen und dadurch die Massnahmen der Regierung durchkreuzt hätte [sic], so muss ich darauf antworten, dass ich der Überzeugung bin, dass sich die Massnahmen lediglich auf das im Erdgeschoss liegende kommunistische Geschäft erstreckte, mit dem der Jude Landauer nichts zu tun hatte. Landauer war wegen der ganzen Stimmung des ersten Judenboykott-Tages einem Nervenzusammenbruch nahe, und für mich war es eine einfache Menschenpflicht, diesem mir bekannten Menschen zu helfen*⁷⁶.

Besonders schwer fielen, laut Schlussbericht, zwei private Äußerungen des Angeklagten ins Gewicht. Die eine war die von Hohenlohe als schriftliche Absage an das Ansinnen, sich für den Widerstand monarchistischer Kreise gegen das Naziregime einzusetzen, abgegebene Erklärung. Sie war offensichtlich bei der Verhaftung des Mittelsmannes Klein in die Hände der Gestapo gelangt und wurde

75 Ebd. S.95. Es handelt sich um den Artikel „Mit Hitler gibt es keinen Frieden“ in der Ausgabe vom 31.10. 1934.

76 Ebd. S.91.

nun als generelle Absichtserklärung Hohenlohes genommen, *Frankreich in allem zu helfen, was den Sturz Hitlers und des Nationalsozialismus betrifft, wie er es bereits im Saargebiet ... bewiesen habe*⁷⁷. Die andere war ein Entwurf eines Privatbriefes bei Kriegsausbruch an die Mutter, der niemals abgeschickt wurde. *Dieser Mann muss weg, oder es kommt die Katastrophe*, hieß es darin über den Führer⁷⁸, der zudem als ein dem Rassenwahn verfallener Verbrecher bezeichnet wird.

Ein Spionageverdacht, auf den hin Hohenlohe auch vernommen wurde, konnte nicht bestätigt werden. Fazit der Vernehmungen war: Der Angeklagte habe seine propagandistische Tätigkeit in der Emigration gegen Hitler und den Nationalsozialismus zugegeben. Im Hinblick darauf und auf deren Art und Umfang sei seine *Behauptung, er habe stets nur seine „Auffassung kundtun“ und sich auf die Interessen des Gastlandes einstellen wollen, jedoch niemals die gewaltsame Beseitigung des nationalsozialistischen Regimes beabsichtigt, unglaublich. Gegen diese Behauptung spricht besonders auch der Inhalt seines Briefes an seine Mutter vom 3. September 1939*⁷⁹.

Hohenlohes Verteidigungsstrategie und -argumentation war also gescheitert. Dementsprechend lautete die Anklage vom 26. Oktober 1942, ... *von 1933 bis 1938 in Paris fortgesetzt und gemeinschaftlich mit anderen das hochverräterische Unternehmen, mit Gewalt die Verfassung des Reiches zu ändern, vorbereitet zu haben, wobei die Tat 1. darauf gerichtet war, zur Vorbereitung des Hochverrats einen organisatorischen Zusammenhalt herzustellen oder aufrechtzuerhalten, 2. auf Beeinflussung der Massen durch Herstellung und Verbreitung von Schriften gerichtet war, 3. im Auslande begangen worden ist*⁸⁰.

Das Urteil des 1. Senats des Volksgerichtshofs auf Grund der Hauptverhandlung vom 12. Dezember 1942 unter Vorsitz des Präsidenten Dr. Freisler bestätigte nur die Anklage: *Der Angeklagte hat organisatorisch und durch öffentliche Hetzschriften und schwere Verleumdung des Führers und des deutschen Volkes im Ausland und im Reich selbst jahrelang als Emigrant Hochverrat gegen das Deutsche Reich vorbereitet, um die nationalsozialistische Lebens- und Führungsart zu stürzen, die sich das deutsche Volk gegeben hat. Er wird deshalb mit dem Tode bestraft*⁸¹.

Dem folgt eine seltsam inadäquate Urteilsbegründung. Sie versucht nachzuweisen, dass der Angeklagte *als Emigrant ein Verräterleben am deutschen Volk und Reich und seinem Führer gelebt habe, das nur aus der Brüchigkeit seiner Persönlichkeit und aus der Gesamtdarstellung seines Lebens voll hervortrete*, und diese Urteilsbegründung argumentiert im Wesentlichen allein von der angeblich unmoralischen, gesinnungslosen, unehrenhaften Lebensführung des Angeklagten

77 Ebd. S. 128.

78 Urteil (wie Anm. 18), S. 9.

79 Anklageschrift (wie Anm. 18), S. 13.

80 Ebd. S. 1.

81 Urteil (wie Anm. 18), S. 1.

her und nicht von seinen politischen Publikationen und Aktivitäten. Er habe seine Erbschaft in drei Jahren *fast durchgebracht*, ohne in der Hauptverhandlung das geringste Verständnis für diesen Vorwurf aufzubringen. Dasselbe gelte für das *Unehrenhafte der Namenheirat*. Er habe gesellschaftlichen Verkehr im Hause des *berühmten Verlegers der Verfallzeit Kiepenheuer*⁸² gesucht, ebenso mit der *geschiedenen Frau eines Negerprinzen*, mit der *nichtjüdischen Frau des jüdischen Schriftstellers Sternheim* und mit einer *Jüdin Lazare*⁸³. *Dass der Angeklagte in den Sumpf der Emigration hinabstieg, erklärte er damit, dass er nichts zu leben gehabt habe, ... dass er sich vom Nationalsozialismus zurückgestoßen gefühlt habe und dass er der Agitation des Auslandes und insbesondere der Emigration zum Opfer gefallen sei. Dass das für einen deutschen Mann keine Gründe sind, ... bedarf keiner besonderen Ausführungen.- Er war eben gesinnungslos*, heißt es zusammenfassend. *Dem Angeklagten ist auch in der Hauptverhandlung nicht möglich gewesen, darzulegen, was für eine politische Gesinnung er denn nun eigentlich gehabt habe*⁸⁴. In ihm lebten nur der *Haß gegen den Führer und den Nationalsozialismus* und die *Aussicht, durch die Betätigung in der Emigration Geld zu verdienen*⁸⁵. Strafmildernd wurde weder die schlechte Behandlung in der Fremdenlegion anerkannt, sie sei nicht glaubhaft, noch der Widerspruch gegen einige seiner Artikel von jüdischer Seite. Geradezu zynisch die Bemerkung: *An der Tanger-Grenze wurde er von den Franzosen abgeschoben; darüber schrieb er wegen der schlechten Behandlung Deutscher durch die Franzosen einen Artikel im Berliner Tageblatt – die einzige positiv nationale Tat, die der Volksgerichtshof in seinem Leben hat entdecken können*⁸⁶.

Der Eindruck drängt sich auf, daß die journalistisch-politische Betätigung, die zwar auch noch dokumentiert ist, willkommener Anlaß war, wenn nicht Vorwand, um hier durch Todesurteil ein angeblich undeutsches, minderwertiges Leben auszumerzen. Das eigentliche Verbrechen des Angeklagten war offenbar der Verstoß gegen die nationalsozialistische Lebensart. *Der Volksgerichtshof*, heißt es am Schluß, *hatte die Aufgabe, das Verhalten des Angeklagten als Gesamtpersönlichkeit zu werten ... Die Brüchigkeit und das Fehlen jedes wahren Ehrgefühls im Angeklagten ergibt sich ... derart eindeutig, daß ... die Todesstrafe die einzig in Frage kommende ist*⁸⁷.

Es war ein Terror-Urteil. *Terror*, so hatte Hohenlohe schon 1933 definiert, *ziviler Terror ist: wenn der friedliche Bürger in einem öffentlichen Lokal seine Zeitung nicht mehr lesen kann, ohne dass ein Mann im Braunhemd hinter seinem Rücken steht und zu prüfen beginnt, ob das Blatt auch wohlgesinnt ist. ... Terror ist alles*,

82 Ebd. S.4.

83 Ebd. S.8.

84 Ebd. S.5.

85 Ebd.

86 Ebd. S.4.

87 Ebd. S.11.

was in die natürlichsten, friedlichsten Gewohnheiten des Menschen eingreift⁸⁸. – Und nach der Lektüre dieser Urteilsbegründung könnte man ergänzend hinzufügen, Terror ist, wenn man sein (ererbtes) Geld nicht ausgeben darf, wofür und wie man will; nicht heiraten darf, wen und warum man will; nicht seine Freunde wählen darf, aus welcher ethnischen, ideologisch oder sonstwie bestimmten Gruppe man will; seine (Homo-)Sexualität, von der im Urteil allerdings gar nicht mehr die Rede ist, nicht ausleben darf (vorausgesetzt immer, man schädigt keinen anderen); Terror ist vor allem aber, wenn man nicht mehr öffentlich seine Meinung sagen und auch nicht privat schreiben darf und wenn man „deutsch“ und „ehrenhaft“ zu sein hat, wie es andere bestimmen und befehlen.

Gerade in Zeiten, in denen solche Grundrechte und Freiheiten als selbstverständlich erscheinen, ist die Erinnerung an das schriftstellerische Wirken des Emigranten Max Karl zu Hohenlohe-Langenburg wichtig, weil er solche Selbstverständlichkeiten in Zeiten, als sie nicht selbstverständlich waren, einklagte, und ein Nachdenken über dieses Leben, das am Entzug eben dieser Rechte und Freiheiten des Denkens scheiterte, erscheint sinnvoll. *Die Unterdrückung der individuellen Freiheit des Denkens begrenzt automatisch die Freiheit des Handelns*, hatte er helllichtig schon 1933 geschrieben und gewarnt, *sie schließt den Menschen in eine Zwangsjacke ein, macht ihn zum seelenlosen Räderwerk einer Maschine, die nur arbeitet und die kein anderes Ziel als die Zerstörung des unabhängigen Lebens kennt*⁸⁹.

Mit seiner Rückmeldung nach Deutschland war er selber in dieses unmenschliche Maschinen- und Räderwerk geraten, und es schlug erbarmungslos auf ihn zurück: am 27. Juli 1943 wurde das Todesurteil in Stuttgart vollstreckt.

88 „Der falsche Mittelpunkt“, in: Das Neue Tage-Buch 1 (1933), Heft 18, S. 429.

89 „Der Nationalsozialismus von einem deutschen Prinzen aus gesehen“, in: Miroir du Monde, 1933, Nr. 194. Die deutsche Übersetzung zitiert nach der Anklageschrift (wie Anm. 18), S. 6.

In memoriam Paula Wunder

geboren am 29. März 1911 in Waldau/Ostpreußen
gestorben am 27. Juni 2003 in Bad Nauheim

Paula Wunder war die Ehefrau von Prof. Dr. Gerd Wunder (1908–1988, vgl. dessen Lebenslauf in *Württembergisch Franken* 58, 1974, und die Ansprachen bei seiner Beerdigung in *Württembergisch Franken* 73, 1989).

Sie wurde am 29. März 1911, also noch im Kaiserreich, als Paula Salamon in Waldau bei Königsberg in Ostpreußen geboren. Sie war das älteste von sechs Kindern des am dortigen Lehrerseminar unterrichtenden August Salamon und seiner Ehefrau Ida geborene Buttgereit, die beide auch in Gelbingen im Familiengrab ruhen, ebenso wie der Vater von Gerd Wunder. Sie wuchs in den Seminarorten ihres Vaters auf, in Waldau, Karalene, zuletzt Lyck (dem Geburtsort von Siegfried Lenz). Dort besuchte sie auch das Gymnasium, machte ihr Abitur und durfte – in der damaligen Zeit für eine Frau keine Selbstverständlichkeit – studieren.

Sie begann ihr Studium der Geschichte, Germanistik und Theologie in Königsberg und wechselte dann zur Universität Tübingen. Durch den denkwürdigen Zufall eines Fahrradunfalls lernte sie dort ihren späteren Ehemann Gerd Wunder kennen, der zum Studium aus Chile gekommen war, mit ihr dann nach Königsberg ging, sein Studium in Münster abschloss und nach dem Staatsexamen noch einmal nach Chile zurückkehrte. Im Jahr 1935, nachdem auch sie ihr Staatsexamen abgelegt hatte, heirateten die beiden in Königsberg. Gerd Wunder hatte in Düsseldorf eine Stelle als Direktor der dortigen Volksbüchereien bekommen. 1936 und 1938 wurden die beiden Söhne Karl Dieter (zuletzt Vorsitzender der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft) und Friedrich Bernd (zuletzt Professor für Geschichte der frühen Neuzeit an der Universität Konstanz) geboren. Schwere Jahre kamen mit dem Krieg. Der Ehemann war zeitweise Frontsoldat im Westen und Osten, dann zu einer Dienststelle abkommandiert. 1943 zog die Mutter mit den Kindern aus dem durch Luftangriffe gefährdeten Düsseldorf nach Michelbach an der Bilz zum Onkel ihres Mannes Ludwig Wunder, der dort ein Landerziehungsheim leitete, in dem Paula Wunder als Lehrerin tätig wurde und viele wertvolle pädagogische Eindrücke und gesellschaftliche Verbindungen gewann. Als man nach dem Ende des Kriegs und der Naziherrschaft unbelastete Lehrkräfte suchte, wurde Paula Wunder 1945 Lehrerin am Haller Mädchengymnasium. Sie konnte so die Familie ernähren, bis 1948 Gerd Wunder aus dem Internierungslager zurückkam, das Referendariat nachholte und 1950 die Stelle seiner Frau übernahm. Sie hat aber weiter viele Jahre lang (bis 1973) Lehr-

aufträge, vor allem in Latein, übernommen und ist ihren Schülerinnen als hochmotivierte und beliebte Lehrerin in Erinnerung geblieben.

Inzwischen war das Ehepaar Wunder ganz in die Haller Gesellschaft hineingewachsen. Gerd Wunder wurde neben seiner Lehrtätigkeit zum weithin verehrten, überaus produktiven und für Vorträge und Führungen gefragten Stadthistoriker und Sozialwissenschaftler. Dabei war ihm seine Frau eine belebte, kritische und doch ihn bewundernde und ermunternde Gesprächspartnerin. Sie hielt in diesen Jahren souverän die eigene und die große Familie zusammen, schaffte ihrem Mann den nötigen Freiraum für seine immense wissenschaftliche Arbeit und blieb doch eine eigenständige, an Kunstgeschichte und Musik interessierte, lebensgebildete und bei aller Zurückhaltung doch selbstbewusst tätige Frau. Den Kindern und später drei Enkelkindern war sie ein Vorbild an rücksichtsvoller Fürsorge und menschlicher Toleranz, und bis in die letzten Lebenstage war deren Besuch und das Erleben von zwei kleinen Urenkeln ihr ganzes Glück.

Schwer zu verwinden war für sie der Tod ihres Mannes 1988, und trotz des Rückhalts im Freundeskreis, im Lions-Club und durch die Weggefährten des Historischen Vereins, wurde es einsamer um sie. Hinzu kamen die Beschwerden des Alters, vor allem der zunehmende Verlust des Augenlichts, der sie im Jahr 2000 zum Umzug in das Aeskulap-Stift nach Bad Nauheim, den Wohnort des Sohnes Dieter, zwang. Ein Schlaganfall im Oktober 2002 schränkte ihre Selbständigkeit ein, was sie nur schwer ertrug, und seit Mai musste sie ganz im Krankenhaus sein. Am Abend des 27. Juni 2003 wurde sie aus diesem langen, fast ein Jahrhundert umgreifenden Leben abgerufen. In Gelbingen, wo die Familie von 1951 bis 1959 gewohnt hatte, ist Paula Wunder neben ihrem Mann bestattet. (Der Trauerpredigt in der Evangelischen Kirche in Gelbingen am 4. Juli 2003 ist der vorstehende Lebenslauf überwiegend entnommen.)

Der Historische Verein für Württembergisch Franken und ihr Haller Freundeskreis werden die eindrucksvolle Persönlichkeit und die nüchtern-kluge und doch so tief herzensgebildete Frau in bleibender Erinnerung behalten.

Christoph Weismann



Neue Bücher

1. Allgemeine Geschichte

1.1 Mittelalter und Frühe Neuzeit

Alexander Brunotte und Raimund J. Weber (Bearb.): Akten des Reichskammergerichts im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, H, Inventar des Bestandes C 3 (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bd. 46/3), Stuttgart (Kohlhammer) 1999, 638 S. Prozessakten des ehemaligen Reichskammergerichts (1495–1806) finden sich heute in mehr als 50 Archiven im In- und Ausland. Die Notwendigkeit ihrer systematischen Erfassung und Neuverzeichnung rückte allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg ins Blickfeld der Wissenschaft; dies findet nicht zuletzt dank der wegweisenden Initiative Prof. Bernhard Diestelkamps (Frankfurt/M.) seit Beginn der 80er Jahre auf einer breiten Basis (u. a. durch die Einrichtung einer Forschungsstelle zum Reichskammergericht in Wetzlar) statt. Jene neue Hinwendung zum Reichskammergericht ist im Grunde einer allmählich positiveren Bewertung des Alten Reiches und der damit zusammenhängenden modernen Fragestellungen zu verdanken (hier vor allem Otmar Karl von Aretin, Peter C. Hartmann, Heinz Angermeier, Peter Moraw, Heinz Duchhardt u. a.). So sind die sowohl zahlenmäßig als auch inhaltlich besonders gewichtigen Bestände in München, Karlsruhe und Stuttgart seit längerem in Bearbeitung. Der vorliegende und hier zur Rezension anstehende Band ist bereits der dritte (zuvor Inventarbände 1 mit den Buchstaben A-D, 1993, und 2/E-G, 1995) der das Inventar jener in Stuttgart verwahrten Akten des Reichskammergerichts veröffentlichenden Reihe, die von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg herausgegeben wird.

Die Prozessakten des 1806 aufgelösten Reichskammergerichts wurden 1808 an zunächst weiter in Wetzlar verwahrt, dem nach häufigeren Ortswechsel seit 1689/90 letzten Standort des Gerichts, bis dann der Deutsche Bund im Jahre 1845 beschloss, die vorhandenen Bestände dieses erloschenen Gerichts auf die einzelnen ca. 40 Teilstaaten des Deutschen Bundes aufzuteilen. Bei der Aufteilung der Akten war maßgeblich, in wessen Gebiet der *damalige* Beklagte „nach den *gegenwärtigen* Territorialverhältnissen“ den zuständigen Gerichtsstand seines Wohnorts haben würde. Der Bereich des heutigen Baden-Württemberg hat seinerzeit auf diese Weise weit über 9000 Kammergerichtsakten erhalten, von denen mehr als 5000 allein auf Württemberg entfielen, ein umfangreicher Bestand, der sich heute im Hauptstaatsarchiv befindet.

In dem hier vorzustellenden dritten Band des Stuttgarter Inventars sind insgesamt 675 Fälle erfasst bzw. aufgeführt, die alphabetisch nach dem Namen der Kläger/Antragsteller (alle mit dem Buchstaben H) geordnet sind und – in der Art eines Regests – einem bestimmten einheitlichen Schema folgen. Der älteste hier verzeichnete Prozess stammt aus den Jahren 1494–1497, das jüngste Verfahren aus dem Jahre 1804. Der chronologische Schwerpunkt der verzeichneten Verfahren liegt vornehmlich in der zweiten Hälfte des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dies darf insoweit eigentlich nicht überraschen, da gerade in diesen Jahrzehnten die Tätigkeit des als Appellationsinstanz von 1557 bis 1689/90 in Speyer sitzenden Reichskammergerichts ihren höchsten Umfang erreichte. Darüber hinaus lässt sich konstatieren, dass sich in den verschiedenen Phasen der Inanspruchnahme dieses Gerichts verfassungsgeschichtliche und sozialgeschichtliche Wandlungsprozesse ganz grundlegender Art gleichsam widerspiegeln. Während die ursprüngliche Klientel des Reichskammergerichts noch vornehmlich aus Rat und Bürgertum der Reichsstädte sowie weiteren Reichsständen bestand, musste dies im Laufe des 16. Jahrhunderts dem niederen Adel als der wichtigsten Klientel des Reichskammergerichts weichen. An dieser veränderten Inanspruchnahme zeigt sich, dass der Adel es im Verlauf des 16. Jahrhunderts lernte, seine Konflikte nicht mehr unmittelbar (Fehde) auszutragen, sondern sie der Justiz anzuvertrauen, wozu – *nota bene* – auch die Funktion des Reichskammergerichts als

Organ zur Ahndung von Landfriedensbrüchen beitrug. Dies lassen die hier verzeichneten Prozessakten gleichfalls erkennen, deren Schwerpunkt verständlicherweise die württembergische Geschichte ist, insbesondere auch die des fränkischen bzw. des heute württembergisch-fränkischen Raumes. Unterstrichen wird dies durch allein ca. 150 Prozesse, in denen Angehörige des Hauses Hohenlohe beteiligt waren (Nr. 1893–2041, S. 262–352). Diese erhoben unter anderem Anklage gegen die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, die Bischöfe von Würzburg sowie gegen verschiedene Angehörige des niederen Adels, oftmals aber auch gegen Mitglieder des eigenen Hauses in Fällen eines Erbanspruchs. Mit über 100 Prozessen ist ferner die Reichsstadt (Schwäbisch) Hall als Klägerin stark vertreten, wobei die Stättmeister und der Rat der Stadt Hall häufig aufgrund von Verletzungen und Beeinträchtigungen der Haller Landhege durch Untertanen anderer Herrschaften Klage beim Reichskammergericht erheben ließen. Jeweils 30 Prozessakten betreffen ferner Streitigkeiten der als Kläger/Antragsteller auftretenden Adelsfamilien von Hornstein, von Helfenstein und von Hohenzollern; andere Adelsgeschlechter des hiesigen Raumes, wie die von Berlichingen, von Vellberg, von Stetten, von Crailsheim, von Absberg u. a., treten zudem in vielen Fällen als Beklagte/Antragsgegner auf. Auch weitere zahlreiche, von Städten, Landschaften, Bürgern, Untertanen, Klöstern, Stiften, Amtleuten u. a. geführte Prozesse, deren Streitgegenstände den fränkisch-schwäbischen Bereich betreffen, sind in verschiedenerlei Hinsicht bedeutsam für die frühneuzeitliche Geschichte unseres Raumes.

Im Ganzen braucht hier kaum betont zu werden, dass die Inventare/Verzeichnisse von unschätzbarem Wert für die Geschichtswissenschaft sind, insbesondere für die Rechts-, Verfassungs-, Sozial- und Landesgeschichte. Aber auch jenseits der politischen Funktion des Reichskammergerichts ist eine Rechtsprechung eine gleichsam unerschöpfliche Quelle für die historische Justizforschung (siehe die entsprechenden Arbeiten von Filippo Ranieri), für die Geschichte der Rezeption des römischen Rechts u. a. m. Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat zudem gezeigt, dass das Reichskammergericht keineswegs ein funktionsunfähiges Organ im absterbenden und nicht mehr handlungsfähigen Reichskörper war, sondern eine lange Zeit – trotz geringer personeller und finanzieller Ausstattung – wirkungsmächtige Institution. Diese entledigt sich darüber hinaus in zunehmenden Maße des Vorwurfs der völligen Ineffektivität, nicht zuletzt mit Blick auf die zuweilen unendlich lange Prozessdauer (als hier vorliegendes Beispiel kann dienen: Nr. 1578, S. 66ff., Prozess Hall-Hohenlohe 1667–1799!). Unabhängig von den neuen verfassungsgeschichtlichen Ansätzen wie die jüngere – rechtsgeschichtliche – Forschung (B. Diestelkamp) auch nach, dass man bei der negativen Beurteilung der Effektivität des Reichskammergerichts allzu oft anachronistische Maßstäbe angelegt hatte, wobei insbesondere die friedenswahrende und friedensstiftende Funktion eines rechtlich geregelten Verfahrens fast gänzlich übersehen wurde.

Anschließend sei noch kurz bemerkt, dass auch dieser Inventarband wie die vorangegangenen durch sehr gründliche Indices erschlossen ist. Dazu gehört ein chronologisches Verzeichnis der Prozesse und ferner Register für die Personen und die beteiligten Ortschaften, für die Streitgegenstände und Prozessinhalte, für die beteiligten Vorinstanzen und begutachtenden Juristenfakultäten sowie für die an den jeweiligen Verfahren beteiligten Reichskammergerichtsprokuratoren. Da die beiden folgenden Teilbände auch bereits erschienen sind (4/I-M, 2000, und 5/N-R, 2001), bleibt zu hoffen, dass die weitere Inventarisierung der Stuttgarter Reichskammergerichtsakten auch in Zukunft rasch voranschreitet, damit die Geschichtswissenschaft möglichst bald komplett über dieses vorzügliche und wertvolle wissenschaftliche Hilfsmittel verfügen kann.

Sven-Uwe Bürger

Sönke Lorenz / Dieter R. Bauer: Hexenverfolgung. Beiträge zur Forschung unter besonderer Berücksichtigung des südwestdeutschen Raumes, Würzburg (Königshausen & Neumann) 1995, 433 S.

Zehn Jahre lagen zwischen dem Symposium zum Thema dieses Bandes im oberschwäbischen Weingarten und der Edition der dort gehaltenen Vorträge in Buchform. Die Herausgeber deu-

ten dazu lediglich an, dass die Entstehung des Buches unter einem „Unstern“ gestanden habe. Der Leser kann also nur rätseln, ob dies auf die schwierige und seit jeher äußerst kontrovers behandelte Thematik zurückzuführen ist. Diese habe nämlich laut Erik Midelfort „ein großes Durcheinander hervorgebracht, in dem fast jeder Hexenhistoriker seine Lieblingserklärung dazu hat, warum die europäische Gesellschaft so konsequent und hartnäckig versucht habe, die Zauberei und ihre vermeintlichen Protagonisten auszurotten“.

Bereits 1848 schrieb Karl Georg von Wächter in seiner Geschichte des deutschen Strafrechts, dass für das Herzogtum Württemberg kein Beispiel massenhafter Hexenverfolgungen zu finden sei und Hexenhinrichtungen verhältnismäßig selten gewesen seien. Die Ursachen dafür lagen in der insgesamt maßvollen Haltung der württembergischen Prediger und Theologen, allen voran Johannes Brenz, sowie in der behutsamen Spruchpraxis der Tübinger Juristenfakultät. Bei dieser holte sich die herzogliche Kanzlei, der alle Strafprozessakten des Landes zur Entscheidung vorgelegt werden mussten, in zweifelhaften Fällen regelmäßig juristische Gutachten ein. Diese Praxis brachte es mit sich, dass es trotz der auch in Württemberg zweihundert Jahre währenden Verfolgung in der Regel bei Einzelprozessen blieb und wahnhaftige Exzesse, wie wir sie aus Hochburgen der Hexenverfolgung wie Trier oder Bamberg kennen, nicht eintreten konnten.

Die im Band vertretenen Autorinnen und Autoren beleuchten das facettenreiche Thema von allen Seiten, sowohl allgemein und theoretisch als auch ganz praktisch anhand von Fallstudien. So ergibt sich ein repräsentatives Bild für den südwestdeutschen Raum, in dem das Herzogtum Württemberg zwar im Zentrum steht, den Reichsstädten und anderen angrenzenden Territorien (z. B. Rottenburg) aber ebenfalls die nötige Beachtung geschenkt wird. Zur Sprache kommen auch die populärwissenschaftlichen Aspekte des Themas. Es erlebte seinen großen Aufschwung in den siebziger Jahren, als die neu entstehende Frauenbewegung mit ihrer ideologisch gefärbten Interpretation dieses Phänomens der Geschichtswissenschaft den entscheidenden Anstoß zu umfassenden Forschungen gab. Doch gelang es dieser kaum, die sich hartnäckig haltende These von der „Vernichtung der weisen Frauen“ zu entkräften. Simple, im herrschafts- und ideologiekritischen Gewand daherkommende Deutungen hatten es eben von jeher leichter als die nach differenzierten Erklärungsansätzen suchende Fachwissenschaft. Auch im „Dschungel der Hexenforschung“ (S. 418) bewahrheitet sich, was Thomas Nipperdey einst über die Geschichte sagte: dass ihre Farbe nämlich nicht schwarzweiß, sondern grau ist.

Herbert Kohl

Thomas Hölz: Krummstab und Schwert. Die Liga und die geistlichen Reichsstände Schwabens 1609–1635. Zugleich ein Beitrag zur strukturgeschichtlichen Erforschung des deutschen Südwestens in der frühen Neuzeit (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde Bd. 31), Leinfelden-Echterdingen (DRW Weinbrenner) 2001, 529 S., mehrere Abb. und 1 Karte.

Die hier vorzustellende, noch von dem allzu früh verstorbenen Tübinger Neuzeithistoriker Professor Volker Press (1939–1993) angeregte und von Prof. Sönke Lorenz dann weiter betreute Dissertation erweitert unsere Kenntnisse über die Geschichte des deutschen Südwestens am Vorabend des 30-jährigen Krieges (1618–1648) wesentlich. Gleichsam eintauchend in den Mikrokosmos der kleinräumigen wie vielgestaltigen geistlichen „Staatenwelt“ (Bischöfe/Hochstifte, Klöster, Stifte, Spitäler) in jenem Teil des Alten Reiches, versucht der Autor auf der Basis umfangreicher Archivrecherchen das Bemühen der schwäbischen Prälaten und geistlichen Fürsten zu schildern, ihr Überleben auf dem Anfang des 17. Jahrhunderts zunehmend schwan-kenden Verfassungsboden des Reiches zu sichern. Durch die umfassende Auswertung der Schriftquellen vermag Hölz zahlreiche neue Einsichten über das Entstehen, die Determinanten und über die inneren Zusammenhänge der 1609 gegründeten und 1635 aufgelösten Vereinigung katholischer Reichsstände unter der Führung Bayerns bzw. Herzog Maximilians I. von Bayern (1573/98–1651), der so genannten katholischen Liga, zu vermitteln.

Dabei geht es nicht um eine allgemeine Geschichte der Liga, sondern primär um den Beitrag der geistlichen Reichsstände Schwabens zu diesem konfessionellen Bündnis. So herrscht nicht

der übliche, die bayerische Sicht bevorzugende Blickwinkel auf die Liga vor, diesem „vortrefflichen Instrument bayerischer Reichspolitik“ (Axel Gotthard). Vielmehr setzt sich die vorliegende Arbeit zum Ziel, die Politik und das Verhältnis der Repräsentanten der reichsständischen Geistlichkeit Schwabens und der Mitglieder des Schwäbischen Reichsprälatenkollegiums zur katholischen Liga, darüber hinaus auch über die anschließende Phase bis weit in den 30-jährigen Krieg hinein darzustellen; ein Anspruch, dem der Verfasser – dies sei sogleich vorweggenommen – nur bedingt gerecht wird. Dem weitgehenden und im zweiten Untertitel formulierten Anspruch, „zugleich ein Beitrag zur strukturgeschichtlichen Erforschung des deutschen Südwestens in der frühen Neuzeit“ zu sein, kommt der Autor dagegen voll nach. Die Grundlagen dafür legt Hölz im ersten Teil seiner Untersuchung, indem er eine mit 130 Seiten sehr umfassend angelegte, teilweise bis ins 15. Jahrhundert zurückgreifende Strukturanalyse des schwäbischen Raumes und der Stellung der geistlichen Reichsstände gibt bzw. vorwegschickt. Als entscheidende Gesichtspunkte werden die territoriale Zersplitterung, das nunmehr gesteigerte Schutzbedürfnis der geistlichen Reichsstände angesichts der konfessionellen Spaltung nach der Reformation und dem Augsburger Religionsfrieden von 1555, der tendenziell libertätsgefährdende Auf- und Ausbau eines Satellitensystems durch das Haus Habsburg vom benachbarten österreichischen Tirol und Vorderösterreich aus und das teilweise aggressive Eindringen der bayerischen Wittelsbacher in diese traditionelle Klientel Österreichs dargelegt. Darüber hinaus verweist der Autor als zeitspezifische Rahmenbedingungen sowohl auf die temporäre Schwächung der habsburgischen Stellung im Südwesten nach 1600 als Folge des „Bruderzwists“ im Hause Habsburg (so ließen die Erzherzöge Matthias und Maximilian ihren Bruder Kaiser Rudolf II. 1606 als geisteskrank erklären) wie auch auf die indirekten, aber nicht zu unterschätzenden Wirkungen der Reformdekrete des Konzils von Trient (1545–1563), die die katholischen Stände im Abwehrkampf gegen protestantische Bedrohungen die Zusammenarbeit mit der „katholischen Bastion“ München schon fast suchen ließ.

Vor diesem Gesamthintergrund führt Hölz in einer deutlich synoptischen Darstellung aus, welche strukturellen Gegebenheiten das Handeln der Bischöfe von Konstanz und Augsburg, des Fürstbistums von Kempten, des Fürstpropsts von Ellwangen und der übrigen mindermächtigen schwäbischen Reichsprälaten bestimmten. Hölz analysiert insbesondere die Beziehungen zu den Wittelsbachern und Habsburgern als den Führungsmächten in der Zeit der Liga, und kennzeichnet dabei – prägnant, problemorientiert und vor allem in sehr guter Kenntnis des regional doch sehr heterogenen Forschungsstandes – die innere und äußere Entwicklung dieser ausgewählten Territorien. Hier befand sich die bereits im beginnenden 13. Jahrhundert (1215) gefürstete und unserem württembergisch-fränkischen Raum am nächsten gelegene Abtei/Propstei (seit 1460 weltliches Chorherrenstift) Ellwangen allerdings in einer etwas anderen Situation bzw. territorialpolitischen Lage. Anders als die übrigen geistlichen „Staaten“ des schwäbischen Raumes, die sich weitgehend im Vorfeld des österreichischen und wittelsbachischen Machtbereichs befanden, war das katholische Stiftsgebiet Ellwangens gleichsam inselhaft nahezu vollständig von Vormächten (Herzogtum Württemberg und Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach) sowie mindermächtigen Vertretern der protestantischen Partei (etwa die Reichsstädte Schwäbisch Hall, Dinkelsbühl und Aalen sowie die Herrschaft Limpurg) umgeben. So wurden die beiden seinerzeit am nächsten liegenden geistlichen Fürsten, die Bischöfe von Augsburg und Eichstätt, die maßgeblichen Ansprechpartner des Ellwanger Fürstpropsts in Fragen der Politik.

Der zweite, wesentlich ausführlichere Teil der Arbeit gilt dann der konkreten und weitgehend chronologisch geschilderten Ligapolitik der geistlichen Reichsstände Schwabens. Nach der Gründung der Liga im Jahre 1609 durch süddeutsche katholische sowohl geistliche wie auch weltliche Reichsfürsten, was vor allem, aber nicht nur eine Reaktion auf die ein Jahr zuvor erfolgte Gründung der Union (1608) durch protestantische Stände war, ging es verstärkt um die Gewinnung weiterer Mitglieder. Der Bischof von Konstanz warb im Schwäbischen Reichskreis auf Grund seiner Führungsposition in Oberschwaben unter den Reichsprälaten, aber auch unter den Reichsgrafen. Herzog Maximilian von Bayern, der die Gründung der Liga zusammen

mit dem Würzburger Bischof Julius Echter von Mespelbrunn (1545/73–1617) initiiert hatte, war insbesondere an dem finanziellen Potential der schwäbischen Reichsabteien interessiert. Diese wie auch andere schwäbische Reichsprälaten hatten ihrerseits ein Interesse an der Schutzfunktion des neuen Bündnisses und traten ihm geschlossen bei, anscheinend zunächst ohne große Bedenken wegen der Haltung bzw. des fehlenden Beitritts Österreichs. Doch die anfängliche Euphorie darüber, den politischen Sieg des Katholizismus über den Protestantismus auf diese Weise erringen zu können, hielt nicht allzu lange, denn bei den Prälaten gab es zunehmend Bedenken wegen der finanziellen Belastungen durch das Bündnis. Hinzu kamen strukturelle Defizite des Bündnisses, die nun immer offenkundiger wurden. Die schwäbischen Stände befanden sich ganz an der Peripherie des katholischen Bündnisses, das sein Zentrum mit dem Herzog von Bayern, dem Bischof von Würzburg sowie den geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln eindeutig im bayerisch-fränkischen Raum hatte. So bemühten sich insbesondere der Bischof von Konstanz und die mindermächtigen schwäbischen Prälaten nachdrücklich um die Einbeziehung der traditionellen Schutzmacht Österreich in die Liga. Deshalb wurde 1613 – nicht zuletzt auch angesichts der infolge des 1612 erfolgten Todes Kaiser Rudolfs II. wiedergewonnenen Handlungsfreiheit des Hauses Habsburg – die Einrichtung eines – neben dem rheinischen und oberländischen – dritten österreichischen Direktoriums innerhalb der Liga festgeschrieben, ein komplexer Vorgang, dem der Verfasser zu Recht erhöhte Aufmerksamkeit schenkt. In der erstmaligen ausführlichen Aufarbeitung des für den Tiroler Landesherrn, Erzherzog Maximilian (1558–1618), geschaffenen dritten Ligadirektoriums für den vorderösterreichischen und schwäbischen Raum liegt eines der wesentlichen Verdienste der vorliegenden Arbeit.

Mit der Annäherung an das Kaiserhaus konnten die geistlichen Stände Schwabens nunmehr verstärkt auf die abschreckende Wirkung Österreichs setzen, glaubten aber zugleich, deshalb weniger Finanzmittel aufwenden zu müssen. Die Machtverhältnisse innerhalb der Liga wandelten sich jedoch wiederholt. Nach dem vorübergehenden Scheitern der Liga infolge innerer Spannungen – der Bayernherzog hatte nach Streitigkeiten mit Erzherzog Maximilian von Österreich das Bundesoberstenamt 1616 niedergelegt, wodurch die Liga praktisch zerbrochen war – und nach ihrer Neuorganisation 1619 unter ausschließlich Wittelsbacher Führung fügten sich die schwäbischen Prälaten, wie der Autor eindringlich zeigt, nur schwer wieder in das erneuerte Bündnis ein. Angesichts des hereinbrechenden Krieges stand fortan die pure Existenzsicherung im Mittelpunkt ihrer Überlegungen. Die schwäbischen Stände führen nun einen mehrgleisigen Kurs. So fassten sie auch immer wieder Alternativen zur Liga ins Auge, indem sie als Gegengewicht gegen die Liga etwa Partikulardefensionen bzw. regionale Schirmvereine ins Leben zu rufen suchten, den schwäbischen Reichskreis zu aktivieren oder gar den nach 1620 wiedererstarkenden Kaiser (Ferdinand II., 1578/1619–1637) und den bayrischen Herzog gegeneinander auszuspielen versuchten. Ernüchternd bilanziert Hölz daher zu Recht, dass es die Ligapolitik der schwäbischen Stände nie gegeben hat (S. 462). Als vorläufiges Fazit der Arbeit bleibt festzuhalten, dass sich die Vorstellung vom gleichsam monolithischen und vom Bayernherzog mit straffer Hand geführten Block „Liga“ zumindest aus schwäbischer Perspektive so nicht halten lässt.

Ein weiteres wichtiges Ergebnis der erarbeiteten Studie sei zum Schluss noch kurz angesprochen. Danach widersprachen sich die Aktivitäten der schwäbischen Prälaten im Schwäbischen Reichskreis und in der Liga nicht grundsätzlich. Als die schwäbischen Kreisstände den beiden konfessionellen Sonderbündnissen beitraten, belastete dies zwar die Kreisarbeit, doch der Reichskreis wurde dadurch nicht auf Dauer paralysiert. Wie Hölz aufzeigt, konnten Reichskreis und konfessionelle Bündnisse nebeneinander existieren; ja der schwäbische Reichskreis organisierte 1622 vor allem die Verteidigung und war in Funktion, die Kreisdefension bildete somit eine Alternative oder Ergänzung zu den konfessionellen Bündnissen. Nach Hölz wurde das konfessionelle Element in der Kreispolitik sogar weitgehend neutralisiert, und „die Stände nahmen somit programmatisch das Ergebnis des Westfälischen Friedenswerkes (1648) vorweg. Das von ihnen vertretene Konzept war zukunftsweisend“ (S. 478). Insofern ergänzt die vorlie-

gende Untersuchung in gewisser Weise Axel Gotthards Darstellung der Politik Herzog Johann Friedrichs (1582/1608–1628; Stuttgart 1992). Nebenbei wird so auch erneut die These von Ferdinand Magen bestätigt, wonach den Reichskreisen im 30-jährigen Krieg durchaus erhebliche Bedeutung zukam (ZHF 9,1982). Die wichtige Rolle der Reichskreise erfährt eine weitere Bestätigung vor allem in den neueren Studien von Wolfgang Wüst. In summa handelt es sich hier um einen detailreichen, gut lesbaren sowie durch ein sorgfältig bearbeitetes Personen- und Ortsregister erschlossenen Band, der nicht nur der Ligaforschung, sondern auch der Forschung zur Geschichte des Reiches im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts weitere wichtige Impulse zu geben vermag. *Sven-Uwe Bürger*

1.2 Neuzeit ab 1802

Krankenmord im Nationalsozialismus. Grafeneck und die „Euthanasie“ in Südwestdeutschland. Hrsg. v. Roland Müller (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart 87), Stuttgart 2001, 94 S.

Am 26. Januar 2000 fand in Stuttgart eine Tagung der Bibliothek für Zeitgeschichte, der Gedenkstätte Grafeneck und des Stadtarchivs Stuttgart statt, die im Zusammenhang mit einer Projektwoche „Erinnerung 2000“ an den Beginn des „Euthanasie“-Mordes in Grafeneck vor 60 Jahren erinnerte. Es gelang den Veranstaltern, Prof. Dr. Gerhard Hirschfeld, Dr. Roland Müller und Thomas Stöckle, ausgewiesene Fachhistoriker, für das Symposium aufzubieten. Die Spannweite der Referate reichte von der Darstellung regionaler Bezüge bis zu den weiter führenden Entwicklungen vom Krankenmord zum Judenmord.

Roland Müller, der sich mit seinem Buch „Stuttgart zur Zeit des Nationalsozialismus“ einen Namen gemacht hat, eröffnete die Vorträge, indem er am Beispiel des Stuttgarter Gesundheitsamtes die NS-Gesundheitspolitik mit ihrer rassenbiologischen Weichenstellung näher untersuchte. Objekt der medizinischen Betreuung war nach 1933 nicht mehr das Individuum, sondern die Volksgemeinschaft. Das unter eugenischen Gesichtspunkten erlassene „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ führte auch in Stuttgart zur Erstellung einer umfangreichen erbbiologischen Kartei und zu zahlreichen Fällen von Zwangssterilisation. Müller kann sehr aufschlussreiches Zahlenmaterial vorlegen, das auf der einen Seite die stark steigende Anzahl an Sterilisierungen bis 1938 aufzeigt, auf der anderen Seite aber auch belegt, dass drei von vier Anzeigen (worumter sich etliche Denunziationen befunden haben dürften) nicht zu einem Antrag auf Sterilisation führten. Nachdem 1938 der geachtete Prof. Gastpar als Leiter des Gesundheitsamtes aus Altersgründen ausgeschieden war, wurde mit der Ernennung Prof. Dr. Salecks, SS-Hauptsturmbannführer, auch eine personelle Weichenstellung sichtbar. Es verwundert, dass Müller in diesem Zusammenhang nicht den politisch unauffälligen Dr. Lempp, den Leiter der Städtischen Kinderheime, erwähnt, der sich als enger Weggefährte Gastpars und als dessen Stellvertreter eigentlich als sein Nachfolger angeboten hätte. Thomas Stöckle, der engagierte Leiter der Gedenkstätte Grafeneck, referierte über die „Vernichtungsanstalt“ Grafeneck und die Euthanasie-Verbrechen in Südwestdeutschland im Jahre 1940“. Eindrucksvolle Präzisierungen zu den Heimorten der Opfer einer einzigen Heilanstalt, Stetten im Remstal, und zu den Opferzahlen württembergischer Anstalten lassen das Ausmaß der Mordaktion erkennen.

Martin Kalusche legte anhand der Heilanstalt für Schwachsinnige und Epileptische in Stetten „Anknüpfungspunkte für NS-Verbrechen und Aspekte des Widerstandes“ dar. Sein Referat stützte sich auf die von ihm 1997 vorgelegte Dissertation über das „Schloss an der Grenze“, die in genauen und differenzierten Studien das Verhalten des Anstaltsleiters, des Pfarrers Ludwig Schlaich, auslotet. In seinem Referat musste er sich aus Zeitgründen auf knappe Hinweise zum Widerstandsverhalten begnügen, das angesichts dieser Einrichtung der Inneren Mission, die sich „als integraler Bestandteil der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft“ sah, nur ein ambivalentes sein konnte. Die ausführlicheren Überlegungen zu den „autochthonen, bodenstän-

digen Formen von Ausgrenzung, von Segregation“ sind dem Referenten besonders wichtig. Manche Formulierungen wie die einer „Widerstandslegende“, die es hinsichtlich Stettens gebe, oder einer „Affinität zum Autoritär-Totalitären“(!) im Protestantismus erscheinen dem Rezenten dabei allzu pointiert.

Hans-Joachim Lang berichtete eindrucksvoll von einem Psychiater, der seinen Bruder „dem Krankemordprogramm auslieferte“. Im Aufzeigen der leidvollen Entwicklung eines Medizinstudenten, der wegen schwerer Depressionen 1933 in das Christophsbad nach Göppingen verbracht wurde, und des beruflichen Aufstiegs seines Bruders, der in der Psychiatrie-Forschung tätig war und 1940 den Antrag stellte, den kranken Bruder der „Euthanasie zuzuführen“, wird auf geradezu erschreckende Weise deutlich, zu welcher Entartung bestimmte Ärzte in dieser Zeit gelangen konnten. In schlüssigen Darlegungen zeigte zum Abschluss der Tagung der renommierte „Euthanasie“-Forscher Hans-Walter Schmuhl „verschüttete Verbindungslinien zwischen zwei nationalsozialistischen Vernichtungsaktionen“ auf. Vom „Euthanasie“-Mord zum millionenfachen Mord an Juden gab es direkte institutionelle und personelle Entwicklungslinien. Damit erweist sich das „Euthanasie“-Verbrechen als der Beginn eines „Zivilisationsbruches“, wie man es genannt hat. Wer in einem überschaubaren Band eine niveauevolle und seriöse Einführung in diese Thematik sucht, dem sei diese Publikation nachdrücklich empfohlen.

Rolf Königstein

Renate Finckh: Sie versprochen uns die Zukunft. Eine Jugend im Nationalsozialismus, Tübingen (Silberburg) 2002, 274 S.

Renate Finckh verarbeitet in dem Buch ihre eigenen Erlebnisse, allerdings unter dem fiktiven Namen Cornelia Keller. Diese wird 1926 in Ulm geboren und lebt dort zusammen mit Christen und Juden in einem kleinen Viertel. Schon früh schließen sich ihre Eltern der NSDAP an, auch weil sie während der Weltwirtschaftskrise ihr Geschäft verkaufen müssen und nun einen Schuldigen suchen, den die Partei schon hat: die Juden. Die Protagonistin muss mit der Familie in einen anderen Stadtteil ziehen und erfährt dort die ersten Veränderungen, die der Alltag nach 1933 mit sich bringt, etwa im Fehlen mancher alter Leute, von denen sie später erfährt, es seien Juden gewesen. Der BDM wird zum einzigen Lebensinhalt Cornelias, insbesondere da Schwesster und Bruder sich verheiratet, die Mutter krank und der Vater jähzornig ist. Der Arbeit beim BDM opfert sie bis zum Zusammenbruch beinahe alles. Sie wird Scharführerin und erhält die Möglichkeit, nach ganz oben aufzusteigen – doch das Kriegsende kommt dem zuvor. Nach dem Krieg muss Cornelia dann erkennen, wie tief sie in die Maschinerie der NSDAP geraten war. Die Probleme, die nun auf sie zukommen, kann man nur erahnen, da sie in der Veröffentlichung nicht mehr thematisiert werden. Es handelt sich um ein Buch, das insbesondere Jugendliche und junge Erwachsene mit einer Zeit konfrontiert, deren Kinder oft vergessen werden. Ältere Menschen werden in dieser Publikation oft einen Teil ihrer selbst wieder finden, den sie vielleicht schon lange zugeschüttet glaubten. Inge Aicher-Scholl schreibt in einem Nachwort: „Nichts anderes beabsichtigt dieses Buch, als die damalige konkrete Wirklichkeit sichtbar zu machen und dem stereotypen ‚Wir haben nichts gewusst‘ entgegenzutreten.“ Das gelingt in der Tat auf beeindruckende Weise.

Dagmar Geiß

Leonardo Calossi: Anmerkungen zu einer Internierung in Deutschland – Zwangsarbeit am Beispiel eines italienischen Militärinternierten bei Kugelfischer. Hrsg.: DGB – Region Main-Rhön, Schweinfurt, Verein zur Förderung von Bildung und Kultur e. V., Schweinfurt, sowie Gesellschaft für Politische Bildung e. V., Frankenwarte, Würzburg (Rudolph & Enke) Ebertshausen 2003, 191 S., zahlr. Abb. Erarbeitet von der Initiative gegen das Vergessen – Zwangsarbeit in Schweinfurt, Autoren: Werner Enke, Hannes Helferich, Klaus Hoffmann, Axel Teuscher sowie Claus Seitz.

Hauptbestandteil des Buches ist das Tagebuch von Leonardo Calossi, das 1987 in italienischer Originalfassung veröffentlicht wurde. Das Tagebuch beginnt am 8. September 1943, dem Tag

der italienischen Kapitulation und dem damit verbundenen grausamen Schicksal der italienischen Soldaten in deutscher Hand. Sie werden von der Wehrmacht entwaffnet, über tausende von Kilometer deportiert und als italienische Militärinternierte zur Zwangsarbeit gepresst. Die Genfer Konvention für Kriegsgefangene missachtend, ist ihre Stellung als ehemalige Verbündete, die „abtrünnig“ wurden, am Ende der Rangskala hinter den westlichen Kriegsgefangenen gerade noch vor den Russen. So hatten die Nationalsozialisten ihre Ernährung darauf ausgerichtet, dass nach neun Monaten die körpereigenen Reserven aufgezehrt waren. Von über 500 000 überlebten zwischen 30 000 und 50 000 Soldaten diese Tortur nicht.

Calossi beschreibt die Odyssee seiner Internierung und der Zwangsarbeit. An der Grenze zwischen Albanien und dem Kosovo war er von der italienischen Armee zur Kontrolle dieser Grenze stationiert. Über Tirana, Bitola in Mazedonien, Belgrad, Ungarn, Wien, Passau, Nürnberg, Erfurt, Leipzig, Dresden, Breslau, Lodz, Warschau wird die damalige Grenzstadt zu Russland Biala Podlaska erreicht. Nach acht Tagen Aufenthalt geht es zurück nach Görlitz. Wiederrum nach acht Tagen wird wieder die Richtung gen Osten nach Landeshut in Niederschlesien gewechselt. Hier beginnt der mörderische Arbeitseinsatz. Eine Spinnerei wird in eine ausgelagerte Fabrik von FAG Kugelfischer umgewandelt. Im Februar 1945 wird Calossi von Landeshut mit der Fabrik vor der zusammenbrechenden Ostfront zurück nach Schweinfurt – zum Hauptwerk – verlagert. Hier erlebt er im April die Befreiung, muss aber nochmals drei Monate warten, ehe er Italien wiedersehen darf.

Das Buch umfasst neben den aus dem italienischen übersetzten Tagebuchaufzeichnungen weitere erläuternde Texte: „Leonardo Calossi und das Schicksal der italienischen Militärinternierten“, „Der Status der Militär-internierten und die Genfer Konvention“, „Italienische Militärinternierte im Stalag VIII A – ‚Die Hölle von Görlitz‘“, „Heute nach 60 Jahren: Auf den Spuren Leonardo Calossis in Landeshut“. Die Autorengruppe der Initiative gegen das Vergessen steuert die Beiträge „Die Bombenangriffe der Alliierten“, „Landeshut – einer der Verlagerungsorte“, „Ohne Zwangsarbeiter keine Kugellager aus Schweinfurt“ bei. Ein Interview mit dem Autor, eine kurze Bibliographie, eine Zeittafel, das Vorwort der italienischen Ausgabe sowie das Vorwort der hier besprochenen Fassung vom italienischen Botschafter in Deutschland runden das Werk ab. Die Danksagung richtet sich an Mithelfer aus dem regionalen Umfeld sowie in Frankreich, Italien und Polen. Eine Literaturliste, Quellenverzeichnis und ein Bildverzeichnis geben weiteren Aufschluss.

Das Buch entstand aus der Initiative einer seit Jahren tätigen Geschichtsforschergruppe im Raum Schweinfurt. Veröffentlichungen liegen u. a. bereits zum Themenkreis „Deportation und Vergessen“ und „Gewerkschaften im Wandel der Zeit“ vor. Das hier aufgegriffene Zwangsarbeitsthema steht auch im Zusammenhang mit der Arbeit der Initiativgruppe zur regionalen Begründung des Entschädigungsfonds. Dass es hier exemplarisch an einem Einzelschicksal dargestellt werden konnte, darf als Glücksfall gelten, der darüber hinaus noch einen eindeutigen regionalen Bezug liefert. Das Buch verdient bundesweites Interesse und dürfte wegen der in Schweinfurt ansässigen Groß- und Rüstungsindustrie die Verhältnisse im damaligen Deutschen Reich widerspiegeln.

Thomas Voit

2. Sozial-, Gesellschafts- und Ständegeschichte

Volker Press: Adel im Alten Reich. Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Hrsg. von Franz Brendle und Anton Schindling in Verbindung mit Manfred Rudersdorf und Georg Schmidt (Frühneuzeit-Forschungen 4), Tübingen 1998, 459 S., zahlr. Abb.

Der 1993 verstorbene Tübinger Historiker Volker Press gehörte zu den profiliertesten Kennern der Frühen Neuzeit. In zahlreichen Untersuchungen vermittelte er ein neues Bild vom Alten Reich, das im Gegensatz zum lange Zeit weit verbreiteten negativen Urteil der meisten Neuzeithistoriker stand. Das Reich sei keineswegs, so seine These, ein morbides Gebilde gewesen, das infolge von Reformation und Dreißigjährigem Krieg nicht mehr länger lebensfähig vor

dem Untergang gestanden hätte, sondern vielmehr ein kompliziertes, aber funktionierendes System, das über Jahrhunderte hinweg einen Ausgleich zwischen den zahlreichen kleinen und großen Mächten in der Mitte Europas schaffen konnte.

Das anzuzeigende Buch ist – neben dem von Johannes Kunisch herausgegebenen Band „Das Alte Reich“ (Berlin 1997) – der zweite posthum veröffentlichte Band mit wichtigen Beiträgen des Tübinger Universitätsprofessors. Die Herausgeber Franz Brendle und Anton Schindling haben darin zentrale Aufsätze und Vorträge von Volker Press zusammengetragen, die sich allesamt mit dem Adel als wichtigster Elite des Alten Reichs beschäftigen, über den der Verstorbene lange Zeit intensiv geforscht hat. Der Band umfasst insgesamt 16 Aufsätze und Vortragsmanuskripte von Volker Press, von denen fünf bislang nicht zur Veröffentlichung gelangt waren. In ihrer Einleitung geben die Herausgeber einen Überblick über die wissenschaftliche Leistung von Press, über seine Bedeutung für die historische Forschung sowie über die wichtigsten Stationen seines biographischen Werdegangs. Dabei betonen sie zurecht die umfangreichen Quellenkenntnisse von Press insbesondere der Überlieferung der wichtigsten Reichsinstitutionen im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, die seinen Analysen eine besondere Tiefenschärfe geben, auch wenn die einzelnen Quellen nicht immer im Anmerkungsapparat seiner Aufsätze ausgewiesen sind.

In den ersten drei Beiträgen stellt Press die Biographie wichtiger Vertreter des hohen Adels vor. Dabei nehmen mit Eberhard im Bart sowie Herzog Ulrich zwei Württemberger eine zentrale Rolle ein. Press schildert anhand dieser Personen anschaulich den Aufstieg der Grafschaft Württemberg zum Herzogtum und die anschließende Krise des Territoriums in der Auseinandersetzung mit dem Schwäbischen Bund, in deren Folge Württemberg österreichisch besetzt wurde und für über ein Jahrzehnt als politische Kraft von der Bildfläche verschwand. Mit Fürst Joseph Wenzel von Liechtenstein (1696–1772) charakterisiert Press schließlich einen Vertreter des Fürstenhauses, das über die Jahrhunderte hinweg zur klassischen kaiserlichen Klientel gehörte. Ein systematischer Ansatz liegt dem Artikel „Reichsgrafenstand und Reich“, einem der bedeutendsten Aufsätze von Press über den Adel, zugrunde. Anschaulich beschreibt er zentrale Merkmale des Reichsgrafenstandes, der aufgrund seiner Mittelstellung zwischen den weltlichen Fürsten und dem Niederadel einem bekannten Zitat von Karl Otmar Freiherr von Aretin zufolge den „Mörtel des Reiches“ bildete. Der enge Zusammenhalt der Grafen durch ein weit verbreitetes familiäres Netz, die Organisation in Grafenvereinen und nicht zuletzt die Anlehnung an mächtige Patrone – bei den katholischen Grafen vorzugsweise an den Kaiser – sicherten die Existenz und das Auskommen ihrer Häuser über Jahrhunderte. Der Expansionsdruck seitens der großen weltlichen Fürsten, die Zersplitterung ihrer Herrschaften und damit ihrer materiellen Basis sowie das zunehmende Desinteresse des kaiserlichen Hofes an ihrem Stand machte sie schließlich bei der napoleonischen Neuordnung zu Opfern des fortschreitenden Verstaatlichungsprozesses. Diese allgemeinen Ausführungen zum Reichsgrafenstand konkretisierte Press in zwei Vorträgen über die Grafen und späteren Fürsten von Hohenlohe bzw. Fürstenberg.

Interessant für die Leser dieses Jahrbuchs ist vor allem der Beitrag „Das Haus Hohenlohe in der Frühen Neuzeit“, der bislang noch nicht veröffentlicht war. Anhand der Hohenloher sucht Press „das politische System des Alten Reiches lebendig [zu machen]“, wobei er vorrangig die „Perspektive des Kaiserhofes“ wählt (Zitate S. 167). Die Kleinheit der hohenlohischen Herrschaften und die späte Einführung der Primogenitur hatten die Zersplitterung des Territoriums und die Aufteilung des Hauses in verschiedene Linien, die überdies unterschiedlichen Konfessionen angehörten, und damit eine starke innerfamiliäre politische Polarisierung zur Folge, die typisch für den Reichsgrafenstand war. Das Besondere an der Entwicklung der Hohenloher Herrschaften ist Press zufolge paradoxerweise das außergewöhnlich Typische: „Großes und Kleines treffen hier zusammen, schaffen Vielfalt und Originalität ähnlich wie anderswo in den Zentren des Reiches, nur in seltener Dichte und Anmut“ (S. 188).

Mehr noch als mit den Reichsgrafen beschäftigte sich Press mit dem noch unübersichtlicheren Stand der freien Reichsritterschaft. In zahlreichen systematischen, aber auch in biographischen

Beiträgen zeigte er die Zusammensetzung und den Werdegang dieser Gruppe auf, die in der Tat als „eines der merkwürdigsten Gebilde des alten Reiches“ (S.207) einzuordnen ist. Dabei zeichnen sich Press' Analysen zu den Reichsrittern vor allem dadurch aus, dass er sie nicht in ein „liebenswertes Kuriositätenkabinett“ stellt (S.208), sondern die Entstehung ihres Standes und ihre Sonderrolle zu Kaiser und Reich in einen großen verfassungsgeschichtlichen Rahmen einbettet. Die Existenz der Reichsritter, so seine These, sei ein deutlicher Beweis für die große Offenheit und Flexibilität der Reichsverfassung gewesen, die über Jahrhunderte hinweg das Aufkommen und die langfristige Existenz alternativer rechtlicher und sozialer Strukturen ermöglichte.

In drei übergreifenden Beiträgen schildert Press anschaulich die rechtliche und soziale Qualität der Reichsritterschaft anhand unterschiedlicher Gesichtspunkte. Einen chronologischen Überblick über die Entwicklung der Korporation nach ihrer Konsolidierung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und insbesondere das Verhältnis der Reichsritter zum Kaiser gibt Press im Artikel „Die Reichsritterschaft in der Frühen Neuzeit“. Organisatorisch schlossen sich die Reichsritter seit dem 16. Jahrhundert in Kantone zusammen. Am Beispiel des Ritterkantons Neckar-Schwarzwald legt Press in einem weiteren Beitrag die Entstehung und Funktionsweise dieser ritterschaftlichen Organisationsform dar. Seine Analyse besticht dabei besonders dadurch, dass er bei der Untersuchung der gesamten Korporation immer wieder die Entwicklung einzelner herausragender Familien mit einbezieht. Der engen Symbiose zwischen den großen geistlichen Reichsständen und dem Niederadel gilt Volker Press' Augenmerk im Aufsatz „Kurmainz und die Reichsritterschaft“. Der Mainzer Erzbischof war als Landesherr über ein großes Territorium und als Reichserzkanzler eine zentrale Figur in der Reichsverfassung. Der Reichsritterschaft gelang es während der gesamten Frühen Neuzeit – von einem kurzen Intermezzo im 18. Jahrhundert abgesehen – diese Position mit ihren Vertretern zu besetzen. Für viele Ritter waren die Domkapitelstellen in Mainz ein Sprungbrett in wichtige Positionen der Reichsinstitutionen. So gelang es zahlreichen Reichsrittern aus dem Mainzer Umfeld heraus, Stellen beim Reichskammergericht und bei der Reichshofkanzlei zu besetzen.

Wie gründlich Volker Press die Verhältnisse einzelner ritterschaftlicher Familien, aber auch einzelner Reichsritter untersucht hat, untermauern die letzten fünf Beiträge im vorliegenden Sammelband, die sich alle mit zentralen Persönlichkeiten ihres Standes beschäftigen. Das Verhältnis zwischen dem Reichsadel und der Reformation zählte dabei zu seinen zentralen Themen. Den herausragenden Protagonisten der in der Entstehung begriffenen Reichsritterschaft – Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen sowie Götz von Berlichingen – widmete Press jeweils eigene Untersuchungen. Ulrich von Hutten war ihm zufolge einer der ersten Reichsritter, dem es gelungen sei, aus der zusehends bedrohten „kleinen Welt der heimischen Grundherrschaft“ auszubrechen und sich als adliger Jurist und Literat reichsweit einen Namen zu machen. Im Gegensatz zu seinen eher stubenhockenden bürgerlichen Humanisten-Kollegen sei Hutten einer der wenigen gewesen, der versucht habe, seine Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen – wobei er sich nicht gescheut habe, antiquierte Konfliktformen wie die Fehde einzusetzen. Die durch den Ewigen Landfrieden von 1495 juristisch beseitigte Fehde wurde auch von Franz von Sickingen bis zuletzt als legitimes Rechtsmittel betrachtet. In Konflikten gegen Reichsstädte, geistliche Reichsstände und zuletzt auch gegen den Erzbischof von Trier suchte Sickingen bis zuletzt mittels der Fehde der fürstlich dominierten „Territorialisierung“ des Reiches einen Riegel vorzusetzen. Dem bis heute bekanntesten Vertreter der Reichsritterschaft, Götz von Berlichingen, widmete sich Press in einem richtungsweisenden Beitrag, dem er den Untertitel „Vom ‚Raubritter‘ zum Reichsritter“ gab. Im Gegensatz zu weiten Teilen der Forschung ordnet er dabei Götz weniger als einen letzten Vertreter der untergehenden Welt des Adels ein, vorherrschend in dessen Biographie sei hingegen seine „trotz aller Bedrohungen und Krisen erfolgreich bewältigte Anpassung an eine wesentlich veränderte Zeit“ gewesen (S.354). Als zentralen Beleg für diese These führt Press die bekannten „Erinnerungen“ des Götz an, die dieser als Propagandist in eigener Sache geschrieben habe. Sein darin formuliertes Bekenntnis zur Exklusivität adeliger Existenz, zum mittelalterlichen Ehrenkodex, zur Dis-

tanz zum höfischen Stil sei letztlich der offensive Ausdruck eines neuen ritterschaftlichen Selbstbewusstseins gewesen.

Zwei Vertreter der Adelskrise der 1560er Jahre stehen im Mittelpunkt der beiden letzten Beiträge. Vergleichsweise unbekannt ist das Schicksal Albrechts von Rosenberg, der Herr der gleichnamigen Herrschaft im Bauland war. In den Jahren nach dem Bauernkrieg gelang es Rosenberg im Laufe eines lange währenden Konflikts mit dem Schwäbischen Städtebund zum Wortführer des in die Defensive geratenen fränkischen Reichsadels zu werden. Aufgrund seiner Verwicklung in die Grumbachschen Händel in den 1560er Jahren geriet er jedoch in kaiserliche Haft, in der er 1572 starb. Dem Protagonisten der genannten Adelskrise, Wilhelm von Grumbach, gilt Press' Augenmerk im letzten Beitrag des vorliegenden Sammelbandes. Grumbach wurde in den 1560er Jahren der Kopf einer kleinen militanten niederadeligen Opposition gegen den Ausbau der fürstlichen Landesherrschaft, die kurzfristig auch zum Flächenbrand auszuarten drohte, letztlich jedoch niedergeschlagen wurde. Die fürstlichen Territorien gingen gestärkt aus diesem Konflikt hervor, während die Ritterschaft endgültig gezwungen war, ihre Neigung zu Fehdehandlungen aufzugeben.

Den Herausgebern des vorliegenden Bandes ist es mit ihrer Auswahl gelungen, die gesamte Spanne der Arbeiten von Volker Press über den Adel im Alten Reich darzustellen. Angesichts der umfangreichen thematischen Breite der vorgelegten Aufsätze ist das angefügte Orts- und Personenregister eine wertvolle Hilfe zur Erschließung der dargestellten Einzelthemen. Dem umfangreichen Werk des Verstorbenen zum deutschen Adel wurde mit dem vorliegenden Band ein würdiger Schlussstein gesetzt.

Harald Stockert

Christoph Bittel: Arbeitsverhältnisse und Sozialpolitik im Oberamtsbezirk Heidenheim im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte einer württembergischen Industrieregion, Tübingen (Köhler) 1999, 2 Bde. 669 und 530 S. (zugleich Diss. Tübingen 1991/92)

Die schon zu Beginn der 1990er Jahre von den Tübinger Professoren Gerhard Schulz und Dieter Langewiesche angenommene Dissertation hat fast ein Jahrzehnt bis zu ihrer Publikation gebraucht. Das liegt wohl v.a. im außergewöhnlichen Umfang dieser Arbeit begründet. Nun begegnen manche Leute derart umfangreichen Dissertationen wie der vorliegenden mit grundsätzlicher Skepsis und werfen den Doktoranden vor, sie seien nicht in der Lage, ihr Thema aufs Wesentliche zu reduzieren. Dieser Vorwurf trifft bei dem umfangreichen Werk Bittels aber gewiss nicht den Kern der Problematik. Zugegebenermaßen ist eine Dissertation von rund 1200 S. Umfang keine leichte Kost und lädt nicht zum vergnüglichen Lesen ein. Aber Bittels Studie kann und will das wohl gar nicht: Der Autor hat Grundlagen- und Kärnerarbeit geleistet. Die ist selten vergnüglich, aber sie ist unumgänglich, wenn die Forschung voranschreiten soll. Schon ein erster Blick in das Inhaltsverzeichnis zeigt, dass Bittels Untersuchung umfassend angelegt ist. Es dürfte wohl kaum einen Teilaspekt der Heidenheimer Sozialpolitik geben, der nicht in einem eigenen Kapitel abgehandelt ist („Unterstützungsmaßnahmen und -einrichtungen zur privaten Reproduktion und zur Reproduktion der Arbeitskraft“, „Arbeiterversicherung – Sozialversicherung“, „Vermögens- und Rücklagenbildung durch Sparkassen“, „Der Arbeitsvertrag und seine gesetzliche Beschränkung“, „Arbeitskonfliktregelung“, „Arbeiterschutz – Arbeiterschutz“, „Soziale Arbeitsmarktpolitik“). Auf diese Weise kommt ganz einfach eine Menge an Stoff zusammen. Theoretisch hätte man sehr wohl kürzen können, indem man eben nur eine Aneinanderreihung geraffter Ergebnisse geliefert hätte. Aber in der Praxis hätte das bedeutet, die empirisch jeweils breit ausgearbeiteten Facetten zu vergrößern. Ein großer Teil des einschlägigen Materials wäre dann in der Schublade des Autors verblieben und der Forschung damit nicht zugänglich gewesen. So ist denn Bittels Dissertation ein Nachschlagewerk von gewaltiger Materialfülle, fast eine Art Leitfaden und Handbuch für noch zu schreibende Arbeiten ähnlicher Art in anderen Gegenden Südwestdeutschlands. Bittel verweist im Übrigen darauf, dass jedes Suchen nach einem griffigen gemeinsamen Nenner den komplexen Verhältnissen schon in einem so überschaubaren Raum wie dem Kreis Heidenheim nicht gerecht werden

kann. Komplexe Verhältnisse brauchen eine komplexe Darstellung. Gegenüber den generalisierenden Werken wie der berühmten, Anfang der 1980er Jahre erschienenen „Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland“ von Sachße/Tennstedt hat Bittels Werk den Vorteil, den Dingen exemplarisch auf den Grund gehen zu können und in der Einzelanalyse zu entsprechend präziseren Aussagen zu kommen. Vermutlich hätten Sachße/Tennstedt da und dort auch anders formuliert, wenn es 1980 schon mehrere Studien vom Schlage Bittels gegeben hätte. Inhaltlich wird man kaum etwas Nennenswertes an der vorliegenden Arbeit monieren können. Wenn Bittel z.B. vom „Zerfall der Großfamilien“ im Zuge des Industrialisierungsprozesses ausgeht, so entspricht dies zwar keineswegs mehr dem Kenntnisstand der Historischen Demographie, die die Existenz von Großfamilien auch in der vorindustriellen Zeit bestreitet, aber es handelt sich für seine Fragestellung letztlich um eine Marginalie. In der Substanz wird an der Dissertation Bittels – zumindest für den südwestdeutschen Raum – niemand mehr vorbeikommen, der sich mit sozialpolitischen Fragen im 19. Jahrhundert beschäftigt.

Gerhard Fritz

3. Wirtschafts- und Technikgeschichte

Le Monde du Sel. Mélanges offerts à Jean-Claude Hocquet. Hrsg. von Carol D. Litchfield, Rudolf Palme und Peter Piascki (Jahrbuch für Salzgeschichte, Bd. 8/9 (2000/2001)), Hall in Tirol (Berenkamp) 2001, 390 S., 1 Farbtafel, zahlreiche Textabb.

Die Herausgeber, führende Mitglieder der internationalen Gesellschaft für Salzgeschichte, haben die vorliegende Doppelnummer des Jahrbuchs des Mitgründers und Präsidenten Jean-Claude Hocquet zum 65. Geburtstag gewidmet. Der aus dem nordfranzösischen Aulnoye nahe der belgischen Grenze stammende und an der Universität Lille forschende Gelehrte, der trotz seines Weltruhms persönlich bescheiden und frei von professoralen Allüren geblieben ist, hat einen kurzen Lebensabriss mit einem Werkverzeichnis beigezeichnet. Man erfährt hier auch weniger Bekanntes. So wird nicht jeder bei dem Namen Hocquet, der inzwischen schlechterdings mit Salzgeschichte identifiziert wird, daran denken, dass er auch mit der Historie der Maße und Gewichte verbunden ist. Der Jubilar wirkte und wirkt, natürlich auch hier wieder auf internationaler, ja weltweiter Ebene, als langjähriger Generaldirektor und derzeitiger Präsident des „Comité international de Métrologie historique“. In der Fachwelt und darüber hinaus auch bei vielen Geschichtsinteressierten ist noch ein weiteres Thema mit dem Leben und Wirken Jean-Claude Hocquets verknüpft. Es war Venedig, die Handelsrepublik in der Adria, die ihm zuerst das Material bot, um die Bedeutung des Salzes für Wirtschaft und Politik an einem wahrhaft exceptionellen Beispiel zu demonstrieren. Diesem glänzenden Auftakt folgte in einem ungemein fruchtbaren Gelehrtenleben bis heute eine ganze Reihe weiterer Arbeiten, mit denen Hocquet den Dreiklang von Salz, Geld und Macht in der modernen Geschichtswissenschaft fest etabliert hat.

Entsprechend der internationalen Ausrichtung des Geehrten und der Salzhistorie, wie sie heute nach dem Vorbild Hocquets betrieben und hier in repräsentativer Form vorgeführt wird, sind auch die Beiträge dieser Festschrift weltweit gestreut. Wir finden Arbeiten über Salzwerke in Mexiko und den USA, in China, Indien und im Nahen Osten. Gleichwohl stammt noch immer der größere Teil aus dem alten Kontinent, und hier wiederum ist der deutschsprachige Raum hervorragend vertreten, sowohl was Zahl und Umfang wie auch die Qualität der Aufsätze anbelangt. Schwäbisch Hall als das bedeutendste historische Salzwerk im deutschen Südwesten wird in einigen der übergreifenden Arbeiten berücksichtigt, etwa in der rechtsgeschichtlichen Untersuchung des zwischenzeitlich leider allzu früh verstorbenen Innsbruckers Rudolf Palme über das Salzregal, das königliche, landesherrliche oder staatliche, finanziell nutzbare Hoheitsrecht an der Salzgewinnung. Während die Regalität in den bergmännisch betriebenen alpinen Salzwerken große Bedeutung hatte, war sie für die private Schwäbisch Haller Quellsaline belanglos.

Eine neue, wichtige Quelle für die deutsche Salzgeschichte stellt Wolfgang Jahn (München) vor. Anlässlich der bayerischen Landesausstellung „Salz Macht Geschichte“ von 1995 stieß er

im Archiv der Saline Reichenhall auf eine umfangreiche Handschrift. Darin legte der Salzamtsskassier Hans Wolfsgruber die Ergebnisse einer Erkundungsreise nieder, die er 1606 im Auftrag Herzog Maximilians unternommen hatte. Eine „Spionagereise zu deutschen Salinen“ nennt Jahn treffend dieses Unternehmen, waren die Salzunternehmer und ihre Bediensteten jener Zeit doch in keiner Weise daran interessiert, dass ihre Geschäfts- und Betriebsgeheimnisse der Konkurrenz bekannt würden. In Schwäbisch Hall, nach Halle an der Saale, Lüneburg, den thüringischen und hessischen Salinen letzte Station seiner Reise, waren die Bewohner besonders misstrauisch, und gerade das dortige, übrigens sehr kritisch beurteilte Salzwesen war „schwerlich zu erkundigen“. Dennoch gelang es Wolfsgruber hier wie andernorts, umfangreiche Aufschlüsse über die Technik der Salzgewinnung, Brennstoffversorgung, Ertrag und Qualität des Salzes, Salzhandel, Absatzgebiete und Preise zu gewinnen. Jahn bewertet Wolfsgrubers Mitteilungen recht hoch und stellt sie in eine Reihe mit dem Reisebericht des Allendorfer Salzgrafen Johannes Rhenanus und der 1603 gedruckten „Haliographia“ des Frankenhausener Pfarrers Johann Thölde. So darf man der angekündigten Edition auch aus der Sicht der Haller Salinengeschichtsforschung mit Interesse entgegensehen.

Eine salinenkundliche Reise durch Deutschland unternimmt auch Peter Piasecki (Herne). Er berichtet über die Veränderung des Produktionsprozesses in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die mit der Tiefbohrung nach gesättigter Sole und der Gewinnung von Steinsalz entscheidende Innovationen brachte. Für Schwäbisch Hall bedeutete dieser technische Wandel bekanntlich das Ende der alten Quellsaline, und zwar durch die Entdeckung und Nutzung des Salzes in Wilhelmglück seit 1823. Diesem ersten Steinsalzbergwerk auf dem westeuropäischen Festland widmet Piasecki mehrere Seiten, wobei er sich im wesentlichen auf die Arbeiten Theo Simons und Hans Hagdorns stützt. Darüber hinaus geht er auch auf Friedrichshall bei Heilbronn ein, das Schwäbisch Hall mit Wilhelmglück schließlich ablösen sollte, sowie auf die Wimpfener Saline, eine erfolgreiche Unternehmung des bekannten Salinisten und Tiefbohrpioniers Carl Christian Friedrich von Glenck (1779–1845). Die bisher wenig bekannten Bohrversuche Glencks in der Schweiz untersucht Günther Beck (Göttingen) aufgrund von archivalischen Forschungen, jedoch nicht unter technik-, sondern wirtschaftsgeschichtlicher Fragestellung. Er weist nach, dass ein Teil der Gewinne, die Glenck und seine Geldgeber aus Heilbronn, Neckarsulm und anderen Orten in Wimpfen erzielten, wieder in Bohrversuche in den Schweizer Kantonen Zürich, Wallis und Baselland gesteckt wurde. Da diese Gelder weithin als Verluste abgeschrieben werden mussten, eignet sich der von Beck beschriebene Transfer von Mitteln aus dem unteren Neckarraum in die Schweiz gut als Beispiel für die Rolle von „Risikokapital in der Frühzeit der Industrialisierung“.

Zuletzt sei noch auf den anregenden und mit acht eigenen Zeichnungen ausgestatteten Beitrag des Weimarerers Hermann Wirth hingewiesen. Seine Gedanken über Salzdenkmale und Salz Museen, eine technik- und architekturgeschichtliche Weltreise durch die berühmtesten historischen Salinen wie etwa Wieliczka in Polen oder Arc-et-Senans in der Freigrafschaft Burgund, zielen auf Popularisierung salinengeschichtlicher Erkenntnisse, die nicht elitärer Besitz einer Spezialwissenschaft bleiben sollen. Jean-Claude Hocquet hat diesem Anliegen auf literarische Weise dadurch Rechnung getragen, dass er seine wichtigen Forschungen in weit verbreiteten, illustrierten und auch in andere Sprachen übersetzten Ausgaben dem interessierten Laien zugänglich machte. Wirth geht es um den denkmalpflegerischen und museumskundlichen Zugang, nicht zuletzt auch um die Verbindung beider Elemente, denn der beste Ort für die Darbietung salzhistorischer Exponate ist eine alte Saline mit ihren Anlagen und Gebäuden. Diese Möglichkeit ist in Hall infolge des Abgangs der alten Anlagen nicht mehr gegeben, doch erscheint die inzwischen erreichte Darbietung der einschlägigen Exponate im Rahmen eines allgemeinen Stadtmuseums, jedoch immerhin in unmittelbarer Nachbarschaft der historischen Saline, als durchaus akzeptable Lösung. Man darf wohl auch im Sinne Hermann Wirths bei der Lozierung des salzgeschichtlichen Teils der Haller Sammlungen in der Stadtmühle von einer „identitätsbewahrenden Umwidmung“ alter technologischer Strukturen sprechen.

Raimund J. Weber

4. Kunst-, Bau- und Kulturgeschichte

Peter Schiffer (Hrsg.): Zum ewigen Gedächtnis. Beiträge einer Arbeitstagung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart, des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, des Bildungshauses des Klosters Schöntal und des Vereins Künstlerfamilie Sommer (Forschungen aus Württembergisch Franken 50), Stuttgart (Thorbecke) 2003, 128 S., zahlr. Abb.

Acht Autoren stellen hier ihre überarbeiteten Referate über verschiedene Formen des Totenkultes und des Totengedenkens aus der Region Franken einer breiteren Öffentlichkeit vor. Anneliese Seeliger-Zeiss führt in einem Grundsatzreferat in den Forschungsgegenstand ein, indem sie vor allem auf die Notwendigkeit einer Inventarisierung der weit über eintausend Grabmäler zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert hinweist. Im zweiten Beitrag gibt Barbara Happe einen Überblick über die Gestaltung von Begräbnisplätzen und Gräbern vom Mittelalter bis in die Gegenwart, die das religiöse und soziale Ordnungsgefüge ihrer Zeit widerspiegeln. Gerhard Taddey stellt die Grabmäler der Hohenlohe vor. Claudia Scheller-Schach nennt ihren Beitrag „Ein imaginäres Grabmuseum“, indem sie mit zahlreichen Fotos die Epitaphien und Grabmäler in St. Michael in Schwäbisch Hall nach ihren unterschiedlichen Typen ordnet und beschreibt. Harald Drös führt in die Heraldik der fränkischen Adelsgräber ein. In einer Art Kurzmonographie behandelt Armin Panter die Totenfeier und die Grabdenkmale des Grafen Wolfgang Julius von Hohenlohe-Neuenstein aus dem 17. Jahrhundert. Der letzte Beitrag von Friedemann Schmoll skizziert die Geschichte der Kriegerdenkmale in Württemberg, die vom heroisierenden Kriegermal bis zum politischen Mahnmal, vom Kult der Kriegserinnerung bis zur mahnenden Erinnerung an den Tod des einfachen Soldaten reicht. Alle Beiträge, kenntnisreich und mit vielen Bildern illustriert, mit Anmerkungen dokumentiert, erschließen einen Forschungsbereich, der verdient, einem breiten Leserkreis bekannt zu werden. *Andreas Zieger*

Vera Schneider: Michael Kern (1580–1649). Leben und Werk eines deutschen Bildhauers zwischen Renaissance und Barock (Forschungen aus Württembergisch Franken 49), Ostfildern (Jan Thorbecke) 2003, 304 S., zahlr. Abb., Farbtafeln

Hohenlohe hat zwei regional und überregional bedeutende Bildhauer-Künstlerfamilien hervorgebracht, die über mehrere Generationen hinweg in Franken tätig gewesen sind: die Kern und die Sommer. Der Künstlerfamilie Sommer aus Künzelsau hat Fritz Kellermann 1988 einen grundlegenden Aufsatzband gewidmet. Die Forschungen zur Künstlerfamilie Kern aus Forchtenberg konzentrierten sich auf Leonhard Kern, dessen erlesene Kleinplastiken in den Kunstkammern der europäischen Fürsten gesammelt wurden und der als einer der wichtigsten deutschen Bildhauer des 17. Jahrhunderts gilt. Seit der großen Leonhard Kern-Ausstellung im Hällisch-Fränkischen Museum in Schwäbisch Hall im Jahr 1988 bestand der dringliche Wunsch nach einer umfassenden, gründlichen, wissenschaftlichen Darstellung des Werkes von Michael Kern, dem älteren Bruder von Leonhard. Die von Vera Schneider vorgelegte Monographie ist das Grundlagenwerk zu Michael Kern, zu seiner Werkstatt und zur fränkischen Plastik zwischen Renaissance und Barock geworden.

Michael Kern war der älteste Sohn von sieben Kindern des Forchtenberger Steinmetzen Michael (II.) Kern, er lernte sein Handwerk beim Vater und bei dem Heilbronner Bildhauer Jakob Müller. Im Jahr 1606 lebt er als Bürger und Bildhauermeister in Würzburg, wo er heiratet und 1607 zum Ratsbildhauer ernannt wird. Im selben Jahr kehrt er nach Forchtenberg zurück, um hier seine eigene Werkstatt zu gründen. Vera Schneider nennt als Gründe den eigenen Alabasterbruch vor Ort, mögliche Probleme des Protestantismus Kern im gegenreformatorischen Würzburg des Fürstbischofs Julius Echter (der dem Forchtenberger Meister dann allerdings zahlreiche große Aufträge gab), insbesondere aber die privilegierte Stellung und Unabhängigkeit von Einschränkungen durch die Zunft, die sich Michael Kern als Hofbildhauer der Grafen von Hohenlohe bot. Ausführlich befasst sich Vera Schneider mit den Werkstattmitgliedern Kerns, mit der Organisation und dem Betrieb der Werkstatt, mit der gesellschaftlichen und wirtschaftli-

chen Stellung des erfolgreichen Bildhauers, mit den Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf Familie und Betrieb des Künstlers. Michael Kern stirbt 1649 an der Ruhr. Sein Sohn Achilles Kern führte die Werkstatt weiter. Nach dessen Tod 1691 gingen die regionalen Aufträge vor allem an die Bildhauerfamilie Sommer.

Michael Kern war mehr als ein solide ausgebildeter Handwerker. Zur Beherrschung der Technik kommt die künstlerische Gestaltungskraft, kommen Kenntnis und Vorbild der zeitgenössischen niederländischen Bildhauer Cornelis Floris, Peter Osten und Johann Robin, deren Werke durch die Druckgraphik verbreitet wurden. Auch die kirchlichen und weltlichen Auftraggeber, die die handwerkliche Kunstfertigkeit Michael Kerns schätzten, hatten auf Form, Maße, Material und Programm seiner Werke erheblichen Einfluss. Kern arbeitete für die Klöster Schöntal und Bronnbach, für die Fürstbischöfe von Würzburg und Bamberg, für die Grafen von Hohenlohe, die Grafen zu Öttingen, die Grafen von Löwenstein-Wertheim, die Grafen zu Erbach und für Kaiser Ferdinand, außerdem für bürgerliche Auftraggeber. Vera Schneider unterscheidet drei Phasen der stilistischen Entwicklung. Das Frühwerk wird noch durch das Zusammenspiel gotischer mit Renaissanceformen bestimmt, das Hauptwerk kombiniert Formen der Spätrenaissance mit barocken Stilelementen, das Spätwerk nähert sich wieder der klassischen Formensprache der Hochrenaissance. Typisch für Kern und von seinen Auftraggebern geschätzt „sind fein ausgearbeitete, winzige Details und die hervorragende stoffliche Charakterisierung der dargestellten Gegenstände“. Michael Kerns Bedeutung war, so fasst Vera Schneider zusammen, zwar regional, in Hohenlohe und Mainfranken nahm er jedoch mit der Verwendung barocker Zierformen eine Vorreiterposition ein: „Michael Kern hat wichtige Strömungen in der deutschen Kunst früh erspürt, vielleicht sogar beeinflusst, in den Hohenloher Grafen ... fand er offensichtlich Auftraggeber, die mit ihrem Wunsch nach dem Außergewöhnlichen seine Entwicklung förderten.“

Zentrum der Monographie aber ist der systematische Katalog sämtlicher Werke Michael Kerns, gegliedert nach den Gattungen Grabdenkmäler, Altäre, Kanzeln, Portale, Statuen und Figurengruppen, Relief, Wappensteine, Entwurfszeichnung und Kleinplastik. Jedes Werk wird abgebildet, detailgenau erfasst (Datierung, Maße, Material, Aufstellungsort), ausführlich, einfühlbar beschrieben und einer nachvollziehbaren Stilkritik unterzogen. Hier, bei der kritischen Sichtung und Definition des Werkes, bei der Entscheidung über Zu- oder Abschreibung, bei der Differenzierung zwischen Meister und Gehilfen, bei der namentlichen Identifizierung der Gehilfen, leistet Vera Schneider Vorzügliches. Jede künftige Forschung zu Michael Kern und zur fränkischen Plastik seiner Zeit wird sich mit ihren Positionen auseinandersetzen haben. Der Kunstfreund wird sich anregen lassen, die Werke Michael Kerns aufzusuchen und das Original, das keine photographische Abbildung ersetzen kann, mit von Vera Schneider geschulten Augen zu betrachten. Ein chronologisches Verzeichnis der Werke, ein Verzeichnis der Quellen, der Abbildungen und der Literatur runden das große kunsthistorische Werk ab.

Eberhard Göpfert

Uwe Müller (Hrsg.): Matthäus Merian d.Ä. – Ätzkünstler und Verleger (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt 17), Schweinfurt 2003, zugleich Ausstellungskatalog 19 der Bibliothek Otto Schäfer, 144 S., zahlr. Abb.

Dieser Katalog erschien zur Ausstellung „Matthäus Merian d.Ä. – Ätzkünstler und Verleger“ der Bibliothek Otto Schäfer und des Stadtarchivs Schweinfurt vom 27. April 2003 bis 31. Oktober 2004 in der Bibliothek Otto Schäfer, Schweinfurt. Die Beiträge wurden von Uwe Müller, Georg Drescher und Michael Bucher verfasst. Der Ausstellungskatalog gliedert sich in eine kurze Einführung „Matthäus Merian d.Ä. – Leben und Werk“ und die Ausstellungsschwerpunkte. Diese sind „Du, Schweinfurt, weißt es wol, wie er den Grund der Stadt ... bemessen – Die Reichsstadt und ihr Bild in der Topographie Frankens“, „Frühe Arbeiten – Die Stuttgarter Kindstaufe von 1616“, „Der Verlag der de Brys“, „Alchemie, Medizin und Naturwissenschaftentzen“, „Icones Biblicae“, „Theatrum Europaeum und Gottfrieds Chronik“, „Der Baseler Toten-

tanz“, „Topographie Germaniae“ und „Die Fruchtbringende Gesellschaft“. Das Vorwort des Stifters der Bibliothek und Siglen, Quellen, Literatur runden den Katalog ab. Anhand von 42 Exponaten, im wesentlichen Buchillustrationen, wird die Kunst des Radierens dargestellt. Zugleich wird Merians Leistung als Verleger deutlich.

Geboren am 22. September 1593 in Basel, gestorben 1650 in Langenschwalbach, fällt ein großer Teil seiner Lebens- und Schaffenszeit mit dem Dreißigjährigen Krieg zusammen. Nach seiner Ausbildung in Basel und Zürich kam er über Straßburg, Nancy, Paris und Stuttgart 1617 nach Oppenheim am Rhein. Dort fand er in Johann Theodor de Bry nicht nur einen Arbeitgeber, der Verleger war, sondern auch einen reformierten Glaubensgenossen und schließlich einen Schwiegervater, der dem Schwiegersohn auch unternehmerische Freiheiten ließ. Nach dieser Starthilfe baute er sich ab 1620 in seiner Heimatstadt Basel eine eigene Existenz auf. Nach dem Tod des Schwiegervaters 1623 übernimmt er auf Bitten seiner Schwiegermutter die Führung des Verlages de Bry. Daraufhin konnte er seine eigenen Projekte nur noch am Rande weiterverfolgen. 1625 kaufte er den nun in Frankfurt am Main ansässigen Verlag von der Schwiegermutter. Konnte er einerseits auf die Weltbeschreibungen der „Großen Reise“ und der „Kleinen Reise“ des Verlages de Bry mit seinen Topographien aufbauen, so „half“ ihm andererseits auch der Dreißigjährige Krieg: Merians Topographien ermöglichten gefahrlose „Stubenreisen“ in einer unsicheren Zeit und sie vermittelten das Bild der unzerstörten Städte vor Kriegsbeginn. Offensichtlich sprach dieses Programm seine Käuferschichten an. Neben den Topographien gelang es ihm, seinem Verlag ein wissenschaftliches Profil zu geben – damals eine Seltenheit – was in (Kriegs)Zeiten der verstärkten Zensur sicher hilfreich war. Sein Verlag wurde von seinen Erben weitergeführt, Begonnenes fortgesetzt, ergänzt und erweitert. Merian selbst lebte in bescheidenen Verhältnissen, bei seinem Tod besaß er kein eigenes Wohnhaus, wohl aber das Bürgerrecht der Freien Reichsstadt Frankfurt am Main. Der Verlag war wohl bestallt. Er erlosch erst infolge eines Brandes des Karmeliterklosters 1726, weil sich auf dessen Dachboden eines der Lager des Verlages befand.

Der Ausstellungskatalog trägt Bestände aus der Privatsammlung Otto Schäfers, des Reichsstädtischen Archivs und der Gelehrtensammlung Bausch zusammen. Die Ausstellung selbst dürfte außerhalb der Kulturmetropolen einmalig sein und das Interesse an dort verwahrten Büchern weiter steigern. Der Katalog ist sehr sorgfältig erarbeitet und reich ausgestattet. Besonders soll die gewohnt gewissenhafte Arbeit der Druckerei Weppert gewürdigt werden, die regelmäßig solche Arbeiten übernimmt.

Thomas Voit

Ulrich Graf, Jochen Ansel, Hans Werner Hönes: Die Restaurierungsarbeiten in der Michaelskirche Schwäbisch Hall. Dokumentation zum Abschluss der Restaurierungsarbeiten an den Kunstwerken in der Michaelskirche Schwäbisch Hall zur Wiedereinweihung am Sonntag, dem 10. September 2000. Hrsg.: Evangelische Gesamtkirchengemeinde Schwäbisch Hall, Schwäbisch Hall (Oscar Mahl KG) 2000, 127 S., zahlr. farb. Abb., 1 Beilage

Evangelischer Gesamtkirchengemeinderat Schwäbisch Hall (Hrsg.): Die Michaelskirche in Schwäbisch Hall. Ein Begleiter durch die mittelalterlichen Kirchen St. Michael, Urbanskirche und St. Katharina. Lindenberg (Josef Fink) 2002, 63 S., zahlr. farb. Abb.

St. Michael in Schwäbisch Hall zählt zu den bedeutenden Kirchen und Kulturdenkmälern unseres Bundeslandes, Treppe und Turm sind Symbole der Stadt. Seit Jahren wird außen und innen eine gründliche Renovierung durchgeführt. In der vorliegenden Schrift berichten die beteiligten Architekten, Kunsthistoriker und Restauratoren über ihre konservatorische Arbeit an den rund 140 Epitaphien, Altären, Grab- und Gedenksteinen, Ölportraits und sonstigen Kunstwerken, die den gotischen Kirchenraum schmücken. Die detaillierten Arbeitsberichte werden ergänzt durch Erkenntnisse über ihre Aussage und Bedeutung und über die Künstler, die sie geschaffen haben. Die großen und kleinen Altarretabeln, das Chorkruzifix des Michel Erhart, die spätgotischen und barocken Grabdenkmäler erstrahlen in Glanz und Schönheit und machen den Besuch der Michaelskirche zu einem Erlebnis.

Den kundigen, reich illustrierten, handlichen Führer hat der Pfarrer der Michaelskirche, Dr. Christoph Weismann, mit einem sachverständigen Verfassersteam bereitgestellt. Auf eine kurze Geschichte der Reichsstadt mit Schwerpunkt bei Johannes Brenz folgen die Darstellung der Baugeschichte und ein Gang durch die Kirche, bei dem die Kunstwerke vorgestellt werden. In derselben Weise werden die Schätze der Urbanskirche und von St. Katharina erläutert. Zeittafel, Literaturverzeichnis und Register runden diesen lang erwarteten und nun so nützlichen Schwäbisch Haller Kirchenführer ab.

Eberhard Göpfert

Ingeborg Wesser: Musikgeschichte der Hohenlohischen Residenzstadt Kirchberg. Von der Mitte des 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts (Quellen und Studien zur Musik in Baden-Württemberg 5), Stuttgart/Weimar (J.B. Metzler), 2001, 539 S., Abb.

Die bürgerliche Welt, eine Zeit in der die bürgerlichen Mittelschichten in Politik, Wirtschaft und Kultur den Ton angaben, konnte sich in Deutschland erst im 19. Jahrhundert allmählich durchsetzen. Bis dahin prägten Adel und Höfe die repräsentative Kultur. Sie bestimmten, was als vorbildlich und vornehm galt, sie diktierten die Umgangsformen eines aristokratisch-höfischen Lebensstils, definierten den guten Geschmack, die aktuellen Moden und pflegten an ihren Residenzen eine gesellschaftliche Repräsentation, in deren Dienst auch die Architektur, die Bildenden Künste und an hervorragender Stelle die Musik standen. Zu den vielen kleinen und kleinsten Residenzen und Hofhaltungen, an denen man die großen Vorbilder höfischer Kultur Versailles, London, Wien oder Berlin nachzuahmen versuchte, zählten auch die der Grafen und Fürsten von Hohenlohe. Im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein liegen umfangreiche Archivalien und Notensammlungen, die über Organisation und Praxis der Hofmusik an den hohenlohischen Residenzen Auskunft geben. So sind bereits musikwissenschaftliche Arbeiten zur Hofmusik in Bartenstein, Langenburg und Öhringen erschienen. Die Dissertation, die nun Ingeborg Wesser vorgelegt hat, gibt eine erschöpfende, personen- und sozialgeschichtlich ausgerichtete Darstellung der Hofmusik in Kirchberg zwischen 1650 und 1815 während der Regierungszeit des Grafen Joachim Albrecht, des Grafen und Fürsten Friedrich Eberhard und des Fürsten Christian Friedrich Carl. Behandelt werden die musikalischen Interessen und Fertigkeiten der regierenden Herren und ihrer Familien, die von ihnen angestellten Musiker, deren Lebensumstände und Arbeitsbedingungen, Instrumente und Notenmaterial der Hofkapelle und die in Kirchberg zur Aufführung gebrachten Komponisten und deren Werke. In Kirchberg wurde großer Wert auf angemessene Kirchenmusik und präsentable Hofkonzerte, die übrigens für jedermann zugänglich waren, gelegt, Kosten und Aufwand bei insgesamt sparsamem Wirtschaften nicht gescheut. Ingeborg Wesser zitiert ausführlich aus den Quellen, wobei auch amüsante und kuriose Details aus dem Leben der Herrschaften und ihrer Musiker nicht zu kurz kommen. Zurecht macht sie auf die wohl interessanteste Person im kulturellen Leben der Kirchberger Residenz aufmerksam, auf den Pfarrer, Schriftsteller, Komponisten, Klavierspieler, Flötisten und Chronisten Carl Ludwig Junker (1748–1797). Dieser entfaltete eine breite literarische und musikalische Produktion und beteiligte sich entschieden und streitbar mit Schriften, Almanachen und Zeitschriften am gelehrten Diskurs seiner Zeit. Als Begleiter von Fürst Christian Friedrich Carl hörte er 1791 am Mergentheimer Hof Ludwig van Beethoven als Mitglied der Kurkölnischen Kapelle am Klavier phantasieren und wurde, wie er berichtet, „sogar selbst aufgefordert, ihm ein Thema zu Veränderungen aufzugeben“. Junker ist der erste Musikkritiker, der über Beethoven schreibt, und Beethoven spricht noch nach 33 Jahren dankbar und anerkennend von ihm. Heute geben Junkers Schriften wesentliche Auskünfte über die musikalische Praxis seiner Zeit. Man liest Ingeborg Wessers Musikgeschichte Kirchbergs mit Gewinn und Vergnügen. Wenn noch etwas zu wünschen bleibt, dann ist das eine Einordnung und Bewertung des am Kirchberger Hof Praktizierten und Geleisteten im Vergleich zur Hofmusik insgesamt in der Zeit von Barock und Aufklärung.

Eberhard Göpfert

Marie Sieger 1886–1970 – Beruf: Malerin. Hrsg. im Auftrag des Förderkreises Hällisch-Fränkisches Museum e. V.: Herta Beutler, Ariane Haack-Kurz, Armin Panter. Künzelsau (Swiridoff) 2003, 120 S., Abb. u. Farbtafeln

„... Wäsche mangeln, Holz tragen, zeichnen, Hasenställe putzen ...“ notiert Marie Sieger in ihrem Tagebuch. Sie kennzeichnet damit die Problematik einer begabten Künstlerin in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit vorzüglicher Ausbildung in Karlsruhe, Stuttgart, Basel, die ihre künstlerische Entwicklung und Entfaltung dem, was Familie und Zeitumstände fordern oder ermöglichen können, unterordnen will und muss. „Doppelwesen Hausfrau und Malerin“ nennt sie sich selbst. Anders als Paula Modersohn-Becker, die aus ihrer Ehe ausbricht, um in Paris von Cezanne, Manet, Renoir oder Degas zu lernen, die in der Bretagne auf den Spuren Gauguins wandelt und eine Freundschaft mit Rilke pflegt, emanzipiert sich Marie Sieger nicht, sondern weiß im eingeschränkten und oft bedrückenden Alltag (Arbeitslosigkeit des Ehemanns, Zerstörung ihres Ateliers in Frankfurt, Rückzug ins heimliche, doch enge Schöntal) ihre künstlerische Identität zu wahren. Eindrucksvolle Zeugnisse ihrer beharrlichen Arbeit konnte das Hällisch-Fränkische Museum in Schwäbisch Hall präsentieren: Bildnisse, Landschaften, Stillleben aus den verschiedenen Schaffensperioden. Hier liegt auch der umfangreiche Nachlass, der dem Historischen Verein für Württembergisch Franken übereignet wurde. Das großzügig mit ganzseitigen Farbtafeln ausgestattete Begleitbuch zur Ausstellung wurde von den Teilnehmerinnen eines Kurses der Frauenakademie Schwäbisch Hall unter Leitung von Ariane Haack-Kurz erarbeitet und durch das Hällisch-Fränkische Museum betreut. Kapitel ihrer sozialgeschichtlichen und kunsthistorischen Untersuchungen sind die Biographie, das Frauenbild in der Zeit Marie Siegers, Lebens- und Ausbildungsstationen, die Ausbildung bei Adolf Hölzel, Werkanalysen und eine Auswahl aus dem Tagebuch der Malerin. So ist eine einfühlsame, verständnisvolle und sachkundige Monographie entstanden, die die Begegnung und Auseinandersetzung mit Leben und Werk Marie Siegers zum Lese- und Sehvergnügen macht.

Eberhard Göpfert

Soldatenehr' als Möbelzier. Uniformierte auf Möbeln und anderen Objekten der Volkskunst. Begleitbuch und Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung im Rößler-Museum Untermünkheim vom 18. Mai bis 20. Juli 2003. Hrsg.: Kultur- und Förderverein Rößler-Museum Untermünkheim e. V., 224 S., Abb., Farbtafeln

Mit der Ausstellung „Bemalte Möbel aus Hohenlohe. Die Schreinerfamilie Rößler und ihr Umkreis“ im Jahr 1985 hat das Freilandmuseum Schwäbisch Hall-Wackershofen die attraktiven farbigen „Bauernmöbel“ aus dem Hohenloher Land erstmals einer historisch-kritischen Betrachtung unterzogen. Diesen Ansatz weiterzuentwickeln, zu vertiefen und die Möbelkultur Hohenlohes umfassend zu sammeln und zu dokumentieren, insbesondere neben der Rößler-Werkstatt weitere Schreinerwerkstätten im Hohenlohischen zu lokalisieren und deren Produkte zu identifizieren, also breite Forschungen mit volkskundlichen, kunsthistorischen und regionalgeschichtlichen Fragestellungen hat sich das Rößler-Museum in Untermünkheim zur Aufgabe gemacht. Die Ergebnisse haben Frieder Krumrein und Karl-Heinz Wüstner in mehreren Ausstellungen und informativen Katalogen vorgelegt. Der jüngste Band, aus Anlass des 20jährigen Jubiläums des Rößler-Museums vorgelegt, befasst sich mit Soldatenbildern auf Möbeln, aber auch Fayencen, Modeln, Kacheln und Schützenscheiben hohenlohischer Provenienz der Zeit zwischen 1750 und 1850. Dem eigentlichen, von Karl-Heinz Wüstner erarbeiteten Katalog, der jedes Ausstellungsstück farbig abbildet und wissenschaftlich kommentiert, ist eine Reihe von Aufsätzen vorangestellt. Behandelt werden u. a. Fragen zur Territorialgeschichte, zum Militärwesen und zur Entwicklung der Uniformen in Hohenlohe und in Württemberg, so dass die Sachzeugen vor dem Hintergrund der staatlichen und kulturellen Neuorientierung, die die Politik und die Kriege Napoleons für die Menschen an Kocher, Jagst und Tauber zur Folge hatten, verstanden werden können. Das informative, interessante und ansprechend gestaltete Katalogbuch wird allen Freunden der Volkskunst im fränkischen Württemberg Freude machen.

Eberhard Göpfert

Ulmer Museum (Hrsg.): Michel Erhart & Jörg Syrlin. Spätgotik in Ulm, Stuttgart (Theiss) 2002, 387 S., zahlr. Abb.

Bereits im Jahr 1997 hatte das Ulmer Museum mit seiner Werkschau des spätgotischen Bildhauers Hans Multscher über die Grenzen der Stadt hinaus für Aufsehen gesorgt. Auch die im Herbst 2002 gezeigte Ausstellung mit Werken des Bildhauers Michel Erhart und seines Zeitgenossen und Partners Jörg Syrlin d. Ä. wurde sowohl von der Kritik als auch vom Publikum positiv aufgenommen. Der dazu erschienene Begleitband versteht sich in erster Linie als Beitrag zur kunstgeschichtlichen Forschung, dessen erklärtes Ziel es ist, die seit Jahrzehnten mehr oder weniger brachliegende Auseinandersetzung mit dem Werk der beiden Künstler auf den neuesten Stand zu bringen.

Michel Erhart, seit 1469 in Ulm nachweisbar, hinterließ der Nachwelt ein Problem, nämlich seine zahlreichen nicht signierten Kunstwerke. Lediglich das großartige Kreuzifix in der Haller Michaelskirche trägt neben dem Datum (1494) auch seinen Namen. So gibt es in den Werkzuschreibungen der Kunsthistoriker große Unterschiede und Abweichungen. Nur wenige Werke gelten als eindeutig gesichert, darunter der prächtige Hochaltar des Klosters Blaubeuren oder die Ravensburger Schutzmantelmadonna. Das vielleicht bedeutendste Werk Erharts, der Hochaltar des Ulmer Münsters, ging im Bildersturm des Jahres 1531 verloren.

Jörg Syrlin d. Ä., seines Zeichens Kunstschreiner, beschäftigt die Forschung ebenfalls seit langem. Auf ihn gehen Dreisitz und Chorgestühl des Ulmer Münsters zurück. Zwar weist die Gravur des Gestühls, das zwischen 1469 und 1474 entstand und als sein Hauptwerk gilt, Syrlin als Schöpfer aus, doch sind einige der Büsten derart kunstvoll ausgeführt, dass sie, so die herrschende Lehrmeinung, von anderer Hand stammen müssen. In diesem, auf Stilvergleichen gebauten Reich, in dem die Mutmaßungen regieren, hat auch Michel Erhart seinen Platz. Hier muss der kunstgeschichtlich nicht geschulte Rezensent allerdings gestehen, dass er der vielschichtigen und subtilen Argumentation der Fachleute (etwa im Beitrag von Albrecht Miller) nicht immer lückenlos folgen konnte.

Den knapp zwanzig Aufsätzen folgt der eigentliche Katalogteil mit ausführlicher Beschreibung der rund einhundert Exponate. Der Leser spürt, mit welchem großem Aufwand Ausstellung und Katalog zusammengestellt wurden. Dies wirft die Frage auf, ob es nicht möglich gewesen wäre, die Ausstellung, unter Umständen in verkleinerter Form, auch in anderen Orten Süddeutschlands zu zeigen, an denen Michel Erhart als herausragender Vertreter der süddeutschen Spätgotik Spuren hinterlassen hat. Der großformatige, prachtvoll ausgestattete Band liegt schwer in der Hand. Dass er zu einem verhältnismäßig günstigen Preis (25 Euro) angeboten werden konnte, liegt an der finanziellen Unterstützung zahlreicher Sponsoren, ohne die Ausstellungsprojekte wie dieses heutzutage nicht mehr möglich wären.

Herbert Kohl

Gudrun Mangold: Hunger ist der beste Koch. Karge Zeiten auf der rauen Alb – Rezepte und Geschichten, Tübingen 2002, 160 S., 91 Abb.

Das Kochbuch als historische Quelle gilt als eine wichtige schriftliche Hinterlassenschaft der Vergangenheit. Durch die verwendeten Nahrungsmittel und die spezifische Zubereitungsart gelingt es, einen Einblick in die Esskultur und die Lebensweise der Menschen im Allgemeinen und hier der „Äbler“ im Speziellen zu bekommen. Gudrun Mangold hat für ihr Buch einerseits mündlich überlieferte, andererseits auch handgeschriebene Rezepte zusammen getragen. Von der „brenda Griaßsupp“ über „saure Nierla“ bis hin zum „Pfitzauf“ sind typische Gerichte der „Äbler“ dabei. Allesamt dokumentieren diese die Essgewohnheiten der Menschen auf der Schwäbischen Alb zu einer Zeit des Mangels, in der das Essen rar war und die Menschen nicht in solch einem Überfluss lebten, wie sie es heute tun. Der erste Eindruck, dass es sich bei diesem Buch um ein „einfaches“ Kochbuch handele, trügt indessen. Zahlreiche Bilder und Erzählungen schmücken die Rezepte liebevoll aus. In den Geschichten vermittelt die Autorin Eindrücke vom Leben auf der rauen Alb. Dies gelingt ihr wirklich sehr gut. So berichtet sie u.a. vom Markttag in Laichingen, dem Ritual beim Auslösen der Backzeiten und vernachlässigt dabei

nicht, einen kurzen Abriss der Geschichte der Schwäbischen Alb zu erteilen. Die historischen Schwarzweißfotografien von Ernst Kubitzka vermitteln dem Leser zusätzliche Impressionen jener Zeit. Der schwäbische Dialekt in den Rezepten verleiht dem Buch Authentizität. Zur Hilfe für diejenigen, die des Dialekts nicht mächtig sind, dient ein Glossar am Ende einer jeden Seite. Hier werden die schwäbischen Begriffe ins Hochdeutsche übersetzt und so für „Nichtschwaben“ verständlich gemacht. Insgesamt gesehen bietet das Buch einen lebhaften Einblick in die Kultur- und Sozialgeschichte der Schwäbischen Alb. Der Verfasserin gebührt hierfür Dank und Anerkennung.

Jasmin Wiedemann

5. Archäologie

Unter Putz und Pflasterstein. Bauforschung und Mittelalterarchäologie in Reutlingen. Zum Beispiel Pfäfflinshofstraße 4. Hrsg.: Heimatmuseum Reutlingen, Reutlingen (Stadtverwaltung) 1999, 186 S., 63 Abb., 1 Karte

Es ist dem Interesse der damaligen Studenten Tilmann Marstaller und Bernd Breyvogel zu verdanken, dass das Haus Pfäfflinshofstraße 4 in Reutlingen im Jahr 1996 nicht sang- und klanglos abgerissen wurde. Nachdem sie von einigen interessanten hauskundlichen Merkmalen dazu angeregt wurden, das Haus näher zu untersuchen, ergab schließlich die dendrochronologische Untersuchung einzelner Hausteile, dass es sich bei dem Gebäude um den am weitesten in die Vergangenheit zurückreichenden Profanbau der Stadt Reutlingen handelt und einzelne Hausteile bis ins Jahr 1337 datiert werden können. So konnte der Abbruch des Hauses wenigstens dazu genutzt werden, um daraus ein interdisziplinäres Projekt zu initiieren, das die Forschungsergebnisse in einer Ausstellung sowie dem vorliegenden Katalog präsentiert. Dabei ist eine Zusammenarbeit von Mittelalterarchäologie und Hausforschung bisher keineswegs selbstverständlich, wie Barbara Scholkmann in ihrem einführenden Beitrag schreibt. Nachdem zuerst das Haus baugeschichtlich untersucht wurde, konnten durch die nachfolgende archäologische Ausgrabung des Grundstücks weitere wichtige Erkenntnisse gewonnen werden. Die einzelnen Katalogbeiträge zeigen anschaulich, zu welchen Ergebnissen eine diesbezügliche Kooperation fähig ist.

Andreas Kozlik

6. Kirchen- und Religionsgeschichte

Lutz E. v. Padberg: Mission und Christianisierung. Formen und Folgen bei Angelsachsen und Franken im 7. und 8. Jahrhundert, Stuttgart (Franz Steiner) 1995, 419 S.

Eine Vielzahl von Spezialuntersuchungen hat sich bereits mit der Missionierung im Frühmittelalter und den damit verbundenen Spezialfragen befasst. Padberg will ihnen keine weitere hinzufügen. Ziel seiner Paderborner Habilitationsschrift ist es, eine Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse zu liefern und die bisherigen Detailforschungen zu einem Gesamtbild zusammenzufügen. Die Arbeit soll außerdem die nach Meinung des Autors vorhandenen perspektivischen Verzerrungen der bisherigen Forschung korrigieren und überwinden. Oft seien geistlich-kirchliche Phänomene lediglich politisch oder ideologisch interpretiert worden. Damit werde man der frühmittelalterlichen Welt nicht gerecht. Die Christianisierung im frühen Mittelalter sei außerdem als ein komplexer Vorgang zu analysieren, wobei sozial- und religionsgeschichtliche Zusammenhänge ebenfalls zu berücksichtigen seien.

Die Studie umfasst zwei größere Teile. Der erste versucht eine „Funktionsanalyse“ der Mission im Frühmittelalter, der zweite widmet sich den „Veränderungspotentialen“ der Christianisierung und analysiert ihre Wirkungen.

Die „Funktionsanalyse“ bezieht sehr verschiedene Aspekte ein: die Konzeption der Missionierung, ihre Sozialstrukturen die Methoden der Missionierung und die Bekehrungsabläufe.

Zentral für Padbergs Ansatz ist die Analyse der Motive der damals Handelnden. Diese waren

in erster Linie religiös. Die Missionierung erfolgte als Umsetzung des Missionsbefehls Christi in Erwartung eines bevorstehenden Weltendes.

Die Sozialstrukturen der mittelalterlichen Missionierung waren nicht von der damaligen Idealvorstellung der „peregrinatio“, der Abkehr des Missionars von jeglichen weltlichen Bindungen, geprägt, wie es die Quellen behaupten. Belege für eine ethnische Verbundenheit zwischen Missionar und Missionierten in einigen Fällen stellen dies schon in Frage. Die Quellenhinweise auf Missionierungstätigkeiten im Familienverband, auf Gebetsverbrüderungen und ein Netzwerk persönlicher Kontakte zwischen den Missionaren relativieren das Peregrinatio-Ideal ebenfalls. Eine grundlegende Determinante der Missionierung war die Romverbundenheit, die Ausrichtung auf das Papsttum. Wichtig für den Missionserfolg war weiterhin die enge Kooperation mit den Herrschern. Padberg betont aber, dass die Missionare sich nicht den Herrschern und ihren Zielen unterordneten, sondern dass das gemeinsame Ziel der Christianisierung bei der Kooperation mit den Herrschern im Vordergrund stand.

Die Methoden der mittelalterlichen Missionierung sind ein weiterer Untersuchungsgegenstand. Den ersten Kontakten mit den Heiden folgten Maßnahmen, die auf die Zentralorte des religiös-politischen Lebens abzielten. Die Missionare bemühten sich zuerst um eine Kontaktaufnahme oder gar Bekehrung der heidnischen Herrscher. Häufig suchten sie die zentralen Kultstätten der Heiden auf. Die Hilfsmittel bei der Missionsarbeit waren vielfältig. Besonders wichtig war das sichtbar vorweg getragene Kreuz, der Altar als Ort der Gottheit, laut vorgetragene Gesänge religiösen Inhalts, Reliquien und Bilder. Nur dadurch konnten in einer schriftlosen Kultur religiöse Inhalte vermittelt werden. Wichtigste Methode zur Bekehrung war die Predigt. Die wenigen Quellen lassen erkennen, dass die Missionare sehr unterschiedliche Predigttypen kannten und situationsgerecht anwendeten. Sie bemühten sich sehr um einen direkten Zugang zu den zu Missionierenden. Sie erlernten ihre Sprache, die sie zum Zwecke der Missionierung gezielt einsetzten. Was die umstrittene Frage der Gewaltmission angeht, kann Padberg eine klare theoretische Scheidung feststellen. Aufforderungen zu gewaltsamen Taten im Zusammenhang mit Missionierung seien immer nur an die Herrscher erfolgt. Der Missionar hatte sich um eine friedliche Glaubensverkündigung zu bemühen. In der Praxis ließ sich diese Trennung der Theorie allerdings selten durchhalten. Auch die Missionare griffen zu Gewaltmaßnahmen, beispielsweise zur Zerstörung heidnischer Heiligtümer. Auffällig ist, dass die Missionare heidnische Glaubensformen und Kultorte im Sinne des christlichen Glaubens umwidmeten. Auf dem zerstörten heidnischen Kultort errichteten sie beispielsweise eine christliche Kirche. Heidnische Feiertage wurden mit einem christlichen Inhalt versehen und lebten so fort. Diese auf Kontinuität bauende Missionsmethode bezeichnet Padberg als „Akkomodation durch Umwidmung“.

Bei der Bekehrung standen weniger theologische Gedanken im Vordergrund als Denkmuster der damaligen Zeit, die auch im Heidentum angelegt waren. Der Gedanke etwa, dass der Übertritt zum Christentum zu irdischem Glück ver helfe. Man gewann heidnische Könige durch Verheißung von Machtzuwachs oder mit dem Versprechen, bei der kommenden Schlacht siegreich zu sein. Die Betonung irdischen Heils war dem damaligen christlichen Denken durchaus eigen. Eine Bewertung und Verurteilung als Verweltlichung wäre anachronistisch.

Die Missionierung und Christianisierung bewirkte zahlreiche grundlegende Veränderungen, die Padberg zu bilanzieren versucht. Insgesamt gesehen förderte sie die „Integration der europäischen Randgebiete in das werdende christliche Abendland“ (S. 366). Sie konnte aber keineswegs schlagartig das Ende des Heidentums bewirken. Die christliche Geschichtsschreibung verschweigt das Fortleben des Heidentums. Lange Zeit hindurch aber existierte eine Mischkultur aus Christentum und fortlebendem Heidentum, die der Zeit den Charakter einer Übergangsepoche gab.

Für den kirchlichen Bereich bewirkte die Christianisierung eine Erweiterung der Missionsmöglichkeiten durch die Einbeziehung der bisherigen heidnischen Randgebiete. Im Missionsgebiet sorgte sie für den Aufbau kirchlicher Strukturen. Es begann mit der Errichtung von Klöstern und Kirchen und endete bei der Organisation neuer Diözesen. Die Missionare zogen für die

weitere Missionierung einheimische Kräfte heran. Mit ihnen schulten sie den eigenen Nachwuchs. Die Missionare beteiligten sich auch theologisch an der Auseinandersetzung um den kirchlichen Kurs.

Im politischen Bereich bot die Christianisierung einen Integrations- und Stabilisationsfaktor. Mission und Politik galten als Herrscheraufgaben. Getaufte heidnische Herrscher wurden für die Rolle als Glaubenswahrer und -verteidiger gewonnen und an der Christianisierung ihres Volkes beteiligt.

Für die Christianisierten selbst bewirkte die Missionierung zahlreiche grundlegende Veränderungen. Die christliche Forderung nach Hilfe für Bedürftige, Arme und Kranke führte zu einer im Heidentum nicht gekannten Sozialfürsorge. Sie bewiese die „lebenspraktische Effizienz des neuen Glaubens“ (S. 276). Durch Kodifizierung des Rechtes bewirkte die Kirche einen Rechtsschutz. Die Sklaverei stellte sie zwar nicht grundsätzlich in Frage, bemühte sich aber um Verbesserung der konkreten Lebensumstände von Sklaven. Die Missionsbewegung sorgte für eine wirtschaftliche und agrartechnische Innovation im missionierten Gebiet. Die Klöster waren landwirtschaftliche Großbetriebe und verbreiteten das agrartechnische Wissen. Rodungsklöster sorgten für einen wirtschaftlichen Ausbau. Der Kirchenbau im Missionsbereich habe ein Aufblühen der Handwerkerstände bewirkt.

In ethisch-gesellschaftlicher Hinsicht brachte die Christianisierung ein neues sozialfürsorgliches Handeln mit sich. Höherbewertung und Schutz des menschlichen Lebens, Verchristlichung des Rechts, Gleichordnung von Mann und Frau und kirchliche Ehegesetzgebung wertet Padberg als Beispiele für den gesellschaftlichen Fortschritt infolge der Christianisierung. Durch die Völkerwanderung war im Frühmittelalter die antike Kultur völlig zusammengebrochen. Eine Wiederaufnahme der klassisch-antiken Bildung und ihre Bewahrung besorgten die Missionsklöster. Missions- und Klosterschulen überlieferten sie und sorgten für ihre Ausbreitung. Die Christianisierung baute ein neues Bildungswesen auf.

Die Darstellung Padbergs ist stark durch eine systematische Vorgehensweise geprägt. Eine Schilderung nach räumlichen und zeitlichen Kriterien ist nicht intendiert. Beispiele zur Missionierung in Württembergisch Franken können nur über den Index zusammengesucht werden. Die in Padbergs Buch gelieferte Gesamtschau von Mission und Christianisierung ist aber Voraussetzung für ein adäquates Verständnis der Missionierung im hiesigen Raum. Aus diesem Grunde ist die Lektüre des Buches nicht nur dem allgemein historisch Interessierten, sondern auch dem an der Geschichte Württembergisch Frankens orientierten Leser zu empfehlen.

Peter Schiffer

Dieter R. Bauer (Hrsg.): Unter Beobachtung der heiligen Regel. Zisterziensische Spiritualität und Kultur im baden-württembergischen Franken (Forschungen aus Württembergisch Franken 48), Stuttgart (Thorbecke) 2002, 112 S.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts erreichte die zisterziensische Bewegung auch das Gebiet des baden-württembergischen Franken. In Bronnbach und Schöntal wurden zwei Männerklöster gegründet, eine größere Zahl von Frauenklöstern folgte. Zisterzienser gibt es hier heute nicht mehr, aber ihr historisches und kunstgeschichtliches Erbe ist noch präsent. Den bedeutenden Kulturleistungen, der Spiritualität und Lebensform dieses Ordens war eine Studientagung 1998 im Kloster Schöntal gewidmet. Der jetzt vorliegende Band gibt im wesentlichen die wissenschaftlichen Referate dieser Tagung wieder. Einführend behandelt Franz Quarthal die Zisterzienserklöster in Südwestdeutschland. Die Säkularisation 1803/1806 hat nur die Frauenzisterze Lichtenthal überdauert, das Priorat Birnau wurde neu errichtet. Das Kloster Schöntal in den ersten 250 Jahren seines Bestehens zeigt Maria Magdalena Rückert in einem zweiten Beitrag auf, wie aus einer frommen Adelsstiftung eine reichsunmittelbare Abtei wurde. Förderer der Zisterzienser in Franken waren auch die Staufer und die Bischöfe von Würzburg. Dann stellt Hermann Ehmer die Frauenklöster des Ordens in der Region vor und Ulrich Köpf zeigt, dass zisterziensische Spiritualität und Theologie auch im Protestantismus Spuren hinterlassen ha-

ben. Anschaulich mit ganzseitigen Farbbildern führt Johannes Brümmer das Text- und Bildprogramm der Sakristei im ehemaligen Zisterzienserkloster Schöntal vor. Die letzten beiden hier abgedruckten Kurzreferate sind dem Klosterhospitalbau in Bronnbach und seiner Sanierung seit 1992 und der Weltwirkung des Zisterzienserordens mit seiner Kultur und Askese gewidmet. Alle acht wissenschaftlich fundierten Beiträge sind vom Verlag drucktechnisch gekonnt wiedergegeben. Der Band lädt dazu ein, sich mit mönchischer Spiritualität und Kultur weiter zu beschäftigen.

Andreas Zieger

Hermann E h m e r, Heinrich F r o m m e r, Jörg Th i e r f e l d e r, Rainer J o o ß: Gott und Welt in Württemberg, Stuttgart (Calwer) 2000, 264 S., zahlr. Abb.

Alle vier Autoren gehören zu den renommiertesten Historikern Baden-Württembergs. Allein aufgrund dieser Tatsache lässt sich sagen, dass das Buch fachlich solide und fundiert ist. Inhaltlich wird die Kirchengeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart behandelt. Das vorliegende Werk ist damit eine der wenigen aktuellen Gesamtdarstellungen dieses Themas. Jedoch ist dieses Werk trotz seines hohen Informationsgehaltes so geschrieben, dass es auch für Nicht-historiker gut verständlich und leicht lesbar ist. Die Kapitel umfassen nur wenige Seiten, in denen alles Wichtige so kurz wie möglich, aber gleichzeitig so ausführlich wie nötig erklärt wird. Alle Kapitel sind mit kurzen, prägnanten Überschriften versehen, die dem Leser helfen, den Sachverhalt in den Kontext einzuordnen. Auch optisch spricht diese Darstellung an. Jede Seite ist reich mit farbigen Bildern, informativen Karten oder Quellen ausgestattet. Erfreulich ist auch, dass nur Bilder von Kirchen, Kunstwerken etc. aus Württemberg verwendet werden, so dass auch unbekanntere, reizvolle Motive einmal in den Vordergrund rücken. In diesem Werk wird, wie der Titel bereits aussagt, nicht nur die Entwicklungsgeschichte der Kirche thematisiert, sondern sie wird auch in einen sinnvollen Zusammenhang mit der deutschen Geschichte gebracht. Neben der Gegenüberstellung von Kirchengeschichte und allgemeiner Geschichte findet der Leser am Ende des Buches eine nach Epochen gegliederte Bibliographie, die sich auf die grundlegenden Werke beschränkt. Nach Auffassung der Rezensentin wird die evangelische Landeskirche allerdings manchmal zu positiv dargestellt; so werden beispielsweise Luthers Äußerungen über die Bauern verharmlost. Dies ist aber aus der Sicht der Autoren verständlich, da die Veröffentlichung in Zusammenarbeit mit dem Verein für Württembergische Kirchengeschichte entstand. Das Vorwort stammt vom früheren evangelischen Landesbischof Eberhard Renz. Fazit: Dieses Buch vermittelt auf anschauliche Art und Weise die Geschichte der württembergischen Landeskirche. Es ist nicht nur für das Fachpublikum geeignet: Jeder, egal ob Schüler, heimatgeschichtlich Interessierter oder Historiker, ist mit dieser Publikation gut beraten, wenn er sich einen Überblick über die Kirchengeschichte Württembergs verschaffen möchte.

Astrid Breyer

7. Herrschafts-, Regional- und Landschaftsgeschichte, Landeskunde

7.1 Allgemeine Geschichte

Stefan Brakensiek, Axel Flügel (Hrsg.): Regionalgeschichte in Europa. Methoden und Erträge der Forschung zum 16. bis 19. Jahrhundert (Forschungen zur Regionalgeschichte Bd. 34), Paderborn (Schöningh) 2000, XIII, 297 S.

Auch die Initiatoren der Tagung „Regionalgeschichte in Europa“, deren Tagungsband hier angezeigt werden soll, standen vor dem Problem, wie Regionalgeschichte eigentlich zu definieren sei. So soll sie sich einerseits nicht an politischen Grenzen von Territorien und Staaten orientieren. Damit würde sich Regionalgeschichte zwischen der akademisch betriebenen National- und Landesgeschichte und der zumeist nicht berufsmäßig betriebenen Lokalgeschichte einordnen. Der Begriff Regionalgeschichte soll aber andererseits auch keine reinen Fallstudien kenn-

zeichnen, an denen überregionale wissenschaftliche Thesen überprüft oder dargestellt werden. Übrigens würde sich mit diesen Definitionen das nordöstliche Gebiet Baden-Württembergs, dessen Geschichte sich der Historische Verein für Württembergisch Franken widmet, aufgrund seiner territorialen Zersplitterung als ideales Studienobjekt regionalgeschichtlicher Untersuchungen anbieten. Regionalgeschichte zeichne sich den Herausgebern zufolge zusätzlich dadurch aus, dass sie grundsätzlich interdisziplinär angelegt sei und sich zur Aufgabe setze, die Komplexität vergangener sozialer Verhältnisse und Prozesse zu rekonstruieren. Dafür, dass moderne Regionalgeschichte eines der hervorragendsten Experimentierfelder für neue Themen, Methoden und Ansätze ist, gibt es in anderen Ländern anerkannte Beispiele, die der Geschichtswissenschaft neue Impulse gegeben haben. Am bekanntesten dürfte dabei die französische Annales-Schule sein, aber auch die englische Cambridge Group hat durch die Einbeziehung von Demographie und Soziologie ebenfalls diesbezügliche Maßstäbe gesetzt. In Deutschland gehört die Regionalgeschichte bisher leider nicht zu den Renommierstücken der Geschichtswissenschaft. Der Schwerpunkt des Tagungsbandes liegt auf der Regionalgeschichte der Frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts. Durch Berichte und Beispiele aus Deutschland, England, Frankreich, Spanien, den Niederlanden und der Schweiz, aber auch aus Russland und Tschechien wird die Bandbreite regionalgeschichtlicher Forschungen anschaulich dargestellt, aktuelle Tendenzen aufgezeigt und internationale Perspektiven angedeutet. Deutlich erkennbar bleibt dabei der Pluralismus der Themen und Methoden in den einzelnen Ländern. Auch die unterschiedliche Verortung der einzelnen Forscher in ihrer nationalen Geschichtswissenschaft ist den jeweiligen Beiträgen gut zu entnehmen.

Andreas Kozlik

7.2 Baden-Württemberg

Harald Stockert: Adel im Übergang. Die Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim zwischen Landesherrschaft und Standesherrschaft 1780–1850 (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe B 144. Bd.), Stuttgart 2000, 330 S., Abb.

Das Jahr 1806 brachte für den Adel einen tief greifenden Einschnitt. Damals erfolgte die Mediatisierung vieler Adelshäuser, die mit dem Verlust vieler alten Rechte und Privilegien verbunden war. Aus den alten „Landesherrn“ wurden aber immerhin noch „Standesherrn“. Sie waren gegenüber den übrigen Untertanen privilegiert und genossen eine herausgehobene Stellung. Aber die zentrale verfassungsmäßige Funktion ging durch die Mediatisierung verloren. In seiner an der Universität Mannheim entstandenen, 1998 abgeschlossenen Dissertation untersucht Harald Stockert diesen grundlegenden Wandel am Beispiel der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim. Sie sind durchaus repräsentativ für die mindermächtigen Reichsstände in Süddeutschland. Im 17. Jahrhundert hatte sich das Haus in die katholische Rocheforter Linie und die evangelische Virneburger Linie geteilt, die sich 1813 umbenannten in Löwenstein-Wertheim-Rosenberg bzw. Löwenstein-Wertheim-Freudenberg. Beide Linien spalteten sich weiter in Unterlinien auf. Die katholische konnte 1711 die Erhebung in den Reichsfürstenstand erreichen, die evangelische erst nach Ende des Alten Reiches, nämlich 1812.

Stockerts Untersuchung setzt schon vor dem Ende des Alten Reiches ein. Nach einem Überblick über die Entwicklung der Grafschaft Löwenstein-Wertheim, die erstmals 1132 in Schriftzeugnissen erwähnt wird, zeigt er, wie bedroht deren Stellung schon im 18. Jahrhundert war. Die größeren Nachbarterritorien – darunter Kurmainz und Würzburg – intensivierten ihre Expansionsbestrebungen, die die Grafschaft aber im Schutz des Reiches und des fränkischen Kreises abwehren konnte. Sie war hauptsächlich von innen heraus gefährdet. Das Aufspalten des Grafenhauses in mehrere Linien schwächte sie enorm. Die Einführung der Primogenitur im 18. Jahrhundert verhinderte relativ spät weitere Teilungen. Die Grafschaft musste schon seit längerem gegen hohe Schulden kämpfen. Charakteristisch für das Territorium war die Kleinräumigkeit, die geographische Streuung (Kernland in Franken, weit abgelegene Außenbesit-

zungen in den Ardennen, in der Eifel, der Pfalz, in Lothringen und in Böhmen), rechtliche Heterogenität der Besitzungen und der starke personale Charakter der Herrschaft. Nur die Person des Landesherrn bot ein einigendes Band für die heterogenen Besitzungen und Rechte. Von einer „Staatlichkeit“ im modernen Sinne oder gar von einem „Staatswesen“ konnte keine Rede sein. Die Wertheimer Zentrale war oft nur unzureichend von den Geschehnissen in den Außenbesitzungen unterrichtet, die relativ eigenständig von den Amtsmännern verwaltet wurden. Nicht selten war der Regent an den Angelegenheiten der Herrschaft desinteressiert. Umso größer war die Bedeutung der hohen Beamten für das Geschick der Herrschaft. Modernisierende Maßnahmen griffen kaum.

Gegen diese veralteten Strukturen erhob sich allerdings auch kein innerer Widerstand. Wohl gab es Ende des 18. Jahrhunderts Untertanenunruhen, hauptsächlich aber in den von den französischen Ereignissen beeinflussten Außenbesitzungen im Westen. Die Untertanenkonflikte in den Kerngebieten waren altrechtlich motiviert und richteten sich auch nicht gegen das Herrscherhaus.

Die von Frankreich ausgehenden revolutionären Wirren und territorialen Umwälzungen wurden als Gefahr erst spät erkannt. Das Haus wusste sie sogar zu nutzen. 1803 wurden die durch die französische Expansion verlorenen Außenbesitzungen im Westen mit Gewinnen aus säkularisierten Gebieten im Kernland am Untermain entschädigt. Hierdurch gelang endlich eine Arrondierung im zentralen Bereich. Damit wurde eine elementare Voraussetzung für die Modernisierung des Territoriums als moderner Staat geschaffen.

Kurze Zeit später drohten sich die territorialen Umwälzungen auch gegen die mindermächtigen Reichsstände zu richten. Jetzt war das Löwenstein-Wertheimer Territorium von den Veränderungen bedroht. Das Haus nutzte sie noch, um sich an den ritterschaftlichen Besitzungen zu bereichern, versuchte aber gleichzeitig, durch den Zusammenschluss gleichgesinnter mindermächtiger Reichsstände zur Frankfurter Union die Gefahren für sich zu bekämpfen. Trotz aller Gegenmaßnahmen gelang es nicht, die Mediatisierung der Löwenstein-Wertheimer Herrschaften 1806 zu verhindern.

Dieses Jahr markiert einen tiefen Bruch in der Geschichte der Löwenstein-Wertheimer. Ihre Gebiete wurden auf mehrere Staaten aufgeteilt. Größere Teile fielen an die Großherzogtümer Baden und Hessen-Darmstadt und an den Staat des Fürstprimas Dahlberg, kleinere Gebiete an das Königreich Württemberg, das Großherzogtum Würzburg und das Königreich Bayern. Die ehemaligen Löwenstein-Wertheimischen Untertanen unterstanden also seit 1806 sechs verschiedenen Souveränen. 1819 reduzierte sich deren Zahl auf vier, da das Territorium des Fürstprimas und des Großherzogs von Würzburg in die anderen aufgelöst wurden. Das war immer noch vergleichsweise viel.

Die neuen Souveräne verhielten sich sehr unterschiedlich zu ihren Standesherrn. Allen gemeinsam war das Ziel, die neuen Untertanen in das Staatswesen zu integrieren und die Standesherrn zu degradieren. Baden ging am rigorosesten vor. Württemberg galt als „Purgatorium der Standesherrn“. Der Dahlbergstaat schreckte vor einer Radikalität zurück und beließ den Standesherrn noch Hoheitsrechte. Die mangelnde territoriale Geschlossenheit war der Hintergrund für diese Rücksichtnahmen. Bayern, Hessen-Darmstadt und das Großherzogtum Würzburg führten eine relativ milde Politik gegenüber den Standesherrn.

Die Haltung des Hauses Löwenstein-Wertheim war durch „adeliges Statusbarren“ (S. 318) charakterisiert. Die Degradierung wurde von den einzelnen Mitgliedern des Fürstenhauses unterschiedlich erlebt und verkraftet. Man strebte nach Sicherung und Bewahrung der gesellschaftlichen und rechtlichen Sonderstellung. Anfangs hoffte man noch, dass die territorialen Veränderungen durch eine Restitution rückgängig gemacht und die „gute alte Zeit“ wieder hergestellt werden könne. An einem repräsentativen Hofleben hielt man fest, Wertheim behielt den Charakter einer Residenzstadt.

Die Löwenstein-Wertheimischen Justizkanzleien, die anfangs die Hoheitsrechte wahrnehmen sollten, wurden von den neuen Souveränen teilweise respektiert, meist aber als anachronistische Behörden bekämpft. Sie mussten bald aufgelöst werden. Neue zentrale Behörde der Stan-

desherrschaft wurde die Domänenkanzlei, die die Finanz- und Güterverwaltung übernahm. Die Standesherrschaft wandelte sich allmählich von einer Herrschaftsinstitution zu einem wirtschaftlichen Unternehmen. Besonders in Bayern nahm Löwenstein-Wertheim noch eine „Unterlandesherrschaft“ wahr, hatte also noch teilweise staatliche Restfunktionen inne.

Die Revolution von 1848/49 war ein weiterer tiefer Einschnitt. Sie beseitigte viele noch verbliebene adelige Vorrechte und Privilegien, auch für das Fürstenhaus Löwenstein-Wertheim. Von einer standesherrlichen Unterlandesherrschaft kann von diesem Zeitpunkt an nicht mehr die Rede sein. Hans Ulrich Wehler hat diese Revolution und die Mediatisierung von 1806 als „die beiden tiefsten Einschnitte in der tausendjährigen Geschichte des deutschen Adels“ (zitiert nach Stockert, S. 312) charakterisiert.

Die gründliche und vielseitig angelegte Untersuchung von Stockert basiert auf der sorgfältigen Auswertung archivischer Quellen im Staatsarchiv Wertheim und in zwölf weiteren Archiven. Der interessant und gut lesbar geschriebene Text wird durch Stammtafeln der Löwenstein-Wertheimer, durch einige Karten und Statistiken veranschaulicht und ergänzt. Ein Orts- und Personenregister erleichtert die gezielte Suche nach konkreten Sachverhalten.

Die Arbeit von Stockert ist als herausragende Dissertation zur Geschichte Südwestdeutschlands 1999 mit dem baden-württembergischen Geschichtspreis gewürdigt worden. Sie vertieft das Verständnis der Situation des mindermächtigen Adels vor und nach der Mediatisierung. Das Haus Löwenstein-Wertheim war mit der Geschichte des badischen und württembergischen Franken aufs Engste verbunden. Es ist aber auch allgemeinesgeschichtlich für die Zeit des Rheinbundes und des Deutschen Bundes nach dem Ende des Alten Reiches von zentralem Interesse. Dem Buch ist eine gute Aufnahme bei einem weiten geschichtlich interessierten Publikum zu wünschen.

Peter Schiffer

7.3 Andere Regionen

Peter Kolb, Ernst-Günter Krenig (Hrsg.): *Unterfränkische Geschichte*, Bd. 4/2: Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Eingliederung in das Königreich Bayern, Würzburg (Echter) 1999, 748 S., 119 Abb.

Bereits ein Jahr nach Erscheinen des ersten Teilbandes des Handbuches zur Unterfränkischen Geschichte über den Zeitabschnitt von 1648 bis 1814 ist es den Herausgebern Peter Kolb und Ernst-Günter Krenig gelungen, den angekündigten zweiten Teil vorzulegen. Nach der Abhandlung der politischen und wirtschaftlichen Geschichte im ersten Band beschäftigt sich der anzuzeigende zweite Band mit den konfessionellen Prägungen der Territorien und ihrer Bewohner sowie der Kunstgeschichte in der Frühen Neuzeit. In insgesamt elf, teilweise sehr umfangreichen Beiträgen werden die unterschiedlichen Facetten der beiden Themenkreise ausgeleuchtet. Fünf Aufsätze befassen sich mit der Religions- und Konfessionsgeschichte der Territorien im Gebiet des heutigen bayerischen Regierungsbezirks Unterfranken. Im Mittelpunkt der Betrachtungen steht dabei das Hochstift Würzburg als wichtigstes Territorium der Region. Einen Überblick über die Geschichte der Würzburger Fürstbischöfe als Oberhirten ihrer Diözese in der Frühen Neuzeit gibt Erik Soder von Gültenstube. Leider beschränkt er sich auf eine akribische Aufzählung von relevanten Ereignissen in chronologischer Ordnung – strukturelle Hintergründe werden in diesem Datengerüst vernachlässigt. Den protestantischen Landesherrn in Unterfranken, die zweifellos politisch weniger bedeutend als die Würzburger Fürstbischöfe waren, gilt der Beitrag von Walter Scherzer. Von Interesse sind vor allem seine Schilderungen über die schwierige Durchführung der Kalenderreform in den protestantischen Gebieten, anhand derer er das komplizierte Verhältnis der Konfessionen untereinander schlaglichtartig erhellt. Bis zur allgemeinen Anerkennung des neuen Kalenders durch die Protestanten im Jahr 1700 mußten die einzelnen Territorialherren zahlreiche Sonderverträge untereinander abschließen, um in der Enge des territorial stark zersplitterten Frankens die täglichen Wirtschafts- und Arbeitsabläufe einigermmaßen in Gang zu halten. Die zahlreichen Klöster, Stifte und religiösen Gemeinschaften

in Unterfranken stehen im Mittelpunkt des Beitrages von Werner Zeissner. Auch wenn im 16. Jahrhundert etwa ein Drittel der Klöster in Unterfranken untergegangen war, so zeichnete die imposante Anzahl der übriggebliebenen die „blühende fränkische Klosterlandschaft“ (109) aus. Ähnlich detailreich gibt sich Wolfgang Brückner in seinen Ausführungen zur „Konfessionsfrömmigkeit zwischen Trienter Konzil und kirchlicher Aufklärung“. Akribisch beschreibt er die unterschiedlichen Aspekte der frühneuzeitlichen Frömmigkeitskultur von den Wallfahrten, dem Marienkult, den Visualisierungsformen des Glaubens bis hin zu deren rechtlichen Rahmenbedingungen. In dieser Materialfülle geraten jedoch übergreifende Fragestellungen wie die Sozialdisziplinierung eher in den Hintergrund. Der Situation der Landjuden auf dem heutigen Gebiet des Regierungsbezirks Unterfranken geht Leonard Scherg in seinem Beitrag nach. Überzeugend zeichnet er die wechselhafte und teilweise auch zwiespältige Judenpolitik der Landesherren nach. Die Situation der Juden wurde geprägt von der stillschweigenden Duldung vergleichsweise großer jüdischer Gemeinden in Phasen der systematischen Ansiedlungspolitik auf der einen und der angeordneten Vertreibungspolitik und tolerierten Drangsalierung auf der anderen Seite. Mehr als die Hälfte der Juden waren dabei in ritterschaftlichen Orten ansässig, wo eine aktive Peuplierungspolitik seitens der Ortsherren betrieben wurde.

Insgesamt vier Aufsätze des vorliegenden Bandes sind dem Themenspektrum „Die bildenden Künstler und ihre Werke“ gewidmet. Das dazu gebotene außergewöhnlich reichhaltige und meist farbige Bildangebot bietet einen hervorragenden visuellen Überblick zum Thema. Dem zweifellos repräsentativsten Aushängeschild Unterfrankens in der Frühen Neuzeit, der Baukunst, gilt der Beitrag von Hanswernfried Muth. Dem Hochstift Würzburg gelang es im 17. und 18. Jahrhundert, führende Architekten wie Antonio Petrini, Joseph Greising oder Balthasar Neumann zu gewinnen, die in Würzburg zahlreiche repräsentative Gebäude errichteten. Die von Petrini geplante und errichtete Kirche des Stiftes St. Johannis in Haug zu Würzburg war der erste barocke Großbau in Mainfranken und stilbildend für die gesamte Region. Deutschlandweit bekannt ist bis heute die von Neumann gebaute Würzburger Residenz. Doch neben diesen Hauptwerken in der Barockzeit gab es auch zahlreiche herausragende Bauten, die das Bild Mainfrankens bis heute prägen. Muths Beitrag erschöpft sich nicht nur in Beschreibungen der Bauwerke, begrüßenswert sind auch seine damit verbundenen Kurzbiographien der Architekten. Eine ähnliche Herangehensweise liegt dem Beitrag von Erich Schneider über die Malerei zugrunde, die allerdings deutlich im Schatten der Baukunst stand. Nur wenige Künstler von Rang waren in Unterfranken tätig, die in erster Linie für die barocke Erneuerung der Klöster und Kirchen zuständig waren. Eine Ausnahme bildete der Italiener Giovanni Battista Tiepolo, der in den 1750er Jahren im Treppenhaus sowie im Kaisersaal der Würzburger Residenz die bekannten Freskenzyklen schuf und daneben auch für die Ausmalung einiger Klöster verantwortlich war. Die Bildhauerkunst vom späten Manierismus bis zum Klassizismus wird im Beitrag von Tilman Kossatz thematisiert. Wie die Malerei stand auch sie im Schatten der Baukunst. Trotzdem wurden bei der Altar- wie der Grabmalgestaltung, aber auch bei der Gartenskulptur durchaus bemerkenswerte Ergebnisse geschaffen. Gerade die Mannigfaltigkeit in der Gestaltung dieser Objekte war und ist bis heute ein Charakteristikum vor allem in den Klöstern in und um Würzburg. Nach Übergang des Hochstiftes an Kurbayern 1803 wurden zahlreiche Plastiken aus den säkularisierten Klöstern an die katholischen Landgemeinden der Umgebung übergeben. Im Anhang des Beitrages findet sich ein umfangreiches Verzeichnis der aus Würzburg weggeschafften Altäre und Kanzeln, das die Ausmaße dieser Aktion deutlich werden lässt. Die „Schwerpunkte des mainfränkischen Kunsthandwerkes“ stehen schließlich im Mittelpunkt des Aufsatzes von Verena Friedrich. Sie zeigt auf, dass – nicht zuletzt in Folge der herrschaftlichen Baupolitik – die Arbeiten der Stuckateure kunsthistorisch weitaus bedeutsamer waren als die der Kunstschreiner und Kunst- bzw. Goldschmiede. Bemerkenswert erscheinen in diesem Zusammenhang die Ausführungen Friedrichs über die Arbeitsmarktlage der betroffenen Handwerker. Die fehlenden Zunftbeschränkungen hätten eine enorme Konkurrenzsituation in den genannten Berufsgruppen zur Folge gehabt, wodurch kunsthandwerkliche Arbeiten auch für ärmere Klöster und oder gar Bürger plötzlich finanzierbar gewesen seien.

Die beiden letzten Beiträge sind dem Themenkomplex Musik, Literatur und Theater gewidmet. Dieter Kirsch und Lenz Meierott widmen sich der geistlichen und weltlichen Musik in den mainfränkischen Territorien. Im Zentrum ihres Beitrages steht dabei – naturgemäß – die Würzburger Hofkapelle sowie die Kirchenmusik in den zahlreichen Klöstern. Von sozialgeschichtlichem Interesse sind zudem ihre Ausführungen zum ländlichen Musikleben, das in den Augen der Obrigkeit immer wieder für ‚Ausschweifungen‘ und ‚Unruhen‘ sorgte und deswegen stark reglementiert wurde. Literatur und Theater sind Gegenstand es sehr umfangreichen, gleichwohl gelungenen Beitrages von Stefan W. Römmelt. Ausgehend von der ernüchternden Feststellung des Würzburger Theologen Franz Oberthür aus dem Jahr 1818, demzufolge Mainfranken seit Walther von der Vogelweide keinen herausragenden Dichter mehr hervorgebracht habe, macht sich Römmelt auf die Spur der Literaturschaffenden Unterfrankens seit dem 16. Jahrhundert. Und in der Tat weichen seine Ergebnisse kaum von der Feststellung Oberthürs ab, wenn er auch dessen Schärfe etwas abzumildern sucht. Zwar gab es durchaus einige überregional bedeutsame Dichter und Schriftsteller aus Unterfranken wie Friedrich Rückert oder Michael Ignaz Schmidt; an die Bedeutung eines Walthers von der Vogelweide konnte aber keiner mehr heranreichen. Ausschlaggebend für diese Entwicklung sei vor allem das „Fehlen eines konstanten Zentrums belletristischer Literatur“ gewesen (687), wobei – ein schwacher Trost – auch andere Gebiete des geistlichen katholischen Deutschlands mit diesem Problem zu kämpfen hatten.

Angesichts der enormen Zahl und des teilweise beträchtlichen Umfangs der kunsthistorischen Beiträge im vorliegenden Band kommt man nicht umhin, festzustellen, dass im Vergleich zu den vorangegangenen Bänden hier ein Ungleichgewicht besteht. Die zweifellos herausragende Bedeutung der mainfränkischen Barockkultur scheint bei der Konzeption Pate gestanden zu haben. Gleichwohl stellt sich die Frage, ob die umfangreichen kunsthistorischen Ausführungen an dieser Stelle nicht den vorgegebenen Rahmen eines Handbuches sprengen. Es bleibt daher abzuwarten, ob der Kunst und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts ein ähnlich breiter Raum eingeräumt wird. Wie in den bereits erschienenen Bänden der „Unterfränkischen Geschichte“ sind auch die Beiträge im vorliegenden Band mit einem Anmerkungs-, Quellen- und Literaturapparat ausgestattet. Sämtliche Aufsätze sind durch ein gemeinsames Personen- und Ortsregister erschlossen.

Harald Stockert

8. Stadt- und Ortsgeschichte

8.1 Region Württembergisch Franken

Crailsheim

Martin Baier: *Gesichter einer Stadt. Crailsheim vor und nach 1945*, Crailsheim (Baier) 1999, 119 S., zahlr. Abb.

Eine der interessantesten Arten, historisches Bildmaterial zu präsentieren, ist die Gegenüberstellung des Bildmotivs mit dem heutigen Zustand, aus demselben Blickwinkel betrachtet. Dieser Idee folgt der von Martin Baier gestaltete Bildband über Crailsheim vor und nach 1945. Bei den Aufnahmen aus der Stadt Crailsheim wird dabei besonders drastisch erkennbar, welchen städtebaulichen Einschnitt das Jahr 1945 in der Geschichte der Stadt darstellt. Durch die damaligen Kriegseinwirkungen wurden von rund 1800 Gebäuden der Gesamtstadt 444 total zerstört und 708 beschädigt, in der Innenstadt betrug der Zerstörungsgrad sogar 95%. Doch gilt auch für Crailsheim, dass 1945 zwar die Häuser der Stadt zerstört wurden, der Charakter der Stadt jedoch erst danach. Denn dem damaligen Wiederaufbau lag eine städtebauliche Gesamtplanung zugrunde, die neue, verbreiterte Straßen und Plätze schuf und durch eine Baulandumlegung die durch Jahrhunderte gewachsene Sozialstruktur von Grund auf veränderte. Der Betrachter des Bildbands möge selbst entscheiden, ob das Crailsheimer Stadtbild davon profitiert

hat. Martin Baier präsentiert zahlreiche Aufnahmen der Vorkriegszeit, dann dasselbe Motiv im kriegszerstörten und schließlich im heutigen Zustand. Die Begleittexte bleiben dabei sehr zurückhaltend und beschränken sich auf kurze geschichtliche Informationen. Dies genügt angesichts der Bildaussagen vollauf. Ein Nachwort von Folker Förtsch beschließt diesen Band, der nicht nur für Crailsheimer interessant sein dürfte.

Andreas Kozlik

Niedernhall

Sigurd Käser: Stadtwald Niedernhall. Hrsg.: Stadt Niedernhall, 2000, 308 S., zahlr. Abb. IR

Sigurd Käser war 42 Jahre als Revierleiter für den Stadtwald Niedernhall verantwortlich. Durch diese auch für Forstleute lange Tätigkeit an einem Ort gewann er sehr gute Einblicke in das lokale Ökosystem Stadtwald, die er nun in seiner Abhandlung über den Stadtwald Niedernhall für daran interessierte Personen aufgearbeitet hat. Auch wenn das Buch dem forstlich vorgebildeten Leser als Lektüre empfohlen werden kann, so wendet es sich doch besonders an den an seinem Stadtwald interessierten Bürger von Niedernhall. Hier findet er verdeutlicht durch Bildmaterial eine Fülle an geschichtlichen, naturwissenschaftlichen (Geologie, Klimatologie, Bodenkunde, Flora, Fauna etc.) und vor allem auch forstlichen Informationen, die – leider teilweise über das Buch zerstreut – hervorragendes Hintergrundwissen über den städtischen Wald bieten, das der Leser dann bei einer Wanderung vor Ort, also in der Waldabteilung selbst, vertiefen kann. Dabei kann sich der eilige Leser das erforderliche Rüstzeug zunächst auch aus dem mit instruktiven Bildern versehenen Abschnitt 7 „Besonderheiten des Stadtwalds“ beschaffen. In diesem Abschnitt werden nicht nur die einzelnen Waldabteilungen des Stadtwalds beschrieben, sondern besonders ausführlich auch alle im Stadtwald vorkommenden Baumarten hinsichtlich ihrer Verbreitung, ihrer Standortsansprüche und Gefährdung, aber auch hinsichtlich ihrer waldbaulichen Eigenschaften und wirtschaftlichen Verwertbarkeit. Dazu kommt eine ausreichende Darstellung von Flora und Fauna. Gerade hier vermisst man jedoch eine handliche Übersichtskarte des Stadtwalds mit den wichtigsten Informationen (Abteilungsnetz, Wege, Baumartenverteilung u. a.). Zum Schluss erhält der Leser zwei Wandervorschläge, bei denen er an zehn bzw. 12 Punkten auf die zu beobachtenden Bodendenkmale, auf Zeugnisse ehemaliger Landbewirtschaftung sowie auf ökologische Besonderheiten aufmerksam gemacht wird. Hier wünscht sich nun der interessierte Wanderer ergänzende Hinweise auf den vorhandenen Baumbestand, seine Entstehung und seine künftige Bewirtschaftung – vielleicht regt dieser Wunsch die Herausgabe eines handlichen Wanderführers durch den Stadtwald an. Käser's „Stadtwald Niedernhall“ sollte vor allem von den Räten der Stadt gelesen werden, damit „dem Stadtwald trotz der derzeit geringeren Erträge, die schon Jahrhunderte währende Wertschätzung durch Stadtverwaltung, Gemeinderat und Bürger erhalten bleibt“.

Fritz Schall

Schwäbisch Hall

Beate Iländer: Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Schwäbisch Hall vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Ende der Reichsstadtzeit (1648–1806) (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall 15), Schwäbisch Hall 2001, 334 S., mit Abb.

Bekanntlich gehörte Schwäbisch Hall im Alten Reich zu den größten und einflussreichsten Reichsstädten. Es umfasste nicht nur das eigentliche Stadtgebiet, sondern verfügte über ein weit ausgedehntes Territorium im Umland. Nur Nürnberg und Ulm beherrschten ein größeres Gebiet. Ende des 18. Jahrhunderts bewohnten es 16.000 Einwohner, davon im engeren Stadtbereich 5.000. Wie aber war diese einflussreiche Reichsstadt politisch verfasst und wie wurde sie verwaltet?

Die im Sommersemester 2000 von der Juristischen Fakultät der Universität Tübingen angenommene Dissertation von Beate Iländer beantwortet diese beiden Fragen detailreich. Die

Untersuchung setzt mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges ein. Der Westfälische Friede 1648 hatte eine Anerkennung der Landeshoheit der Reichsstädte und mit dem *ius reformandi* eine weitgehende Souveränität in religiösen Angelegenheiten gebracht. Das Ende des untersuchten Zeitraumes bildet die Mediatisierung 1803 durch Württemberg und die Eingliederung der ehemals freien Reichsstadt in den württembergischen Staat in der Folgezeit. In diesen rund 160 Jahren war die reichsstädtische Verfassung und Verwaltung Schwäbisch Halls am weitesten ausgeprägt, was eine gründliche Analyse möglich und lohnend macht.

Der Westfälische Friede brachte für Hall keine vollständige Souveränität im heutigen Sinne. Das Territorium der Reichsstadt blieb vielfältig durchsetzt von Hoheitsrechten benachbarter Herrschaften wie beispielsweise Hohenlohe, Württemberg und Limpurg, die Illänder im Einzelnen darlegt. Anschließend betrachtet sie die äußeren Verhältnisse der Reichsstadt. Darunter fasst sie ihre Beziehungen zum Kaiser, dem sie unmittelbar unterstellt war, ihre Mitgliedschaft im Schwäbischen Kreis und ihre Verbindungen zu den benachbarten Reichsstädten. Die Analyse der Untertanen zeigt eine große Heterogenität hinsichtlich der Rechte und Pflichten. Der Status war unterschiedlich für die Bürger, die Beisitzer oder Schutzverwandten, die Geduldeten, die Untertanen auf dem Land und die Schutzverwandten auf dem Land. Sie alle hatten jeweils andere Rechte und Pflichten inne. Der seit 1309 belegte Rat beanspruchte die oberste Staatsgewalt und war Gesetzgeber, Regierung und Gerichtsinstanz zugleich. Seine Organe und seine Geschichte werden detailliert dargelegt. In der Gerichtsverfassung kam dem Rat die oberste Gerichtsbarkeit zu. Daneben existierte eine Vielzahl von Untergerichten. Auch das Haller Zunftwesen wird in die Betrachtung einbezogen, da die Zünfte Verwaltungs- und Aufsichtstätigkeiten ausübten.

Die Analyse der reichsstädtischen Verwaltung muss sich mit einer Vielzahl von Einrichtungen befassen. Man staunt, wie vielfältig die reichsstädtische Verwaltung in Hall war. Sie umfasste Institutionen des Polizeiwesens, worunter man nicht nur – wie heute – die Abwehr von Gefahren fasste, sondern auch die Wohlfahrt und Daseinsvorsorge. Dem dienten Institutionen wie das Stadtschultheißenamt, die Landämter, das Bauamt, der Marktmeister und die Fleischschätzer. Zum Liegenschafts- und Finanzwesen als dem zweiten größeren Bereich gehörten alle die unterschiedlichen Einnahmen der Stadt eintreibenden und verwaltenden Einrichtungen wie die Steuerstube, die Zollverwaltung und viele andere. Weiterhin gehörten hierzu wirtschaftende Einrichtungen wie die Kastenpflege, die Dorfmühlenpflege, die Forstverwaltung und die Salinenverwaltung. Unter städtischer Aufsicht standen weiterhin kirchliche Güter und mildtätige Stiftungen, Schulen und Kirchen mit jeweils speziellen Behörden. Außerdem verfügte die Stadt über militärische Einrichtungen.

Schwäbisch Hall betrieb als Reichsstadt wie andere Territorien eine regelrechte Territorialpolitik. Ziel war es, durch Zuerwerb das eigene Territorium zu vergrößern und möglichst zu arrondieren. Das reichsstädtische Territorium umfasste neben dem Stadtgebiet immerhin sieben Ämter: Kocheneck, Rosengarten, Schlicht, das Amt jenseits der Bühler, Ilshofen, Vellberg und Honhardt. Die Einwohnerschaft aller Ämter betrug Ende des 18. Jahrhunderts etwa 11.000 Einwohner, mehr als doppelt soviel wie die Stadt Hall selbst mit 5000. Eine institutionalisierte Vertretung der Bevölkerung aller Ämter gab es in Schwäbisch Hall anders als bei anderen Reichsstädten nicht. Allenfalls das Kollegium der sieben Amtleute konnte die Landschaft vertreten. Verwaltungseinheit der untersten Ebene war die Gemeinde mit zahlreichen Organen und Verwaltungen.

Illänder widmet sich auch der Frage nach den demokratischen Elementen der Stadtverfassung und nach demokratischen Bewegungen in der Reichsstadt. Sie verneint eine institutionalisierte demokratische Mitwirkung der Bürger und stellt für die gesamte Zeit zwischen 1648 und 1803 oligarchische Herrschaftsstrukturen fest, die nie aufgebrochen oder aus eigener Kraft in Frage gestellt wurden.

Die Auflösung der Reichsstadt und die Einbindung in die württembergische Verwaltung vollzogen sich in mehreren Schritten. Dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 ging bereits die militärische und zivile Inbesitznahme durch Württemberg im Herbst 1802 voraus. Hall wur-

de zunächst einem eigenen Staat „Neuwürttemberg“ mit der Hauptstadt Ellwangen eingegliedert. Durch das Organisationsmanifest von 1806 wurde schließlich Alt-Württemberg mit Neuwürttemberg zu einem Staat vereinigt. Hiermit fand die Eingliederung Schwäbisch Halls und der anderen ehemals selbstständigen Territorien des Alten Reiches ihren Abschluss. Dem württembergischen Staat erst gelang 1819 mit der Einführung des Selbstverwaltungsrechtes der Gemeinden in die Verfassungsurkunde ein entscheidender Schritt zur Demokratisierung.

Die Untersuchung von Illänder basiert auf der sorgfältigen Auswertung vielfältigster verfassungsgeschichtlicher Quellen, vor allem aus dem Stadtarchiv in Schwäbisch Hall, in dessen Veröffentlichungsreihe sie erschienen ist. Die übersichtlich angeordneten Ausführungen des mit einem Orts- und Personenregister ausgestatteten Bandes ermöglichen auch ein gezieltes Nachschlagen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Schwäbisch Halls. Erläuternde Karten, Organisationsdiagramme und Illustrationen dienen der Veranschaulichung und der Auflockerung des Textes. Die Untersuchung ist ein gelungener und wertvoller Beitrag zur Geschichte der Reichsstadt Hall und der Geschichte Württembergisch Frankens insgesamt.

Peter Schiffer

Andreas Maisch: Zeitsprünge: Schwäbisch Hall, Erfurt (Sutton) 2003, 95 S., 162 Abb.

In bewährter Vorher-Nachher-Manier werden in diesem Band aus dem Stadtarchiv frühere Ansichten von Gebäuden und Plätzen in Schwäbisch Hall gegenwärtigen Situationen gegenübergestellt. Die meisten der älteren Aufnahmen waren bisher unveröffentlicht. Sie wurden, damit man sie gleich als solche erkennt, bräunlich getönt, während die neueren schlicht schwarz-weiß blieben.

Andreas Maisch hat die Gliederung der Broschüre nach den frühneuzeitlichen Beetlisten, den Vermögenssteuerlisten, angelegt. Sie teilten das Stadtgebiet in die unterschiedlichen Wohnquartiere der steuerpflichtigen Hausbesitzer auf. Die einzelnen Kapitel lassen sich wie im Rundgang durchschreiten.

Kleine Texte ergänzen die Ansichten. Sie berichten teilweise bereits Bekanntes, verbreiten andererseits aber noch frische Funde zur Stadtgeschichte: so über die ungeheuren Weilmengen, die Dr. Feyerabend 1703 in den Kellern des Löhner-Hauses hortete, über das „Damen-Café zur musikalischen Ecke“ in der Katharinen-Vorstadt um 1900 und über eine Reihe von Gebäuden, die jüdische Besitzer hatten.

Geschichtsfreundinnen und -freunde werden gelegentlich Angaben zum Zeitpunkt, an dem die älteren Fotografien entstanden sind, vermissen. Schließlich umfasst diese Spanne ungefähr siebenzig Jahre, sodass man immer wieder nach Anhaltspunkten auf den Fotos suchen muss, um sie zeitlich einordnen zu können.

Das ändert aber nichts daran, dass es unterhaltsam und anregend ist, Andreas Maisch bei seinen Zeitsprüngen durch die Stadt hinterher zu hüpfen.

Ulrike Marski

8.2 Andere Regionen

Bietigheim-Bissingen

Blätter zur Stadtgeschichte, Heft 14, hrsg. vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen, Bietigheim-Bissingen (Stadt) 1999, 338 S.

Die neun Beiträge dieses Bandes umfassen die Zeit vom hohen Mittelalter bis in die 1970er Jahre. Gerhard Fritz befasst sich eingehend mit der Frage, ob Bietigheim wie das benachbarte Besigheim einmal badisch war. Dazu untersucht er die Stellung der älteren und jüngeren Herren von Bietigheim und inwieweit es sich dabei um Lehensmänner der Markgrafen von Baden gehandelt haben könnte. Nach Fritz kann dies insbesondere für das 13. Jahrhundert angenommen werden. Dabei stützt er sich neben einigen personalen Verbindungen insbesondere auf Ge-

meinsamkeiten bei den Wappen, da auch die jüngeren Bietigheimer den badischen Schrägbalen im Wappen führten. Mit neuen Erkenntnissen aus dem Bereich der Burg Bietigheim beschäftigt sich Karlheinz Eckardt, während Thomas Schulz die Entstehung und Entwicklung der Bietigheimer Lateinschule im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit darstellt. Einen interessanten Blick in die deutsche Japanwahrnehmung des 19. Jahrhunderts unternimmt Heidi Spirk mit ihrem Beitrag über den Mediziner Erwin Baelz, der seit 1876 als Professor in Tokio wirkte. Annette Schäfer berichtet über die Zwangsarbeit in Bietigheim während der Jahre 1939–1945. Begünstigt durch seine Lage als Eisenbahnknotenpunkt war Bietigheim während des Zweiten Weltkriegs nicht nur Standort eines Durchgangslagers, sondern auch Einsatzort für hunderte von Zwangsarbeitern. Die weiteren Beiträge des Bandes behandeln die Situation um 1850, als der örtliche Turnverein gegründet wurde, die Familiengeschichte der Bietigheimer Familie Grimm und eine Geschichte des Kochens und Essens anhand der Küchenutensilien, die einem Bietigheimer Inventar des 18. Jahrhunderts entnommen werden konnten. Schließlich wird der vierte und letzte Teil über die Erbauung und Geschichte der Bietigheimer Stadtkirche abgedruckt, der die Erneuerung in den Jahren 1972–1974 zum Thema hat. Buchbesprechungen sowie die Fortschreibung der Stadtchronik runden den gelungenen Band ab. *Andreas Kozlik*

Schorndorf

Uwe Schmidt: Geschichte der Stadt Schorndorf. Mit Beiträgen von Rainer Lächele, Beate Sauerbrey und Thomas Vogel, Stuttgart (Theiss) 2002, 725 S.

Das umfangreiche Grundlagenwerk zur Schorndorfer Stadtgeschichte gliedert sich in einen chronologischen (bis S. 243) und in einen thematischen Teil (Siedlungsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Technischer Fortschritt, Sozialgeschichte, Kirche in der Stadt, Schulen und Fortbildung, Kulturleben, Vereine). Zwar wirken 725 Seiten Umfang auf den ersten Blick durchaus stattlich, dieser Eindruck relativiert sich aber, wenn man die einzelnen Kapitel betrachtet. Für das von Beate Sauerbrey verfasste Mittelalterkapitel stehen gerade die S. 21–29 zur Verfügung, Uwe Schmidt muss sich für die frühe Neuzeit mit etwas über 40 Seiten begnügen (S. 30–72). Umfangreicher ist der Part über „Schorndorf im Königreich Württemberg“ (S. 73–153) und über das 20. Jahrhundert (S. 154–243). Da zu manchen Epochen wenig Vorarbeiten vorlagen, mussten sich die Autoren in wissenschaftliches Neuland vorantasten und teilweise ziemlich vorsichtig formulieren. Von solch dezenter Zurückhaltung geprägt ist beispielsweise Beate Sauerbreys Kapitel zum Mittelalter. Die Autorin beschränkt sich auf die dürre urkundliche Überlieferung und führt aus, dass Schorndorf um 1235 Sitz eines Reichsministeriales Dietrich war und 1262 erstmals – mittlerweile württembergisch geworden – als Stadt genannt wird. Die Stadtwerdung setzt sie um 1250 an und bezieht damit entschlossen und mit fundierten quellenkritischen Argumenten Position gegen Reinhold Zeyher, der Schorndorf schon im frühen 12. (!) Jahrhundert zur Stadt machen will. In der Tat dürfte das frühe 12. Jahrhundert hier nicht in Betracht kommen. Allerdings müsste man den von Sauerbrey angestellten Gedankengang noch einmal näher überprüfen, denn sie argumentiert – um ihr Stadtgründungsdatum um 1250 zu untermauern – hauptsächlich *ex silentio*: Wenn in den wenigen vorhandenen Urkunden von 1235 und 1236 und im Reichssteuerverzeichnis von 1241 keine Stadt Schorndorf auftaucht, so heißt das selbstverständlich nicht, dass es keine gab. Denn die Urkunden von 1235/36 befassen sich ja mit ganz anderen, Schorndorf überhaupt nicht betreffenden Themen; Dietrich von Schorndorf wird nur ganz beiläufig erwähnt. Und wenn in der Reichssteuerliste von 1241 Schorndorf nicht genannt wird, so wäre das immerhin damit zu erklären, dass der Ort bzw. die Stadt gar kein Reichsbesitz war, sondern staufischer Hausbesitz. Dafür könnte auch sprechen, dass König Rudolf von Habsburg in den 1270er und 1280er Jahren im Zuge der Rückforderung von entfremdetem Reichsgut von den Grafen von Württemberg Schorndorf nie zurückverlangte. Das wäre leicht erklärlich, wenn Schorndorf gar kein Reichsbesitz gewesen wäre. Mit anderen Worten: Mir scheint noch nicht abschließend ausdiskutiert, ob Schorndorf nicht doch eine Reihe von

Jahren vor 1250 bereits Stadt gewesen sein könnte. Dann ließen sich auch die Buckelquader leichter erklären, die Teil der Schorndorfer Stadtmauer waren. Um 1130, wie Zeyher will, ist gewiss zu früh, aber 1220/30 erscheint mir immerhin vorstellbar. Schorndorf wäre als Stadt damit ähnlich alt wie Backnang. Auch die Tatsache, dass das 1294 erstmals überlieferte Schorndorfer Wappen zusätzlich zu den zwei Schoren ein württembergisches Hirschgeweih aufweist, muss keineswegs, wie es Sauerbrey annimmt, ein Hinweis auf eine württembergische Stadtgründung sein. Württemberg führte seine Hirschgeweihe vielerorts auch dort ein, wo eindeutig andere Stadtgründer nachzuweisen sind (so hat bekanntlich auch Backnang in württembergischer Zeit das Hirschgeweihwappen, obwohl es eindeutig von den Markgrafen von Baden zur Stadt ausgebaut wurde).

Wie man sieht, bietet das vorgelegte Werk da und dort Ansatzpunkte für eine fruchtbare Diskussion. Das gilt freilich am ehesten für die mit schriftlichen Quellen kaum gesegnete Frühzeit. In späteren Epochen ist die Überlieferung so dicht, dass über grundlegende Fakten kaum einmal gestritten werden kann. Bemerkenswert ist, dass auch in der späteren Zeit – bei aller Kürze des Überblicks – imponierende neue Forschungsergebnisse vorgelegt werden können. Dass da und dort einmal etwas übersehen wurde, stört das Gesamtbild nur gelegentlich; z. B. fehlt bei der von Schmidt verfassten Darstellung der Barbara Walch-Künkelin, die 1688 als Anführerin der berühmten „Weiber von Schorndorf“ die Übergabe der belagerten Stadt an die Franzosen verhinderte, leider jeder konkretere Hinweis auf die seit 1993/94 gut aufgearbeiteten lokalen und regionalen historischen Zusammenhänge des Jahres 1688. Das ebenfalls von Schmidt verfasste Kapitel über die Revolution von 1848/49 in Schorndorf ist in jeder Hinsicht viel ausführlicher und ergiebiger als die vor wenigen Jahren erschienene, umfangreiche, aber gleichwohl völlig verunglückte Abhandlung von Ines Hildt über dieses Thema (Heimatblätter. Jahrbuch für Schorndorf und Umgebung 13, 1997). All das, was bei Hildt seinerzeit fehlte, findet sich bei einem Kenner der Materie wie Schmidt wie selbstverständlich. Ähnlich präzise sind auch die übrigen Abschnitte, z. B. die zum Ersten Weltkrieg oder zum Nationalsozialismus. Die Tabellen mit Wahlergebnissen und -analysen lassen kaum Wünsche offen. Dass beim Nationalsozialismus keine Untersuchung der lokalen Tiefenstruktur dieser Diktatur – z. B. mit personellen Verflechtungen – erfolgen kann, ist angesichts der beschränkten Seitenzahl durchaus verständlich. Insgesamt kann man der Stadt Schorndorf zu dem vorgelegten Werk rundum gratulieren. Man wundert sich nur, weshalb die Stadtarchivarin, deren wissenschaftliche Kompetenz unbestritten ist, nicht im Autorenteam erscheint.

Gerhard Fritz

Welzheim

Welzheim – vom Römerlager zur modernen Stadt. Im Auftrag der Stadt Welzheim hrsg. von Sönke Lorenz und Andreas Schmauder (Gemeinde im Wandel 11), Filderstadt (Markstein) 2002, 352 S., zahlr. Abb.

Es ist ungewöhnlich, dass sich ein landesgeschichtliches Universitätsinstitut mit der Herausgabe von Ortsgeschichten befasst. Aber offensichtlich hat der Tübinger Lehrstuhlinhaber Sönke Lorenz mit der Reihe „Gemeinde im Wandel“ ein gutes Gespür gehabt: Es besteht durchaus eine erhebliche Nachfrage nach derlei Arbeiten – und man kann als Professor allemal qualifizierte Studenten und Studienabsolventen mit der Erarbeitung von Ortsgeschichten betrauen. So ist es auch bei der neuen Welzheimer Stadtgeschichte, deren neun Autoren zum überwiegenden Teil aus der Schule von Lorenz hervorgegangen sind. Nach einer geologischen Einführung von Ernst Waldemar Bauer beschäftigt sich Jörg Heiligmann mit der bemerkenswerten römischen Geschichte Welzheims, mit den beiden Kastellen, den Limesfunden einschließlich des Kleinkastells bis hin zu den spektakulären archäologischen Funden (Gesichtshelm, Körbe und die berühmten Welzheimer Schuhe). Sönke Lorenz befasst sich mit der Zeit des Mittelalters und vermag es – weit mehr als alle bisherigen Beiträge zur Welzheimer Geschichte dieser Periode –, die örtlichen Verhältnisse in den überregionalen Kontext der weltlichen und kirchlichen Politik

einzuordnen. Insofern ist dieser Teil des Welzheim-Buches besonders ertragreich – z. B. was die Rolle der Stauer oder die Struktur der Ministerialität in und um Welzheim angeht. Ein Problem bleibt die Frage, ob Welzheim im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert tatsächlich eine Stadt war (und später dann wieder zum Dorf herabsank). Lorenz neigt aufgrund der doch recht klaren Quellenlage dazu, dies zu bejahen. Vielleicht könnte man hier auch noch einige Indizien hinzufügen, wenn man den auf S. 158 wiedergegebenen Grundriss Welzheims von 1831 mit in die Überlegungen mit einbezüge. Miriam Zitter behandelt die Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert. Eine herausragende Quelle sind für sie die verschiedenen Lagerbücher sowie die im Überblick ausgewerteten Daten der Kirchenbücher. Auf deren Basis werden die Gerichtsbarkeit, die wirtschaftlichen Erwerbsgrundlagen, die Selbstverwaltung und die sozialen Verhältnisse erarbeitet. Dies geschieht quellennah und gründlich. Man hätte vielleicht einen weiteren Aspekt der sozialen Realität erwähnen können: Die territorial zersplitterten Höhen des Welzheimer Waldes waren in der Frühen Neuzeit ein ständiges Zentrum einer ausgesprochen handfesten Vagantenkriminalität. Den Vaganten wurde, was eher beiläufig erwähnt wird, auch die Schuld am Stadtbrand von 1726 zugeschrieben. Man wird die im 20. Jahrhundert geäußerte Behauptung, die Schuld der Vaganten sei „Geschichtsklitterung“ vor dem Hintergrund der damals in diesen Kreisen – und gerade um 1726 – üblichen Brandlegungspraxis etwas kritischer sehen und den zeitgenössischen Aussagen mehr Plausibilität zuerkennen müssen. Auch die Ereignisgeschichte der Frühen Neuzeit wird mit Abschnitten über den Armen Konrad, den Bauernkrieg, Reformation und Interim, das komplizierte Verhältnis Welzheims zwischen Württemberg und Limpurg und den Dreißigjährigen Krieg ausführlich behandelt. Kerstin Arnold geht in ihrem kurzen Beitrag über das Waldgewerbe insbesondere auf die Glasmacherei und die Flößerei ein. Die umfangreiche Wasserkraftnutzung fehlt dagegen. Bernd Breyvogel stellt die kunstgeschichtlichen Aspekte der Stadtgeschichte dar. Manfred Wassner behandelt die Zeit von 1806 bis 1918. In Andreas Schmauders kenntnisreichem Aufsatz über die Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus bleibt bei den Ausführungen über den Zweiten Weltkrieg ein nicht ganz uninteressantes und in der bisherigen ortsgeschichtlichen Literatur nicht genanntes Teilthema weiterhin unerwähnt: Es muss bei Welzheim eine Scheinanlage gegeben haben, mit der englische Bomber irreführt werden sollten. Breit dargestellt wird dagegen die unerfreulichste Episode der Welzheimer Geschichte, das dortige KZ, wo von 1940 bis 1945 63 Menschen hingerichtet wurden. Katja Krey befasst sich mit der Zeit seit 1945. Das einzig Bedauernswerte an einem Buch dieser Art ist, dass die einzelnen Kapitel so kompakt geschrieben sind, dass vieles nur angedeutet werden kann. Man bekommt angesichts des Dargestellten regelmäßig Lust zu noch ausführlicherer Lektüre – aber diese kann, bei dem vorgegebenen Gesamtumfang und bei der breiten Zielgruppe nicht Sache einer Stadtgeschichte der Reihe „Gemeinde im Wandel“ sein.

Gerhard Fritz

Heidelberg

Renate Ludwig, Peter Marzloff: Der Heiligenberg bei Heidelberg (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg Bd. 20). Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart (Theiss) 1999, 119 S., 63 Abb., 1 Karte

Der Heiligenberg bei Heidelberg war durch seine exponierte Lage schon von alters her ein wichtiger Platz für die Menschen. Schon aus der Jungsteinzeit und Bronzezeit sind hier zahlreiche Funde überliefert. Während der Eisenzeit war der Heiligenberg ein Zentrum der Kelten, die Römer bauten dort ein Gipfelheiligtum. Im frühen Mittelalter wurden auf dem Heiligenberg die Klöster St. Michael und St. Stephan errichtet. Nachdem schon im Jahr 1860 die dortigen Geröllhalden als vorgeschichtliche Ringwälle erkannt wurden, ist es erstaunlich, dass es bis in die achtziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts dauern musste, bis erstmals systematische archäologische Ausgrabungen durchgeführt wurden. In den Jahren danach wurden die Kloster-ruinen restauriert und schließlich ein archäologisch-historischer Wanderweg angelegt. Dies

kann nun im vorliegenden Band der Reihe „Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg“ allgemeinverständlich und gut bebildert nachgelesen werden. Nach Vorbemerkungen zur Forschungsgeschichte werden die archäologischen Befunde nach verschiedenen Epochen getrennt vorgestellt, wobei die Kelten- und Römerzeit und das hohe und späte Mittelalter den größten Raum einnehmen.

Andreas Kozlik

9. Biografien

Hans König: Graf Gottfried von Pückler-Limpurg. 1871–1957. Ein Leben aus dem Glauben, Wohltäter für Stadt und Kirche. Hrsg. von der Graf von Pückler und Limpurg'schen Wohltätigkeitsstiftung, Gaildorf 1996, 92 S.

Obwohl sie schon vor einigen Jahren erschienen ist, soll hier eine weitere Publikation aus der Feder von Hans König vorgestellt werden. Wie die zahlreichen anderen Schriften Königs hat auch die vorzustellende Schrift eine weitere Facette der Geschichte Gaildorfs zum Inhalt. Im Auftrag der Graf von Pückler und Limpurg'schen Wohltätigkeitsstiftung wurde der 125. Geburtstag des Stifters zum Anlaß genommen, um dessen Biographie näher darzustellen. Geboren wurde Graf Gottfried von Pückler-Limpurg 1871 in Burgfarnbach bei Fürth. Leider konnte nur wenig über seine Kindheit und Jugend in Erfahrung gebracht werden, so dass vor allem die Zeit ab seinem Einzug in Gaildorf 1898 geschildert wird. Dabei trat der Graf bei zahlreichen Gelegenheiten als großzügiger Spender auf, der vor allem die Aufgaben der Evangelischen Kirchengemeinde nachhaltig unterstützte. Sein aktives Eintreten für den christlichen Glauben durchzieht seine ganze Biographie. Während des Dritten Reichs kam es deshalb zu zahlreichen Konflikten mit den Nationalsozialisten. Als Graf Gottfried von Pückler-Limpurg im Jahr 1957 starb, verlor die Stadt Gaildorf nicht nur ihren bedeutendsten Gönner und Ehrenbürger, sondern mit ihm erlosch auch das in Gaildorf ansässige Pücklersche Geschlecht. Mit Hilfe der Schrift von Hans König lässt sich auch rund ein halbes Jahrhundert später das beeindruckende Wirken dieser Persönlichkeit erahnen.

Andreas Kozlik

Uwe Müller (Hrsg.): Benno Merkle – Oberbürgermeister von Schweinfurt 1920–1933. Bearbeitet von Kathi Petersen (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt 18), Schweinfurt 2003, 184 S., zahlr. Abb.

Dr. Benno Merkle (1872–1959) leitete das Büro des ersten Ministerpräsidenten des Freistaates Bayern nach dem Ersten Weltkrieg, bevor er in Schweinfurt Oberbürgermeister wurde. Es war die Zeit der Räterepublik, also der Revolution. Das Attentat auf Eisner am 21. Februar 1919 erlebte er aus nächster Nähe mit.

In Kellmünz an der Iller geboren, stammte er aus einem bescheidenen handwerklich geprägten Elternhaus. Nach der Militärzeit immatrikulierte er sich 1895 an der Universität München, um Jura zu studieren. Seit 1899 arbeitete er für die Stadtverwaltung München, um seinen Unterhalt zu verdienen. Im Alter von 35 Jahren, als Vater von vier Kindern, setzte er sein Studium 1907 nebenberuflich fort und wurde im Mai 1912 promoviert. Mit 42 Jahren erhielt er eine Stelle beim Statistischen Amt, in der er seine Fähigkeiten ausleben konnte. Hatte er sich in seiner Dissertation mit den Problemen der Arbeitslosigkeit befasst, wurde er nun – während des Ersten Weltkrieges – mit der Organisation der Lebens- und Futtermittelversorgung betraut. Im August 1917 wurde er Mitglied der MSPD und Kurt Eisner (USPD!) betraute Merkle im November 1918 mit der Führung seines persönlichen Büros. Nach Eisners Ermordung überredeten ihn zwei Mitglieder des Schweinfurter Stadtrates zur Kandidatur für die Oberbürgermeisterwahl. Von 1920 bis 1933 wirkte Merkle, inzwischen Vater von neun Kindern, als Oberbürgermeister. In dieser Zeit gelangen ihm viele verdienstvolle Leistungen. 1933 von den Nazis aus dem Amt entfernt, wurde er 1957 zum Ehrenbürger ernannt. Bereits 1946 wurde eine Straße nach ihm benannt. 1959 starb Dr. Benno Merkle in Gräfelfing, seinem Wohnort seit seiner Amtsenthörung.

Der Band baut im Wesentlichen auf die aus der eigenen Feder von Benno Merkle stammende Lebensbeschreibung aus dem Jahr 1935 auf. Diese Lebensbeschreibung steht unter dem Eindruck der Amtsentfernung, des anschließenden Disziplinarverfahrens und der daraus folgenden Kürzung der Bezüge. Es ist das Verdienst der Bearbeiterin Kathi Petersen, uns als Leser auf diese Lebensbeschreibung eingehend mit einer Biographie „Benno Merkle – Politiker aus sozialer Verantwortung“ vorzubereiten. Das Vorwort des Herausgebers Benno Merkle zu Kurt Eisners „Die neue Zeit“ aus dem Jahr 1919, der Vortrag „Was tut uns not?“, ebenfalls 1919, sowie biographische Notizen Benno Merkles über Kurt Eisner aus dem Jahr 1927, Berichte über die Arbeit als Oberbürgermeister für das Jahr 1925 und aus der Stadtratssitzung am 14. Januar 1930 lassen die Persönlichkeit und das Werk Merkles deutlich werden. Die Vorworte des Herausgebers und der Bearbeiterin führen in den Band ein. Ein Verzeichnis der Quellen und Literatur, Register der Namen und Orte und der Abbildungsnachweis runden das Buch ab. Das besondere Verdienst dieser Publikation ist es aber, die historische Person Dr. Benno Merkles vor dem Vergessen zu bewahren. Die abgedruckte Lebensbeschreibung Merkles wurde von seiner Familie als Abschrift zur Verfügung gestellt, weil das Original als verschollen gilt. Die Schweinfurter Personalakte ist in den Wirren des Zweiten Weltkrieges verbrannt. So wurden die Daten aus anderen Archiven rekonstruiert und Dokumente aus vielen Quellen beschafft. Für Schweinfurt und seine Geschichte in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts erschließt sich eine Schlüsselfigur. Damit sind Zusammenhänge in der Stadtgeschichte neu zu sehen und neu zu bewerten. Für die Räterepublik Bayern 1918 bis 1919 muss die Geschichte neu geschrieben werden: Der Kurt Eisner, der hier durch die Schilderungen Merkles lebendig wird, stimmt mit dem bisher bekannten Bild Eisners nicht überein.

Thomas Voit

10. Literatur und Dichtung

Carlheinz Gräter (Hrsg.): Carl Julius Weber – Die Komödie des Menschen. Eine Auswahl aus „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“, Crailsheim (Baier) 2002/03, 2 Bde., 158 u. 193 S., Abb.

Carlheinz Gräter versteht es auf bewährte Weise, einer Leserschaft, die nicht die Gelegenheit hatte, über deutsche Literaturgeschichte zu promovieren, weniger bekannte Charaktere der schreibenden Zunft nahe zu bringen. Hier geht es um Carl Julius Weber, den „lachenden Philosophen“ an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert, dem ein berufliches und literarisches Dasein zugemessen war, das heutzutage nicht mehr denkbar wäre.

Der satirisch begabte Autor Carlheinz Gräter hat es verstanden, den heute fast vergessenen Hofmeister, Privatgelehrten und „Weltmann“ zu aktualisieren. Ganz vergessen war Weber nie, er hat seinen Platz in der Literaturgeschichte einsteils, gewährt aber andererseits entlarvende Einblicke in die Mechanik der Lebensumstände im frühen 19. Jahrhundert.

Philosophen, einst ein geachteter Stand, tauchen heute nur noch in Talk-Runden des Fernsehens auf, wo man ihnen Gelegenheit gibt, ihren Spott über Gott und die Welt und dazuhin ihren arroganten Kulturfatalismus loszuwerden. Dennoch wirkt das Klischee des „lachenden Philosophen“ allzu rasch wie ein leichtfertig angebrachtes Abziehbildchen, und gewiss zeigt Weber auch verpöpte Züge, aber er überspielt sie mit lakonischem Wortwitz: Sarkasmus ist ein Charakterzug, der möglichst weitergegeben werden muss. Behält man ihn für sich, wird man zur Bittermandel, aus der Blausäure gewonnen wird. Carl Julius Weber – ein Moralist? Gewiss, aber dann im französischen Verständnis dieses Wortes. Kein Sittenprediger, sondern ein Sittenschilderer und folgerichtig ein Analytiker. Er bemüht sich, das Warum festzustellen, das den Dummen dumm und den Lächerlichen lächerlich macht; und das Resultat dieser jeweiligen Analyse ist ein Aphorismus: Was ist Zelebrität? Der Vorteil, denjenigen bekannt zu sein, die wir nicht und die uns nicht kennen! Das Lockere hat es hierzulande immer schwer und wird gern mit dem Losen verwechselt. So konnten allezeit imperiale Strukturen, gar Diktaturen ge-

deihen. Weber ist der Erzfeind aller Aufgeblasenheit, er macht sie lächerlich und lässt ihr damit die Luft ab.

Dieter Wieland

Dieter Wieland: *Gassenlicht. Eine Kindheit in Schwäbisch Hall (1938–1952)*, Crailsheim (Baier) 2003, 419 S.

Bisher kannte man Dieter Wieland vor allem als Mundartdichter, der seine Umgebung und seine Beobachtungen mal scharf, mal zärtlich schildert. Jetzt hat er, 1936 in Schwäbisch Hall zur Welt gekommen, seinen ersten Roman geschrieben, und zwar einen Heimatroman der besonderen Art. Er steckt prallvoll mit Bildern von der Stadt und ihrer Umgebung, wie sie vor sechzig Jahren gewesen sein muss: Menschen, Straßen, Plätze, Häuser mit Räumen und Inventar, Wiesen, Täler und Gewässer. Episode um Episode wird so farbig erzählt, dass man ganz deutlich auch noch die Fliege im Mostglas herumbrummen sieht: der sonnenheiße Nachmittag im Freibad Gailenkirchen und die Einkehr bei einer Bauernfamilie in Gottwollshausen, die fette Kindergartentante mit ihrem „Adolf Hitler liebt euch!“, der Besuch bei der melancholischen und Schokolade liebenden Lydia im „Schwachsinnigenheim“ des Diak, Träumereien des Jungen am Radio und in der Nacht, die anrührende Beobachtung der Großmutter, die ihre zweifelnden Gedanken nur in der sicheren Stube ausspricht („draußen muss man schweigen!“), erste Eindrücke von den Amerikanern, wie sie mit Messern in der Hand Hühner über einen Hof jagen. Dieser Roman hätschelt in keiner Weise eine Idylle, denn die Hauptfigur Manfred wurde im gleichen Jahr und am gleichen Ort wie der Autor geboren. Das heißt: Der Junge erlebt die Nazi-Diktatur, den Krieg und die Nachkriegszeit in seiner kleinen Geburtsstadt und schaut sich alles unerschrocken und mit wachen Sinnen an. „Dem Autor liegt daran, die Verblendung eines ganzen Volkes am Beispiel seiner Heimatstadt offenzulegen“, erklärt sich Dieter Wieland in seinem Nachwort. Und deshalb kann er von seiner Heimat nicht nur traulich und sehnsüchtig erzählen, sondern mutet sich selbst und anderen auch das Befremdende und Entsetzliche zu.

Man kann das Buch ohne weiteres als Roman lesen, als eine Familiengeschichte mit intimen Einblicken in Kinder- und Erwachseneneseelen, als eine Auffächerung von detailliert beobachteten politischen und sozialen Milieus in einer Kleinstadt und in den Wohnorten diverser Verwandter. Natürlich ist es auch der Entwicklungsroman eines Jungen, dessen Phantasien vor allem von reiferen weiblichen Gestalten angeregt werden. Aber diejenigen, die Schwäbisch Hall mehr oder weniger kennen, stellen fest, dass „Gassenlicht“ auch als lokales Geschichtsbuch taugt. Die Großmutter erzählt von der Arbeit in der Spinnerei, zahlreiche Handwerksbetriebe, kleine Läden und Lokale mit ihren Betreiberinnen und Betreibern treten auf und verleiten zu einem kleinen Who's who. Die Steinmetze auf der Comburg arbeiten sich an jüdischen Grabsteinen ab, die Fassfabrik in Hessental hat sich zum Rüstungsbetrieb mit Zwangsarbeitern gewandelt, ideologisch aufgeladene Lehrerinnen und Lehrer setzen den Kindern zu. Der NSDAP-Kreisleiter heißt hier Bäumle, und nach dem Krieg kommt ein jüdischer Tabakhändler in die Stadt.

Ich finde, dass die Haller mit einem solchen „Heimatdichter“ mächtiges Glück haben.

Ulrike Marski

11. Quellenwerke und Bibliografien, Geschichtswissenschaft, Archiv- und Museumswesen

Albrecht Liess, Hermann Rumschöttel, Bodo Uhl (Hrsg.): Festschrift für Walter Jaroschka zum 65. Geburtstag (Archivalische Zeitschrift Bd. 80), Köln-Weimar-Wien (Böhlau) 1997, 625 S., mehrere Abb.

Die hier – leider etwas spät – angezeigte, zum 65. Geburtstag Professor Dr. Walter Jaroschkas, der nahezu 20 Jahre als Generaldirektor an der Spitze der bayerischen Archivverwaltung stand, erschienene Festschrift enthält sowohl Beiträge archivwissenschaftlichen bzw. archivkundli-

1 R
-226

chen als auch geschichtswissenschaftlichen Inhalts. Auswahlweise seien hier nur einige wenige Aufsätze kurz vorgestellt.

Eröffnet wird die Festschrift mit einem Bericht, zu dem man in Zukunft wohl greifen wird, wenn man sich über die Geschichte und Organisation des bayerischen Archivwesens von 1918 an informieren möchte: Hermann Rumschöttel, Die Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns (S. 1–36). Der Nachfolger Walter Jaroschkas gibt hier einen Überblick über die verschiedenen Tätigkeitsfelder der bayerischen Archivverwaltung im letzten Jahrhundert, besonders aber seit der Neuorganisation der Generaldirektion 1970 (mit der Trennung von der Leitung des Hauptstaatsarchivs München). Baden-Württemberg betreffend, berichtet Wilfried Schöntag (Denkmalschutz im Archivwesen und Pflege nichtstaatlichen Archivguts in Baden-Württemberg, S. 341–359) über Bemühungen, in Baden-Württemberg einen Ersatz für den Rückgang der Archivpflegeverpflichtung zu finden. Dort – orts- und landesgeschichtlich bedeutsame Archive gehören zu den beweglichen Kulturdenkmälern – sind die Archive heute auch für Denkmalschutz zuständig, eine in Württemberg schon lange bestehende Tradition, da bereits die Denkmalschutzgesetze von 1914 und 1920 (!) das Archivgut ausdrücklich einbezogen. Bodo Uhl (Die nichtstaatlichen öffentlichen Archive und der Beratungsauftrag der staatlichen Archive in den deutschen Archivgesetzen, S. 417–449) führt aus, dass der Beratungsauftrag gegenüber nichtstaatlichen Archiven in den neueren Gesetzen der Bundesländer immer mehr in den Hintergrund tritt, teilweise gar nicht erwähnt wird. Nur in Bayern und einigen wenigen anderen Bundesländern – u. a. in Baden-Württemberg – scheint heute der Begriff der „Archivpflege“ noch bekannt zu sein bzw. eine Rolle zu spielen. Besonders der Wirksamkeit Prof. Walter Jaroschkas ist es zu verdanken, dass Bayern bei der Beratung nichtstaatlicher Archive, vor allem derjenigen von Gebietskörperschaften und Kommunen, aber auch erforderlichenfalls etwa von Universitäten und Handelskammern, noch so aktiv ist.

Dass die umfangreiche Festschrift nicht eine Ansammlung belangloser Gelegenheitsaufsätze darstellt, sondern von langfristigem Wert ist, belegen auch die hier enthaltenen geschichtswissenschaftlichen, hilfswissenschaftlichen und landeskundlichen Beiträge. Stichwortartig seien hier genannt: Reiner Gross (Bayern und Sachsen in der Geschichte – zwei deutsche Staaten im Vergleich. Gedanken zu einer Archivalienausstellung in Dresden und München 1994/95, S. 83–95), Siegfried Haider (Zur Entstehung der Ostarrichi-Urkunde vom 1. November 996, S. 96–124), Ivan Hlavacek (Abriß der Egerer und egerländischen Historiographie, S. 181–194), Walter Koch (Paläographische Bemerkungen zum Komplex der österreichischen Freiheitsbriefe, S. 228–252), Alfred Wendehorst (Die älteren Urkunden des Hochstifts Bamberg und ihre Auswertung, S. 450–458), Joachim Wild (Besiegelte Traditionsnotizen, S. 469–483). Dass die Tschechei, Österreich und Slowenien gleichfalls mit einer Reihe von Aufsätzen vertreten sind, macht die weit gespannten dienstlichen wie wissenschaftlichen Beziehungen des Jubilars deutlich, was aber wohl auch mit seiner *vita* zusammenhängt.

Sven-Uwe Bürger

Maria Würfel: Erlebniswelt Archiv. Eine archivpädagogische Handreichung, Stuttgart (Kohlhammer) 2000, 64 S.

Der Titel „Erlebniswelt Archiv“ wird das Herz jedes Archivmitarbeiters höher schlagen lassen, denn im Allgemeinen wird er mit dem Klischee des verstaubten und weltfremden Arbeitsplatzes konfrontiert werden. Die von der Landesarchivdirektion gemeinsam mit dem Ministerium für Kultus, Jugend und Sport erarbeitete Broschüre richtet sich aber nicht an die im Archivbereich Tätigen sowie deren Erbauung, sondern dient als archivpädagogische Handreichung für Lehrerinnen und Lehrer an baden-württembergischen Schulen. Sie enthält theoretische Überlegungen zur Didaktik und Methodik des Archivunterrichts sowie deren Umsetzung in die Praxis an Hand von zahlreichen interessanten Beispielen. Die Verfasserin Maria Würfel möchte damit dazu beitragen, dass die Archive einen festen Platz in den Schulen erhalten. Dass den Pädagogen diese Art der Unterrichtsgestaltung erst schmackhaft gemacht werden muss, lässt sich an der werbenden Hochglanzgestaltung der Broschüre erkennen. Leider bleiben die Überlegun-

gen zum Lernort Archiv weitgehend auf das Schulfach Geschichte beschränkt, obwohl sich projektbezogenes Lernen mit Hilfe von Archivalien beispielsweise auch in den Fächern Gemeinschaftskunde, Erdkunde, Religion oder Deutsch verwirklichen ließe. So bleibt bei der abschließenden Auflistung von rund 150 Archiven in Baden-Württemberg beispielsweise das Deutsche Literaturarchiv in Marbach am Neckar trotz seiner schulpädagogischen Angebote leider unerwähnt.

Andreas Kozlik

Erhard Fischer: Bibliographie der Schorndorfer Geschichte. Das Schrifttum zur Orts-, Personen- und Familiengeschichte der Stadt und ihrer Teilorte von den Anfängen im sechzehnten Jahrhundert bis zum Jahre 2002, Schorndorf (Selbstverlag) 2003. X, 206 S.

Zu den undankbarsten Arbeiten, die sich bei der Erstellung historischer Hilfsmittel ergeben, gehört die Zusammenstellung und Publikation von Ortsbibliographien. Kaum jemand würdigt die oft jahrelange Recherchearbeit, kein Verlag will sie drucken, fast niemand kaufen und nach der Veröffentlichung melden sich oft nur die Spitzfindigen, die Fehler und Versäumnisse nachreichen. So scheint es nicht verwunderlich, dass für das Gebiet Württembergisch Franken nur für die Städte Schwäbisch Hall und Murrhardt entsprechende Arbeiten publiziert wurden. Vielleicht wird für weitere Orte noch so manche fragmentarische Liste für den Selbstgebrauch vorhanden sein, weitere Publikationen wären jedoch dringend wünschenswert. So betrifft die hier anzuzeigende Publikation einen Ort außerhalb des Vereinsgebiets, nämlich die Stadt Schorndorf im Rems-Murr-Kreis. Dabei beweist der Diplom-Bibliothekar Erhard Fischer mit seiner Bibliographie eindrucksvoll, dass neben der reinen Recherchearbeit auch die Einhaltung gewisser bibliographischer Standards und eine einsichtige Systematisierung dazugehören. Nachdem Fischer bereits mehrere bibliographische Publikationen zu Schorndorf veröffentlicht hat, erscheint dieser Band als Zusammenfassung und Aktualisierung dreier Einzelbände. Mit insgesamt 3632 Einträgen dürfte eine relative Vollständigkeit erreicht sein, die Bibliographie wertet nicht nur Monographien und Zeitschriftenaufsätze aus, sondern berücksichtigt auch jegliche Broschüren und Drucksachen bis hin zu Zeitungsartikeln ab 1948, die historische Themen behandeln. Die Ordnung der Einträge erfolgt nach einer fein gegliederten Systematik, ergänzt durch ein Sach- und ein Autorenregister. Bei vielen Titeln ist außerdem die Signatur der Württembergischen Landesbibliothek und des Schorndorfer Stadtarchivs angegeben. Bemängelt werden müssen eigentlich nur die ungenauen bibliographischen Angaben der Zeitungsberichte (hier werden meistens nur Zeitungstitel und Datum genannt, so dass bei Interesse in den Zeitungsbänden nachrecherchiert werden muss). Dies soll die Leistung des Autors aber überhaupt nicht schmälern. Der Stadt Schorndorf kann zu dieser Arbeit nur gratuliert werden, der Bibliographie ist regen Nutzung zu wünschen.

Andreas Kozlik

12. Weitere eingegangene Titel

Die Bestände des Staatsarchivs Sigmaringen. Bd.2: Südwürttemberg. Wü- und R-Bestände 1806–1996 (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Bd.53/2), Stuttgart (Kohlhammer) 2000, 337 S.

Martin Burkhardt, Maria Magdalena Rückert, Birgit Schäfer (Bearb.): Archiv der Freiherren von Liebensteint Jebenhausen (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg Bd.28), Stuttgart (Kohlhammer) 2001, 367 S.

Entdecken, Erforschen, Erhalten. Museumserweiterung und Sonderausstellung 1996. Hrsg.: Kultur- und Förderverein Rößler-Museum Untermünkheim, Untermünkheim [1996], 71 S., zahlr. Abb.

Hans-Dieter Fischer, Josef Heim, Ralph Walter: Bautzen-Schloss Oedheim. Geschichte und Geschichten. Hrsg. von der Gemeinde Oedheim, Oedheim [1997], 288 S., zahlr. Abb.

Jahrbuch für fränkische Landesforschung. Hrsg. vom Zentralinstitut für Regionalforschung an

der Universität Erlangen-Nürnberg – Sektion Franken – 61, Neustadt/Aisch (Degener & Co.) 2002, 374 S.

Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte, hrsg. von Heinz-Günter Borck und Wolfgang Laufer unter Mitarbeit von Jost Hausmann, 27 (2001), 517 S.

Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg. Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.

Heft 44: Renate Wörner: Das alamannische Ortsgräberfeld von Oberndorf-Beffendorf, Kreis Röttweil, Stuttgart (Theiss) 1999, 322 S., 11 Abb., 75 Tafeln

Heft 45: Andrea Hagedorn: Die Villa rustica von Großsachsen, Gem. Hirschberg, Rhein-Neckar-Kreis, Stuttgart (Theiss) 1999, 320 S., 79 Abb., 68 Farbtafeln, 1 Beil.

Heft 48: Stefan Franz Pfahl: Die römische und frühalamannische Besiedlung zwischen Donau, Brenz und Nau, Stuttgart (Theiss) 1999, 348 S., 90 Abb., 91 Tafeln

Heft 49: Hans W. Smettan: Vegetationsgeschichtliche Untersuchungen am oberen Neckar im Zusammenhang mit der vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung, Stuttgart (Theiss) 2000, 150 S., 48 teils farbige Abb., 13 Pollendiagramme als Beil.

Heft 50: Ralf-Jürgen Prillhoff: Tierknochen aus dem mittelalterlichen Konstanz. Eine archäozoologische Studie zur Ernährungswirtschaft und zum Handwerk im Hoch- und Spätmittelalter, Stuttgart (Theiss) 2000, 240 S., zahlr. Abb., Tab. und Diagramme

Heft 51: Petra Kieselbach, Claus-Joachim Kind, Ann M. Miller, Daniel Richter: Siebenlinden 2. Ein mesolithischer Lagerplatz bei Rottenburg am Neckar, Kreis Tübingen, mit einem Beitrag von Manfred Rösch und Arnd Goppelsröder. Zusammengestellt von Claus-Joachim Kind, Stuttgart (Theiss) 2000, 236 S., 124 Abb., 95 Tab.

Heft 52: Joachim Königer, Helga Liese-Kleiber, Karoline Müller, Helmut Schlichterle, Michael Strobel, Wolfgang Torke: Berichte zu Ufer- und Moorsiedlungen Südwestdeutschlands III, Stuttgart (Theiss) 2000, 358 S., zahlr. Abb., Tab. und Tafeln, 8 Beil.

Heft 54: Annette Maria Groove: Das alamannische Gräberfeld von Munzingen/Stadt Freiburg. Mit einem Beitrag von Eva Burger-Heinrich, Stuttgart (Theiss) 2001, 588 S., 161 Tafeln, zahlr. Abb. und Tab.

Heft 55: Thomas Knopf: Das römische Sindelfingen. Mitarbeit und Beiträge im Katalog von Th. Hoppe, P. Menzel und R. Rademacher, Stuttgart (Theiss) 2000, 232 S., zahlr. Abb., 93 Tafeln

Heft 57: Werner Scharff, Christian Arnold, Werner Gerwin, Ingrid Huesmann, Klaus Menzel, Anke Pötzsch, Eva Tolksdorf – Lienemann, Andrea Tröller-Reimer: Schutz archäologischer Funde aus Metall vor immissionsbedingter Schädigung. Unter Mitarbeit von Hartmut Baum, Roland Baumhauer, Federico Galliano und Katrin Keiter mit Beiträgen von Bernd Engelhardt, Joachim Harnecker, Johann-Sebastian Kühlborn, Jakob Müller, Julia Opladen-Kauder, C. Sebastian Sommer, Martin Thoma, Diethard Walter, Susanne Wilbers-Rost und Werner Zanier, Stuttgart (Theiss) 2000, 412 S., zahlr. Abb. und Tab.

Heft 58: Wolfgang Kimig: Die „Wasserburg Buchau“. Keramikfunde, Stuttgart (Theiss) 2000, 144 S., 65 Tafeln

Heft 59: Walter Lang: Spätmittelalterliche Glasproduktion im Nassachtal, Uhingen, Kreis Göppingen. Mit Beiträgen von U. Gross und A. Hegele, Stuttgart (Theiss) 2001, 188 S., 62 teils farbige Abb., zahlr. Tafeln

Heft 60: Franz Josef Gietz: Spätes Jungpaläolithikum und Mesolithikum in der Burghöhle Diefurt an der oberen Donau, Stuttgart (Theiss) 2001, 160 S., zahlr. Abb., Tab. und Diagramme, 42 Tafeln

Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde Bd. 71. Hrsg. im Auftrage des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e.V. von Hermann Niebuhr und Rainer Springhorn, Detmold 2002, 423 S.

Karl-Heinz Rueß: Rabbiner Dr. Aron Tänzer. Stationen seines Lebens, Göppingen (Stadt Göppingen) 2002, 28 S., zahlr. Abb.

Peter Rückert, Hansmartin Schwarzmaier (Hrsg.): 850 Jahre Kloster Herrenalb. Auf

Spurensuche nach den Zisterziensern (Oberrheinische Studien 19), Stuttgart (Thorbecke) 2001, 238 S., zahlr. Abb.

Wertheimer Jahrbuch 2002. Hrsg. vom Historischen Verein in Verbindung mit dem Staatsarchiv Wertheim. Wertheim (Historischer Verein) 2002, 323 S., zahlr. Abb.

Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 2003

1. Schriftleitung des Jahrbuchs

Auch im Jahre 2003 stand Schwäbisch Hall unter dem deprimierenden Eindruck der Finanzkrise, die vor allem den kulturellen Bereich der Stadt in Mitleidenschaft zog. Besonders betraf dies unsere Mitarbeit im Hällisch-Fränkischen Museum und die Schriftleitung des Jahrbuchs.

Wie schon im Vorwort zum Jahrbuch 2003 berichtet, legte Herr Stadtoberarchivrat Dr. Andreas Maisch seine Tätigkeit als Schriftleiter, die er seit 1994 als Dienstaufgabe durchgeführt hatte, nieder. Ihm selbst und seinen Mitarbeitern im Stadtarchiv dankt unser Verein für die zehn Bände des Jahrbuchs „Württembergisch Franken“ von 1994 bis 2003, deren hohes redaktionelles Niveau den schon vorher begründeten Ruf des wissenschaftlichen Periodikums weiter gefestigt hat.

Im Verlauf des ersten Halbjahres 2003 konnte schließlich die schwierige Nachfolgefrage gelöst werden und zwar auf ehrenamtlicher Basis:

Die Schriftleitung haben übernommen die Herren Professor Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt, und Professor Dr. Gerhard Taddey, Neuenstein, unter Mitarbeit von Frau Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter (Anlaufstelle im Hällisch-Fränkischen Museum), Herrn Studiendirektor Herbert Kohl (Rezensionen) und Herrn Museumsleiter Dr. Armin Panter, alle Schwäbisch Hall. Mit diesem Neubeginn verbunden ist eine Anpassung des Jahrbuchs an geänderte Verhältnisse: Der Umfang der Bände soll vorsichtig auf geringere Seitenzahlen zurückgeführt werden. Der Einband wird – ohne wesentliche Mehrkosten – modernisiert.

2. Mitgliederentwicklung

Am 1. Januar 2003 hatte der Verein	1076 Mitglieder
Austritte und Sterbefälle	53 Mitglieder
Neueintritte	35 Mitglieder
Mitgliederstand am 31. Dezember 2003	1058 Mitglieder

Der Rückgang entspricht 1,7%.

3. Jahreshauptversammlung

Die Stadt Öhringen feierte 2003 ihr 750jähriges Stadtjubiläum, ein guter Grund, zur Jahreshauptversammlung am 3. Mai 2003 dorthin einzuladen. Der „Blaue Saal“ im Schloss, dem Sitz der Stadtverwaltung, war ein repräsentativer Rahmen für diesen Anlass. Bei den Wahlen zum Vorstand und zum Ausschuss haben sich die bisherigen Mitglieder beider Gremien zur Wiederwahl gestellt und wurden einstimmig in ihren Ämtern bestätigt. Der Vorstand setzt sich also wieder zusammen wie folgt:

Dr. Christoph Philippi, Schwäbisch Hall, Vorsitzender
Herbert Kohl, Schwäbisch Hall, stellvertretender Vorsitzender

Wolfgang Weirether, Schwäbisch Hall, Kassenverwalter

Kurt Rück, Schwäbisch Hall, Kassenprüfer

Dem Ausschuss gehören derzeit 38 Mitglieder an.

Den Festvortrag zum Thema „Des Herzogs ungetreue Diener – Vögte und Amlleute in Alt-württemberg zwischen Legitimität, Korruption und Untertanenprotest“ hielt Herr Professor Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt. Herr Studiendirektor a.D. Werner Schenk führte nach dem Ende der Sitzung durch die Öhringer Altstadt.

4. Aktivitäten des Historischen Vereins

Gemeinsam mit dem Förderkreis Hällisch-Fränkisches Museum wurden zwei Exkursionen durchgeführt. Die erste Ausfahrt ging am 17. Mai zur Landesausstellung in Bad Schussenried „Alte Klöster – Neue Herren, Säkularisation im Deutschen Südwesten“. Herr Professor Dr. Volker Himmelein, Direktor des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart, hatte es als Veranstalter der Ausstellung übernommen, die Teilnehmer unserer Exkursion persönlich zu führen. Die zweite Ausfahrt am 15. November nach Bernried zum Museum Buchheim am Starnberger See beeindruckte nicht nur durch die interessante Expressionistensammlung, sondern auch mit der eigenwilligen Architektur des modernen Baukörpers im parkartigen Gelände am Seeufer.

An der Veranstaltung der Ausstellung „Verbrechen der Wehrmacht – Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944“ (Schwäbisch Hall, 31. Mai–13. Juli 2003) hat sich unser Verein nicht beteiligt. Wir haben aber versucht, das Thema mit zwei Vorträgen „Befehl und Gehorsam im deutschen Militär“ (Referent: Dr. Ludger Borgert, 18. Juni 2003) und „Die Aufarbeitung der NS-Verbrechen durch die deutsche Justiz“ mit dem Schwerpunkt auf Verfahren gegen ehemalige Befehlshaber der Deutschen Wehrmacht (Referent: Kurt Schrimm, 25. Juni 2003) zu begleiten. Leider ist es in beiden Vorträgen nicht gelungen, den aktuellen Bezug zur Wehrmachtsausstellung zu finden.

Im Nachgang zu der Kunstaussstellung „Marie Sieger (1886–1970) – Beruf: Malerin“ die von November 2002 bis März 2003 im Hällisch-Fränkischen Museum stattfand und mit einem außergewöhnlich schönen Begleitbuch (s.u. Schrifttum) dokumentiert ist, hat Frau Ursula Sieger, Schöntal, Tochter der Malerin, am 7. August 2003 dem Historischen Verein den künstlerischen Nachlass ihrer Mutter in einem notariellen Vertrag übereignet. Es handelt sich um 67 Titel (Gemälde und Grafiken), die einen umfangreichen, fast vollständigen Überblick über das Werk von Marie Sieger gewähren. Den Wert dieser Sammlung, die wir pflegen und bei Gelegenheit weiter ergänzen werden, schätzen wir um so höher ein, als sie von ihrer Thematik und der Person der Künstlerin her unserer Region entstammt.

Am 29. Oktober 2003 konnte der neue Museumsprospekt öffentlich präsentiert und dem Museum übergeben werden. Der sechs Doppelseiten umfassende Flyer ist grafisch hervorragend gelungen und wird seine Werbewirkung entfalten. Die Drucklegung wurde durch eine Spende des Herrn Dr. jur. Wolfgang Ladewig, Vorstandsmitglied der Bausparkasse Schwäbisch Hall AG i.R., über den Lions Club Schwäbisch Hall finanziert.

Im Jahre 1873 wurde das seit 1856 in Künzelsau bestehende Museum unseres Vereins nach Schwäbisch Hall verlegt und hier zunächst im Pulverturm, dann im Gräterhaus in der Gelbinger Gasse und schließlich in der Keckenburg mit ihren Nachbargebäuden untergebracht. Dieser Anlass wurde am 31. Oktober 2003 feierlich begangen: „130 Jahre Museum in Schwäbisch Hall“ (vgl. dazu die Referate S. 9ff.).

Die Halbjahresprogramme für das Berichtsjahr dokumentieren eine lebhafte Tätigkeit in den zahlreichen Arbeitsgruppen und Vereinen, die mit unserem Verein kooperieren. Von diesem

Bericht an wird aus Gründen der Konzentration darauf verzichtet, diese Veranstaltungen nochmals im Einzelnen aufzulisten. Die publizierten Halbjahresprogramme liegen bei den Akten der Geschäftsleitung vor und werden dort archiviert.

Unter der Federführung von Herrn Dr. Otto Windmüller wurde eine Homepage erarbeitet, in der der Historische Verein für Württembergisch Franken im Internet vorgestellt wird. Die Internetadresse lautet: www.wuerttembergischfranken.de.

5. Schöntaler Tage

Nach der Eröffnung des dritten Bauabschnitts des Hällisch-Fränkischen Museums im Sommer 2001 mit den bedeutenden Exponaten in der jüdischen Abteilung legte der Vereinsvorstand das Thema für die Schöntaler Tage 2003 wie folgt fest: „... geschützt, geduldet, gleichberechtigt ... – Die Juden im baden-württembergischen Franken vom 17. Jahrhundert bis zum Ende des Kaiserreichs (1918)“.

15 Referenten, die zu der Tagung vom 29. Mai bis 1. Juni 2003 eingeladen waren, haben die Teilnehmer mit interessanten Vorträgen in die kulturelle Entwicklung des deutschen Judentums in den vom Thema umfassten mehr als drei Jahrhunderten eingeführt. Die wissenschaftlichen Berichte beschäftigten sich im großen Überblick mit der Rechtsstellung der Juden, mit ihren Berufsfeldern, mit der soziologischen Organisation, dem religiösen Hintergrund und mit kunstgeschichtlichen Schlaglichtern.

Sehr informativ wirkten neben den Vorlesungen zwei Exkursionen zur Besichtigung von Synagogen und Friedhöfen und eine Fotoausstellung „Bet Hachajim – Haus des Lebens, Jüdische Friedhöfe in Württembergisch Franken“ (Eva Maria Kraiss und Marion Reuter). Zu letzterer hat das Hällisch-Fränkische Museum einen schönen Begleitband herausgegeben.

Die weitere Ausstellung „Ruth ‚Sara‘ Lax, 5 Jahre alt – deportiert nach Riga, Deportation und Vernichtung badischer und württembergischer Juden“ erinnerte an die verbrecherische Intensität, mit der die jüdischen Menschen und ihre in Generationen geschaffene Kultur durch das Naziregime vernichtet wurden.

Die wissenschaftliche Leitung der Tagung hatte Herr Professor Dr. Gerhard Taddey übernommen. Sein Einfluss hat sowohl der Vorbereitung als auch der Durchführung der Veranstaltung ein hohes wissenschaftliches Niveau gesichert.

Es ist natürlich ausgeschlossen, die sehr inhaltsreichen, differenzierten wissenschaftlichen Berichte und Analysen hier in den Einzelheiten darzustellen. Dies bleibt dem Tagungsband vorbehalten, der in Kürze erscheinen wird. Dennoch gibt es für den soziologischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Bereich eine Konstante, die in den Referaten immer wieder anklang: Nach den Pestprogromen des 14. Jahrhunderts und der Vertreibung der Juden aus den Städten wich die Bevölkerung mosaischen Glaubens in ländliche Bereiche aus und beschäftigte sich von dort aus mit kleinem Warenhandel und mit Viehhandel; damit wurde ein wirtschaftlicher Bedarf der Landbevölkerung abgedeckt. Der Zugang zu Berufen in Handwerk, Gewerbe und Dienstleistungen, die die Stadtbevölkerung ausübte, blieb ihnen bis ins 19. Jahrhundert ebenso verschlossen wie die Schulbildung und weitere Berufsausbildung. Unter dem Einfluss des Gedankengutes der Aufklärung und der französischen Revolution setzte auch in den deutschen Ländern die politische Emanzipation der Juden ein, im Königreich Württemberg durch Friedrich I. Von 1807 an erließ er eine Folge königlicher Dekrete. 1828 erging das Württembergische Emanzipationsgesetz. Es eröffnete der jüdischen Bevölkerung weitgehend den Zugang zu gewerblichen, handwerklichen und akademischen Berufen und verpflichtete die jungen Leute zum Besuch der staatlichen Schulen; hierzu gehörte auch die Studienberechtigung an den Universitäten. Der „Schacherhandel“ wurde abgeschafft. Innerhalb von ca. 20 Jahren erholte sich der verarm-

te, bis dahin ohne jede Schulbildung perspektivenlose Teil der Landjuden. Dieser Entwicklung stand die Reglementierung der jüdischen Religionsausübung gegenüber. Der Ablauf der Gottesdienste, die Organisation der jüdischen Gemeinden und die Ausbildung der Rabbiner als Gemeindevorsteher wurde den Regelungen der protestantischen Kirche angepasst. Hiergegen leistete ein Teil der jüdischen Geistlichkeit Widerstand: die vom Staat geforderte Assimilation zerstöre die Jahrtausende alte jüdische Identität und sei als Gegenleistung für die bürgerrechtliche Emanzipation unakzeptabel. Die Entwicklung, die von jüdischer Seite offenbar geduldig weiterbetrieben worden ist, fand ihr grausames Ende im Holocaust der Nazizeit.

Die kunstgeschichtlichen Referate befassten sich mit einer Neckarsulmer Haggada (illustrierte Erzählung), mit jüdischer Symbolik auf Grabsteinen und mit der Unterlimpurger Synagogenvertäfelung, das für den Historischen Verein wohl interessanteste Thema. Auffallend ist ja der eigenständige malerische Stil dieses Kunstwerks im Gegensatz zur damals herrschenden Kunstrichtung des Barock. Die Referentin, Professorin an der Universität Wien, führte die Symbolik in der Synagogenvertäfelung auf Darstellungen zurück, wie sie schon 1300 Jahre vor Eliezer Sussmann in Synagogen nachweisbar seien. Letztlich seien diese auf spätantike Kunstwerke aus der Zeit des Hellenismus zurückzuführen. Und zu diesem Beharrungsvermögen des malerischen Stils stellte sie fest: „Das wird sich auch im nächsten Jahrtausend nicht ändern“.

Am Samstagabend, dem 31. Mai, rundete ein Konzert des Maulbronner Kammerchores unter seinem Dirigenten Jürgen Budday die Tagung ab. Die aufgeführten Werke jüdischer Komponisten wurden von dem um zahlreiche Gäste erweiterten Publikum mit großem Beifall aufgenommen. Insgesamt darf man die Tagung als sehr erfolgreich bezeichnen.

6. Offene Abende

5. Februar 2003: Dr. Armin Panter, Aus dem Besitz der Königin von England – Porträts des Hauses Hohenlohe-Langenburg von Franz Xaver Winterhalter (1805–1873)

5. März 2003: Herta Beutter, Therese Fürstin zu Hohenlohe-Waldenburg (1869–1927) und die Landfrauenbewegung

8. Oktober 2003: Professor Dr. Gerhard Taddey, Die Mediatisierung der Hohenlohischen Fürstentümer

12. November 2003: Dr. Ingo Gabor, Die Wallfahrtskirche auf dem Einkorn bei Schwäbisch Hall und weitere Werke des Würzburger Architekten Josef Greising (1644–1721)

3. Dezember 2003: Albrecht Bedal, Städtebau und Stadtentwicklung in Hall – Fragen und Antworten?

7. Schrifttum

Das Begleitbuch zur Kunstaussstellung „Marie Sieger (1886–1970) – Beruf: Malerin“ ist Anfang des Jahres 2003 erschienen. Die biografische Würdigung der Künstlerin wurde von einer Gruppe der Frauenakademie der Volkshochschule Schwäbisch Hall unter Leitung von Frau Ariane Haack-Kurz M.A., Schwäbisch Hall, sowie von Frau Herta Beutter und Herrn Dr. Armin Panter vom Hällisch-Fränkischen Museum erarbeitet. Der Katalogteil enthält eine Auswahl der in der Ausstellung gezeigten Bilder in technisch hervorragender Wiedergabe. Insgesamt ist hier ein kleiner Kunstband von besonderer Qualität entstanden, der die Retrospektive auf das Werk der Schöntaler Künstlerin sinnvoll unterstützt (vgl. dazu S. 252).

Band 50 der Reihe „Forschungen aus Württembergisch Franken“ über die Arbeitstagung im Kloster Schöntal im Mai 1999 „Zum ewigen Gedächtnis“ wurde am 21. März 2003 der Öffentlichkeit vorgestellt. In acht Referaten werden Formen des Totengedenkens aus alter Zeit bis in unsere Tage beschrieben (vgl. dazu S. 248).

Besondere Beachtung fand die Präsentation von Band 49 der „Forschungen aus Württembergisch Franken“ am 3. Dezember 2003 „Michael Kern (1580–1649), Leben und Werk eines deutschen Bildhauers der Spätrenaissance“ im Barocksaal des Hällisch-Fränkischen Museums. Die Autorin, Frau Dr. Vera Schneider, Plochingen, stellte ihre Arbeit in einem fesselnden Vortrag vor. Das Buch ist zu einem prachtvollen Band gediehen, der schon vom Umfang her die an eine Dissertation gestellten Anforderungen bei weitem übertrifft. Die fotografischen Belege, zum Teil mehrfarbig, hat die Autorin überwiegend selbst aufgenommen, sodass Texte und Fotos korrespondieren. Die Forchtenberger Künstlerpersönlichkeit des Michael Kern III, des älteren Bruders des Leonhard Kern (Haller Bürger von 1620–1662), wird mit dieser ausführlichen Forschungsarbeit bezüglich seines bildhauerischen Werkes in detaillierten kunsthistorischen Beschreibungen und der Lebensumstände unter den schwierigen Bedingungen des 30jährigen Krieges umfassend dargestellt. Dies ist ein Beitrag zur Geschichte unserer Region von großem Wert und darüber hinaus das facettenreiche Portrait eines sympatischen Mannes aus früherer Zeit (vgl. dazu S.248).

8. Aus der Arbeit des Hällisch-Fränkischen Museums

Weitere Einsparungen in den Bereichen Finanzen und Personal überschatteten das Jahr 2003. Die Reduzierung von Mitarbeitern und Geldern wurde durch eine Erweiterung des Verwaltungsüberbaus kompensiert, und den Einsparungen bei den verfügbaren Mitteln steht eine erhebliche Erhöhung der Summe für verwaltungsinterne Verrechnungen gegenüber.

Im Zuge der sicherlich notwendigen Verschlinkung des städtischen Haushaltes wurden in der neu eingerichteten Kulturverwaltung zahlreiche Modelle zur räumlichen Reduzierung des Museums angedacht. Beim anschließenden Durchdenken der Vorschläge stellte sich jedoch heraus, dass die verschiedenen Konzepte nur unter erheblichem Kostenaufwand durchführbar wären, der in keinem Verhältnis zu den Einsparungen stünde. Da jeder Vorschlag eine Erwidern erforderte, wurden viel Zeit und Energie von der eigentlichen Arbeit abgeleitet. Dennoch – so hoffen wir – bot das Haus ein vielfältiges und interessantes Programm an.

Sonderausstellungen

Über den Jahreswechsel hinaus hing die Ausstellung „Marie Sieger (1886–1970) – Beruf: Malerin“, die das Museum gemeinsam mit einer Gruppe der Haller Frauenakademie unter Leitung von Frau Ariane Haack-Kurz M.A. erarbeitet hatte. Zum Rahmenprogramm gehörte unter anderem eine Podiumsdiskussion über die Situation heute in Hohenlohe lebender Künstlerinnen, an der sich Gerda Bier, Gisela Hahn und Lore Jahnle beteiligten. Im Sommer 2003 übergab Frau Ursula Sieger, die Tochter der Künstlerin, den Nachlass ihrer Mutter geschlossen dem Historischen Verein. Die Ausstellung wurde im Herbst des Jahres im Städtischen Museum von Weißenhorn bei Ulm gezeigt.

Am 4. April eröffneten wir die Ausstellung „Von den Oberämtern zum Landratsamt – 200 Jahre Behördengeschichte im Landkreis Schwäbisch Hall“. Das beginnende 19. Jahrhundert hatte dem deutschen Südwesten eine umfassende territoriale und administrative Um- bzw. Neugestaltung gebracht. Eines der „Opfer“ dieser Neuorganisation war die Reichsstadt Hall mit ihrem Territorium. Sie wurde ihrer Souveränität enthoben und Württemberg als Ersatz für an Frankreich abgetretene linksrheinische Gebiete einverleibt sowie der Aufsicht des 1803 eingerichteten Oberamts Hall unterstellt. In der Ausstellung wurden sowohl die Geschichte und Zuständigkeit der im späteren Landkreis Schwäbisch Hall aufgegangenen Oberämter und des Landratsamtes Schwäbisch Hall vorgestellt als auch die wichtigsten zeitgeschichtlichen Ereignisse.

nisse dokumentiert. Die Exponate stammten größtenteils aus dem Kreisarchiv, das maßgeblich an der Konzeption beteiligt war. Unser Dank gilt Herrn Kreisarchivar Dr. Hans P. Müller und seiner Mitarbeiterin Frau Monika Kolb M. A.

Das Jahr 2003 stand unter dem Motto „Jüdisches Leben“. Den Auftakt zahlreicher Veranstaltungen und Ausstellungen bildete die vom Historischen Verein für Württembergisch Franken im Bildungshaus Kloster Schöntal veranstaltete Tagung „... geschützt, geduldet, gleichberechtigt ... – Die Juden im baden-württembergischen Franken vom 17. Jahrhundert bis zum Ende des Kaiserreichs (1918)“. Im Rahmen einer Exkursion besuchten die Teilnehmer der Tagung die Eröffnung der Ausstellung „Ruth ‚Sara‘ Lax, 5 Jahre alt, deportiert nach Riga – Deportation und Vernichtung badischer und württembergischer Juden“ (eine Wanderausstellung des Bundesarchivs, des Staatsarchivs Ludwigsburg und des Stadtarchivs Ludwigsburg, erweitert durch Dokumente aus dem Kreisarchiv Schwäbisch Hall). Ruth Lax war erst fünf Jahre alt, als sie zusammen mit ihrer Mutter am 1. Dezember 1941 vom „Sammellager Killesberg“ zum Stuttgarter Nordbahnhof getrieben wurde. Von dort wurde sie mit über 1000 anderen württembergischen Juden nach Riga deportiert und wenige Monate später erschossen. An Hand von mehreren Schicksalen wird in der Ausstellung die Leidensgeschichte der jüdischen Bevölkerung im deutschen Machtbereich fassbar und konkret dargestellt.

In einem anderen Ausstellungsraum zeigten wir parallel: „Bet Hachajim – Haus des Lebens. Jüdische Friedhöfe im württembergischen Franken – Fotografien von Eva Maria Kraiss und Marion Reuter“. Die beiden Fotografinnen suchten über Jahre hinweg die Friedhöfe der Region auf, die in unterschiedlichem Zustand noch erhalten geblieben sind. Zwar besitzen die Farbaufnahmen einen dokumentarischen Wert an sich, ihr Reiz liegt jedoch auch in den vielseitigen Formen der Grabsteine, der Symbolik und der besonderen Stimmung, die diese „Orte des Lebens“ ausstrahlen. Das begleitende Buch konnte über den Förderkreis des Hällisch-Fränkischen Museums finanziert werden. Die Bilder hingen anschließend im jüdischen Museum in Creglingen. Ab August wurde die Ausstellung durch Fotografien von anderen, meist baulichen Zeugnissen und Überresten jüdischen Lebens in unserer Region erweitert. Die Aufnahmen für „Spuren jüdischen Lebens in Württembergisch Franken“ stammen ebenfalls von Eva Maria Kraiss und Marion Reuter. Das Angebot der Führungen durch die Ausstellung wurde durch eine Exkursion – geleitet von Eva Maria Kraiss – zu den jüdischen Friedhöfen in Berlichingen, Hohebach und Niederstetten erweitert.

In Zusammenarbeit mit dem Gerhard-Marcks-Haus, Bremen, dem Rijksmuseum Twenthe, Enschede, und der Galerie Nouvelles Images, Den Haag, richtete das Hällisch-Fränkische Museum die Ausstellung „The Song of the Sea – Bilder und Installationen von Joseph Semah“ ein, in deren Mittelpunkt Werke des in Bagdad geborenen, in Israel aufgewachsenen und derzeit in Amsterdam lebenden Künstlers stehen. Semah befasste sich seit Jahren intensiv mit der Vertäfelung der Unterlimpurger Synagoge von Eliezer Sussmann. Seine Bilder und Installationen demonstrieren seine Position als Künstler, der das kulturgeschichtliche Erbe untersucht, das Judentum und Christentum trennt und verbindet.

Zwei Ausstellungen im „Wintergarten“ gehörten in die Reihe „Jüdisches Leben“. Im Frühjahr zeigten wir: „Zeichen aus dem Nichts – Zweiundzwanzig Aquarelle zur Symbolik des hebräischen Alphabets von Dieter Franck (1909–1980)“. In seinem Todesjahr brachte Franck zusammen mit Friedrich Weinreb das Buch „Zeichen aus dem Nichts“ heraus, in dem seine zweiundzwanzig Aquarelle zum hebräischen Alphabet abgebildet und kommentiert sind. Im darauf folgenden Jahr erschien unter dem gleichen Titel postum eine Mappe in limitierter Auflage mit den im Museum ausgestellten Serigraphien nach den Aquarellen.

Von Jacob Abitbol, einem 1961 in Casablanca geborenen und seit 1989 in Schwäbisch Hall lebenden Künstler stellte das Museum eine Serie von Siebdrucken aus, die Psalmen, das Hohe-

lied und andere jüdisch-religiöse Texte in Bildern weniger illustrieren als vielmehr interpretieren.

Die Werke von drei weiteren Künstlern wurden im Wintergarten präsentiert: Felicitas Franck zeigte Tiefreliefs mit Kinderdarstellungen, Thomas Achter stellte eine Auswahl von Radierungen vor, und von Ruth Schefold waren graphische Arbeiten in verschiedenen Techniken zu sehen.

In Kooperation mit dem Zamoyski-Museum der Partnerstadt Zamość und dem Büro für Städtepartnerschaften zeigte das Hällisch-Fränkische Museum im Rahmen der Ausstellung „Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944“ die Text- und Bildokumentation „Zamość und die Zamojszczyzna während der deutschen Besatzung 1939–1944“ in der Gartenschauhalle Schwäbisch Hall.

Veranstaltungen

Im Rahmen der Reihe „Jüdisches Leben“ hielt Frau Dr. Edith Neumann einen Vortrag über die jüdische Malerin Käthe Loewenthal, die zur gleichen Zeit wie Marie Sieger in Stuttgart studierte.

Helmut Fritz las und interpretierte an zwei Abenden Werke von Paul Celan. Die Veranstaltungen wurden musikalisch begleitet von dem Klarinettenisten Hans Kumpf. Weitere Lesungen wurden im Museum angeboten; so stellte u. a. Viola Roggenkamp Passagen aus ihrem Buch vor „Tu mir eine Liebe. Meine Mamma. Jüdische Frauen und Männer in Deutschland sprechen von ihrer Mutter“.

Gemeinsam mit den hier lebenden Juden richteten Museum und Förderkreis zum internationalen Museumstag ein Fest aus, bei dem Köstlichkeiten aus der jüdischen Küche angeboten wurden und ein Vortrag sowie zwei Konzerte und ein von Schülern aufgeführtes Theaterstück auf dem Programm standen.

Ausverkauft war ein Konzert des Ensembles „Nagilah“, das Synagogengesänge, yiddische, sefardische und israelische Lieder sowie Klezmermusik vortrug.

Mehrere tausend Besucher zählte das Museum bei der „Langen Kunstnacht 2003“ im Oktober des Jahres. Eine Gruppe von in Hall lebenden Südamerikanern sowie die Deutsch-Finnische Gesellschaft übernahmen die Bewirtung. Zwei Konzerte und Führungen durch verschiedene Abteilungen sowie eine Ausstellung des Künstlerbundes Schwäbisch Hall im Vortragsraum des Museums und kurze Vorführungen des Leubeschen Puppentheaters zogen ständig neue Gäste an. Eine Reihe kleinerer Veranstaltungen, vor allem auch für Kinder, rundete das Angebot ab. Ende Oktober feierten Historischer Verein und Stadt gemeinsam den Umzug der Sammlungen von Künzelsau nach Schwäbisch Hall vor 130 Jahren. Die Festredner wiesen mit Nachdruck auf die regionale und überregionale Bedeutung des Museums hin und appellierten an die Stadtverwaltung, von einer Schließung oder auch nur Teilschließung des Museums abzusehen. Die Feier fiel in die Phase der Haushaltsdiskussionen, in deren Rahmen die Umnutzung von einzelnen Gebäuden des Museumskomplexes erörtert wurde.

Sonstiges

Die gemeinsame Unterstützung des Museums durch den Historischen Verein und den Förderkreis hat sich durchaus bewährt. Eine große Zahl der aufgeführten Veranstaltungen konnte nur dank der Mitwirkung beider Vereine stattfinden. Auch bei den gemeinschaftlich organisierten Exkursionen nach Bad Schussenried, München und Bernried hat sich die Zusammenarbeit bewährt.

Vielfältig waren die Bemühungen, Gelder für das Museum zu beschaffen. Dankenswerterweise richtete eine Gruppe von Damen des Förderkreises einen Stand auf dem Haller Weihnachtsmarkt ein. Der Erlös aus dem Verkauf kam dem Museum zugute. Dank einer großzügigen Spende der Familie Dr. Wolfgang Ladewig über den Lions Club Schwäbisch Hall konnte endlich ein neuer Museumsprospekt herausgegeben werden. Allen Förderern des Museums sei herzlich gedankt. Unser Dank gilt den Mitarbeitern des Hauses, die trotz aller Belastungen auch 2003 hervorragende Arbeit geleistet haben. Für ihren unermüdlichen Einsatz für das Museum und den Historischen Verein möchte ich meiner Stellvertreterin, Frau Herta Beutter, herzlich danken.

Dr. Armin Panter
Museumsleiter

9. Neue Mitglieder/Geschichtspristräger

Im Jahr 2003 sind folgende Mitglieder neu eingetreten:

Dollinger Ursula, Ilshofen
Frenzel Rainer, Braunsbach
Gräter Wolfgang, Rosengarten
Gronbach Günter, Zweiflingen
Honold Beate, Schwäbisch Hall
Knip Jürgen, Freiburg
Werner Armin E., Theres

Der Geschichtspreis unseres Vereins wurde zum zwölften Mal an achtundzwanzig Schüler der Klassen 12 und 13 der Gymnasien und berufsorientierten Gymnasien der Region für hervorragende Leistungen im Fach Geschichte verliehen. Den Preisträgern wird eine dreijährige kostenlose Mitgliedschaft einschließlich des Bezugs der Jahrbücher gewährt. Wir gehen dazu über, die Preisträger dann namentlich als Neumitglieder bekannt zu machen, wenn sie die Mitgliedschaft nach der beitragsfreien Zeit fortführen.

10. Förderer des Vereins

Der Historische Verein für Württembergisch Franken wurde im Berichtsjahr durch die nachfolgend aufgeführten Körperschaften, Wirtschaftsunternehmen, Banken und Privatpersonen finanziell gefördert:

Bausparkasse Schwäbisch Hall
Hohenlohekreis
Rechtsanwalt Eberhard Knorr, Ulm
Dr. jur. Wolfgang Ladewig, Rosengarten-Westheim
Landkreis Schwäbisch Hall
Lions Club Schwäbisch Hall
Main-Tauber-Kreis
Stadt Schwäbisch Hall
Stiftung Würth, Künzelsau

Ohne die finanzielle Unterstützung dieser Institutionen und Personen könnten die umfangreichen Aufgaben, mit denen sich unser Verein befasst, nicht erledigt werden. Wir danken ganz besonders für diese ermutigende Unterstützung.

11. Dank für ehrenamtliche Mitarbeit

Auch im Berichtsjahr 2003 haben zahlreiche Mitglieder des Historischen Vereins für Württembergisch Franken ehrenamtliche Arbeiten für die Zielsetzungen des Vereins geleistet. Ihnen gilt mein besonderer Dank. Es sind dies:

die Mitglieder des geschäftsführenden Vorstandes

Herr Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall, stellvertretender Vorsitzender

Herr Kreisverwaltungsdirektor Wolfgang Weirether, Schwäbisch Hall, Kassenverwalter

die ständigen Berater des Vorstands

Herr Ltd. Regierungsdirektor a.D. Albert Rothmund, Schwäbisch Hall

Herr Dr. Otto Windmüller, (Internet/Homepage), Schwäbisch Hall

die Mitglieder des Ausschusses und zwar:

die Schriftleitung des Jahrbuchs und der „Forschungen aus Württembergisch Franken“

Herr Professor Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt

Herr Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall (außerdem Beauftragter für das Museumswesen)

Herr Dr. Armin Panter, Leiter des Hällisch-Fränkischen Museums

Herr Oberarchivrat Dr. Peter Schiffer, Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein

Herr Professor Dr. Gerhard Taddey, Neuenstein

Frau Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter, Schwäbisch Hall (weiter verantwortlich für die Graphiksammlung und die Halbjahresprogramme)

der Verantwortliche für das Museumswesen

Herr Museumsleiter Dr. Armin Panter, Hällisch-Fränkisches Museum

die Leiter der Arbeitskreise

Herr Rolf Werner, Öhringen-Michelbach/Wald

Herr Dipl.-Bibliothekar Andreas Kozlik, Oppenweiler

Herr Professor Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt

die Vorsitzenden der Ortsverbände

Herr Studiendirektor Wolfgang Kunzfeld, Ingelfingen

Herr Stadtarchivar Stefan Kraut M. A., Künzelsau

Herr Dipl.-Bibliothekar Andreas Kozlik, Oppenweiler

Herr Rektor a. D. Richard Messerschmidt, Niedernhall

der Verantwortliche für die Offenen Abende

Herr Oberstudiendirektor a. D. Eberhard Göpfert, Schwäbisch Hall

der Kassenprüfer

Herr Bankdirektor Kurt Rück, Schwäbisch Hall

die Sekretärin

Frau Elke Petereit, Schwäbisch Hall

Dr. Christoph Philippi
Vorsitzender

Abkürzungen

- A = Archiv
B. = Bürger beziehungsweise Bürgerin
ebd. = ebenda
HStA = Hauptstaatsarchiv Stuttgart
Jh. = Jahrhundert
StAL = Staatsarchiv Ludwigsburg
Wwe = Witwe
WJB = Württembergische Jahrbücher

Autoren und Mitarbeiter dieses Bandes

Dr. Kurt Andermann, Nibelungenring 79, 76297 Stutensee (Blankenloch)

Herta Beutter, Obere Herrngasse 15/1, 74523 Schwäbisch Hall

Astrid Breyer, Herrengasse 29, 86720 Nördlingen

Irmgard Brose, Im Dörfle 1, 74541 Vellberg-Lorenzenzimmern

Dr. Sven-Uwe Bürger, Burg Amlishagen, 74582 Amlishagen

Elke Däuber, Urbanstraße 5, 74523 Schwäbisch Hall

Prof. Dr. Walter Dürr, Eichendorffweg 16a, 56182 Urbar

Herbert Ebert, Ottmar-Schönhuth-Straße 24, 97980 Bad Mergentheim-Wachbach

Prof. Dr. Gerhard Fritz, Oberer Hofberg 9, 71540 Murrhardt

Dagmar Geiß, Neißestraße 20, 73525 Schwäbisch Gmünd

Eberhard Göpfert, Konradweg 4, 74523 Schwäbisch Hall

Steffen Hinderer, Kirchstraße 8, 74405 Gaildorf

Dr. Rolf Königstein, Meisenweg 2, 71549 Auenwald

Herbert Kohl, Brahmweg 11, 74523 Schwäbisch Hall

Andreas Kozlik, Dorfstraße 17, 71570 Oppenweiler

Ulrike Marski, Wirtsgasse 11, 74538 Rosengarten

Doris Müller, Unterlimpurger Straße 26, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Armin Panter, Gerhard-Storz-Weg 11, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Christoph Philippi, Richard-Wagner-Weg 21, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Fritz Schall, Wezelstraße 19, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Peter Schiffer, Bergstraße 14, 71642 Ludwigsburg

Dipl.-Ing. Werner Schuch, Emil-Kost-Weg 12, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Theo Simon, Gehrendshalde 42, 74427 Fichtenberg

Bernd Stadel, Bürgermeister der Stadt Schwäbisch Hall, Gymnasiumstraße 4, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Harald Stockert, Oftersheimer Straße 13, 68766 Hockenheim

Prof. Dr. Gerhard Taddey, Obere Gartenstraße 11, 74632 Neuenstein

Dipl. Ing. Thomas Voit, Herschelstraße 40B, 70565 Stuttgart

Dr. Jürgen Walter, Schloss, 74677 Dörzbach

Dr. Raimund J. Weber, Ziegelwiesenstraße 22, 73540 Heubach

Karolin Wegner, Referat „Museen und Bildende Kunst“, Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg, Königstraße 46, 70173 Stuttgart

Dr. Christoph Weismann, Am Schuppach 3, 74523 Schwäbisch Hall

Jasmin Wiedemann, Apfelweg, 98233 Neu-Ulm

Dieter Wieland, Neustetterstraße 21, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Andreas Zieger, Memelstraße 29, 74405 Gaildorf

Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall

Ausstellungen

Das Museum im Dialog mit zeitgenössischer Kunst

Bis 12. September 2004

Zeitgenössische Kunst zu Eduard Mörike

(in Kooperation mit der KulturRegion Stuttgart und der Landesstiftung Baden-Württemberg)

Bis 12. September 2004

radio fraktal – akustisches aus dem internet ein akustisches kunstprojekt von Susanne Gerber

(mit aufnahmen aus den früheren räumen des radio sthörungsk
schwäbisch hall)

Bis 26. September 2004

Tiefe der Fläche – Stilleben in sechs Teilen Arbeiten von Ute Haecker

2. Oktober bis 5. Dezember 2004

Das „Zamosc-Tuch“

Installation von Lore Jahnel

Das Museum macht Geschichte

26. September bis 21. November 2004

Schwäbisch Hall im Blick – Stadtansichten einmals anders betrachtet

Zu der Ausstellung erscheint ein reich bebildertes Begleitbuch.

Das Museum im Dialog mit anderen Kulturen

11. Dezember 2004 bis Anfang März 2005

Vision Tibet



Hällisch-
Fränkisches
Museum
Schwäbisch
Hall

Öffnungszeiten

Di – So 10 – 17 Uhr

Mi 10 – 20 Uhr

Eintritt 2.-- Euro / erm. 1,50 Euro

Hällisch-Fränkisches Museum . Keckenhof . 74523 Schwäbisch Hall .
Telefon 0791/751 360, 289 . e-mail: hfm@schwaebischhall.de

Weitere Informationen finden Sie unter

www.wuerttembergischfranken.de, Link: Hällisch-Fränkisches Museum.



WÜRTEMBERGISCHE
LANDESBIBLIOTHEK

2020

N13<>>30 97881 6 024



WLB Stuttgart

